P. O. germ. 161hd
3 Brachmann

<36609319930011

<36609319930011

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Auserlesene

Erzählungen und Novellen

von

Louise Brachmann.

Herausgegeben

von

K. L. Methusalem Müller.

Erster Band.

Leipzig,
in der Weygand'schen Buchhandlung.

1825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Da der Herausgeber der beiden ersten Theile der Schriften der Louise Brachmann die Herausgabe der folgenden Theile aufgegeben hat, so habe ich dem Antrage und Verlangen der Verlagshandlung, die fernere Herausgabe dieser Schriften zu besorgen, in so fern und in dem Maße nachgegeben, daß ich die Durchsicht und Auswahl des zum Druck zu Befördernden übernommen und besorgt habe und fernerhin besorgen werde. Ich beschränke mich jedoch allein auf das Geschäft der Durchsicht und Anordnung des mir in obiger Absicht Anvertrauten. Das Verdienst der leider zu früh und so unglücklich aus dem Leben geschiedenen Dichterin aufrichtig ehrend, und ihr im Le=

den befreundet durch das Band, welches Liebe für Kunst und Wissenschaft knüpft, habe ich geglaubt, nur das Gediegenere aus ihren zahlreichen Werken auswählen zu müssen, indem sich unter diesen so manches findet, was sie selbst, hätte sie diese Ausgabe ihrer Schriften ordnen und leiten können, gewiß nicht aufgenommen haben würde. So denke ich, sollen diese Schriften ein würdiges Denkmal eines Geistes seyn, der, so lange er hinieden wallte, den Vollkommenern rastlos nachstrebte, und seine Zeitgenossen durch die edelsten Früchte seiner Thätigkeit zu erfreuen suchte.

Leipzig im August 1825.

K. L. Methus. Müller.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

X a v i e r.

Ein Familienbild.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Es thut dem Herzen wohl, wenn man zuweilen beim Anblick seelenvoller Bilder vernimmt, daß es Portraits, und nicht bloß Schöpfungen der Künstlerseele sind. Eine Geschichte aus nicht allzulang vergangner Zeit sprach mich vor Kurzem rührend an; ich nahm mir vor, das edle Bild auch meinen Freunden mitzutheilen. Einige selbstverlebte schöne Tage mögen ihm gleichsam zum heitern Landschaftsgrunde dienen.

Schon seit lang war ich auf das Schloß einer befreundeten Familie eingeladen gewesen. Nur geistig hatten wir bisher in Verbindung gestanden, allein auch ungesehen eine lebhafte, gegenseitige Freundschaft gefaßt. Ich freute mich, als ich endlich einmal die Reise dahin unternehmen konnte, und am Abend eines schönen Juniustages den Wohnsitz meiner Freunde begrüßte.

Herr und Frau von ** empfingen mich mit wahrhaft herzlichem Ausdruck von Freude. Beide, aus alten rühmlichen Rittergeschlechtern entsprossen, vereinen die Biederkeit der frühern Zeit mit lebhafter Empfänglichkeit für Kunst und alles Schöne, alles Große, was die neuere bietet. Es war schon dunkel, als ich ankam; man führte mich in einen mit Kerzen erhellten Saal im untern Stockwerk, wo unsrer die Abendmahlzeit harrte. Wir gingen erst spät auseinander;

meine freundliche Wirthin führte mich selbst die Treppe hinauf nach dem für mich bestimmten Zimmer. Es war ein einfach ausgeziertes hohes Zimmer mit einem daran stoßenden freundlichen Schlafgemach; ich sah mich wohlgefällig in dem stillen Besitzthum; allein jetzt öffnete Frau von ** eine hohe Glasthür, welche von innen durch seidne, bis zum Boden herabwallende Gardinen verborgen gewesen war; wir traten heraus auf einen Balkon — und hier — mit einem Male lag eine Landschaft vor mir, schön, in einem ganz ungewöhnlichen Charakter schön, und von dem zaubrischen Licht des vollen Monds beleuchtet. Der weite, laubenvolle Blumengarten, der sich bis unter den Balkon hinzog, die Baumgruppen, die Haine rings um ihn her, nur hier und da von Wiesengrund durchbrochen, Alles wurde durch einen Halbkreis romantischer Felsen eingeschlossen, die, sich von einer Seite zur andern ziehend, ein stilles Friedensthal zu bilden schienen, in dessen Schooße Schloß und Garten wie in einer Wiege ruhten. Es machte einen eignen Eindruck von Ruhe, von sanftem Schwindel, möcht' ich fast sagen, wenn man auf die ganz gleichen Steinschichten der glatten, niedersteigenden Felsenwände sah, so daß mich das Ganze beinahe wie eine Traumlandschaft zu umdämmern schien.

Gerade eine solche Stimmung gehörte dazu, um mich so aufmerksam auf die an sich einfachen Worte zu machen, die eben Frau von ** zu mir sagte, als sie sich wegbegeben wollte: „Ruhen Sie sanft, meine Freundin! Sie wohnen, wo ehemals ein guter Mensch gewohnt hat!"

Ich glaubte einen eignen bewegten Ausdruck in ihrer

Stimme zu bemerken. — „Und wer, wenn ich fragen darf?“ — versetzte ich theilnehmend.

„Mein längst verstorbener Oheim, ein Ordensritter“ — erwiederte sie, mit dem vorigen Tone, drückte mir herzlich die Hand, und entfernte sich.

Diese wenigen Worte, mit einer Art wehmüthiger Bedeutung ausgesprochen, beschäftigten mich. Eine Menge dunkler Ideen schienen sich schon mit dem Worte Ordensritter, für mich zu verbinden, das ich nie mit Kälte nennen hören werde. Diese stille, ätherisch mich umschwimmende Landschaft, fast war es mir, als ob sie zusammenflösse mit den Gedanken an den edeln, unglücklichen Bewohner dieser Zimmer!

Daß er edel gewesen war, konnte ich nicht bezweifeln; hatte ihn nicht Frau von ** mit einem so bestimmten Accent einen guten Menschen genannt? sie, welche die Bescheidenheit selbst, nie etwas Vortheilhaftes von sich oder den ihr Angehörigen zu sagen wagte, wenn es nicht in noch dreimal höherm Grade zu verbürgen stand! Daß er nicht glücklich war, dieß glaubte ich aus der Art schließen zu können, mit der sie von ihm gesprochen hatte. — So wurde mir diese Stelle, die er vor mir bewohnt hatte, gleichsam zum stillen Heiligthum, und wie im Schutze eines guten Geistes schlief ich ein.

Ein himmlischer Morgen erweckte mich; die Gegend prangte nun mit verändertem Reiz in ihrer malerischen Farbenfrische, wo goldne Sonnenlichter über Felsen und Bäume spielten, die Wipfel von Gesang ertönten, und Bienen munter über die Blumenfelder unter meinem Balkon hinsummten. Erfreut nahm ich den Vorschlag meiner liebenswürdigen Gast-

freunde zu einem ländlichen Spaziergange an. Wir wählten die entgegengesetzte Richtung von der Aussicht, die ich aus meinem Zimmer hatte, und auch hier fand ich die anmuthreichste Landschaft. Felder in schwellendem Wuchs; Pflanzungen trefflicher Fruchtbäume, und helle, freundliche Dörfer schienen vom blühendsten Wohlstand zu zeugen.

Wir sahen jetzt eine grünfunkelnde Wiese vor uns liegen, um die sich herrliche Baumgänge zogen, die Wege von einem Ort zum andern mit wohlthätigem Schatten deckend. Einer von dichten Buchen, einer von Linden, und wir standen eben unter einem Pappelgange, der trotz seiner hochstrebenden, luftig flatternden Zweige, sich doch zu einer dichten Säulenhalle bildete. Frau von ** blieb einen Augenblick stehen, und sah empor zu dem hohen, flüsternden Laubdach; dann sagte sie halbleise: „Diese Schattengänge hat mein guter Oheim, der Ordensritter, auch angelegt."

Mir war, als ob ich dieß schon geahnet hätte; doch höchst erfreut, diesen Gegenstand endlich berührt zu sehen, suchte ich eifrig ihn festzuhalten. „Wie?" rief ich mit theilnehmender Aufmerksamkeit und einem Blick auf beide, der mehr von diesen herzlichen Aeußerungen zu bitten schien. „O ja!" nahm Herr von ** das Wort, „den größen Theil des Wohlstands dieser Fluren verdanken wir diesem vortrefflichen Verwandten, der ehmals der Besitzer dieses Gutes war. — Dort, sehen Sie jenes Dörfchen durch die Bäume blinken? Jene größtentheils neuen, reinlichen Häuser hat er den armen Einwohnern nach einem großen Brande wieder aufgebaut."

„Dort jene Kirche," sagte Frau von **, nach einem andern, größern Dorfe zeigend, die lange halb verfallen stand,

hat er wieder zum Gottesdienste eingerichtet — und sehen Sie — dort kommen die lebendigen Zeugen seiner Wohlthätigkeit.“

Ein Zug fröhlicher, blühend gesunder Kinder kam eben aus einem weißen, ansehnlich gebauten Hause nicht fern von der erwähnten Kirche, und ging nach dem umbüschten Dörfchen zu. — „Dieß ist das Haus des Lehrers,“ fuhr Herr von ** fort, „zu der Schule, die er gestiftet hat, für die Kinder seiner ärmern Unterthanen; denn nicht bloß Felder wollte er verbessern, und Bäume pflanzen, auch das Gute hat er eifrig gepflegt in Seelen, welche Gott ihm anvertraute.“

Die Kinder gingen jetzt zutraulich grüßend an uns vorüber; Herr und Frau von ** unterhielten sich theilnehmend mit ihnen, forschten nach den Fortschritten ihres Fleißes, theilten kleine, ermunternde Gaben aus; bestellten manche, deren Aeltern krank waren, nach dem Schlosse. O wie gut muß der gewesen seyn, sagte ich zu mir selbst, den diese, schon selbst so guten Menschen, mit dieser feurigen Bewundrung loben!

Indessen hatte die Dazwischenkunft der Kinder dem Gespräch eine andre Richtung gegeben. Unsre Wandrung, die einen Zirkel beschrieben hatte, neigte sich zu ihrem Ende, und das Schloß lag schon nah und schimmernd vor uns, als wär' es der Juwel in diesem schönen Ringe. Mit stiller Achtung schloß ich das Interesse, das nun so schön gerechtfertigt war, in mein Gemüth; allein in einer ungestörten Nachmittagsstunde, wo eben Frau von ** bei mir in jenem, so bedeutend gewordenen Zimmer war, benutzte ich den Augenblick,

und sagte, ihre Hand ergreifend, mit nicht mehr verhehlter Wärme: „O halten Sie es nicht für Neugier, wenn ich ein inniges Verlangen hege, etwas mehr von dem Schicksal jenes edlen Todten zu wissen, der mich nach alle dem, was ich von ihm höre, sehr lebhaft interessirt; und von dem mir ein innres Gefühl zu sagen scheint — — daß er selbst nicht so glücklich war, als er andre machte." „Wie könnte ich den Ausdruck wahren Antheils verkennen?" erwiederte meine Freundin, „und gegen wen könnte ich daher lieber von ihm sprechen, als gegen Sie? Ja, Ihr Gefühl hat Sie nicht betrogen; er war nicht glücklich! Er, der rings um sich Segen zu verbreiten strebte, mußte selbst darben an den liebsten Wünschen seines Herzens. Diese Stätte, diese einsamen Gemächer sind wohl öfter Zeugen der stillen Kämpfe seines edeln, glücklosen Herzens gewesen.

„Die Geschichte seines Schicksals ist einfach, vielleicht nicht ungewöhnlich; allein die Art, wie er sein Schicksal ertragen, besiegt hat, mag nicht ganz gewöhnlich seyn. Von der frühsten Kindheit an hat mich eine innige Theilnahme zu diesem guten Oheim gezogen, und das, was er meiner Mutter einst ausführlich vertraut, habe ich von dieser wieder erhalten, und unauslöschlich fest meinem Gedächtniß eingeprägt."

„Xavier von M.., — dieß war sein Name, — der einzige Sohn meiner Großmutter mütterlicher Seite, war, nach dem frühen Tode seines Vaters, der letzte Sprosse eines angesehenen Geschlechts. Der Reichthum seines Erbes setzte seine Mutter und seine Vormünder in den Stand, ihm die vollkommenste Erziehung geben zu lassen, und so vereinte er mit der Empfindsamkeit des besten Herzens einen sehr aufge-

klärten, durch Wissenschaft geschmückten Geist. Reisen vollendeten, was er auf mehrern Akademien mit gründlichem Streben eingesammelt hatte, und gaben zugleich seinem Aeußern jene anmuthige Gewandtheit, welche eine vortheilhafte Gestalt erst hervorhebt.

„Aber“ — unterbrach sich Frau von **, „Sie müssen verzeihen, wenn ich vielleicht zu warm zu seinem Lobe hingerissen werde, müssen vergessen, daß ich von einem Verwandten spreche! — — und ist er denn nicht jetzt ein längst verklärtes Wesen? — Der Tod hebt ja über alle irdische Bande hinaus!“

„Er war zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, und schon hatte er an unserm Hofe einige Jahre mit Beifall und Ehre gedient, und das nach rühmlicher Auszeichnung dürstende Gemüth seiner Mutter mit frohem Stolze erfüllt, als ihn eine Reise in Geschäften des Staats in ein entferntes Fürstenthum führte. Er eilte auf das Schloß seiner Mutter, um dieser und seiner kleinen Schwester noch vorher Lebewohl zu sagen.“

„Seine Mutter, eine geborne Gräfin von S.., eine würdige Frau, aber mit etwas strengem, fast männlichem Geiste begabt, ertrug die Trennung von dem theuern Sohne mit Standhaftigkeit; doch hielt sie es für angemessen, ihm, welchen ihr die letzten Jahre fast aus dem Gesicht gerückt, noch vor dem Scheiden die Wünsche und Hoffnungen ihres Lebens ans Herz zu legen. Sie, welche des Vaterlosen frühere Erziehung fast allein und mit geistvoller Kraft geleitet hatte, stand in einem fast überirdischen Ansehn bei ihrem Sohne, und jedes ihrer Worte war ihm bisher Befehl gewesen, je-

der Blick ihrer feuervollen Augen gleichsam ein lohnender oder strafender Urtheilsspruch."

„Xavier — fing sie mit einem halb gütigen, halb vorwurfsvollen Lächeln an, als die Stunde des Abschieds nahte — ist dir deine Mutter so fremd geworden, daß du mir nichts von dem zu sagen weißt, was einem Menschen in deinen Jahren immer das Wichtigste ist?"

„Was meinen Sie, theure Mutter?" fragte Xavier beinah bestürzt.

„Ich meine die Angelegenheiten deines Herzens!" lächelte diese. — „Welche von den schönen Fräuleins der Residenz, Gräfinnen oder wohl gar Prinzessinnen hat denn den Preis bei dir davon getragen? und will sich künftig herablassen, den Namen derer von M.. zu tragen?"

„Aengstlich hatte Xavier umher gesonnen, wodurch er sich wohl einen Vorwurf von der verehrten Mutter könne zugezogen haben. Jetzt athmete er wieder leicht, und blickte sie mit freien treuherzigen Augen an. „Beste Mutter," rief er fröhlich, „wenn Sie mich in diesem Verdacht gehabt haben, so darf ich Ihnen auf mein Ehrenwort versichern, daß Sie mir Unrecht thaten! Bisher hat nur der Wunsch meine Seele beschäftigt, meine Stelle im Staate rühmlich zu erfüllen, was doch wohl des Mannes erstes und edelstes Ziel seyn soll. — — Noch fand ich kein Weib, — und aufrichtig gesagt, — achtete auch auf keins, — das mir hätte gefallen können!"

„Desto schlimmer!" rief die Mutter, „desto schlimmer, mein Freund! Du stehst in deinem sechs und zwanzigsten Jahre; und hast du nie daran gedacht, ob das Geschlecht deiner

edeln Ahnen fortblühen möge, oder untergehen? Dieß Geschlecht, das glorreiche Helden in seiner Reihe zählt? Ist dir es gleichgültig, ob der Name der M.. fortan auf Erden genannt werde, oder nicht?"

„Diese Worte überraschten Xavier. In diesem Augenblicke fuhr sein Reisewagen vor. — „Geh, mein guter Sohn!" sagte die Mutter weicher, als gewöhnlich, und mit Thränen im Auge. — „Vielleicht, daß du in jenen fernen Gegenden findest, was uns beide beglücken kann! O daß mir Gott die Freude schenkte, noch Enkel an mein Herz zu drükken!"

„Erröthend und in höchster Beklommenheit umarmte Xavier seine Mutter, versprach ihr in ehrerbietigen, aber flüchtigen Worten, immer, so viel es ihm nur möglich sey, ihren Wünschen gemäß zu handeln, küßte noch seine kleine Schwester, und warf sich dann schnell in den Wagen."

„Er hatte unterweges Zeit genug, Betrachtungen nachzuhängen, die sich je mehr und mehr zur Schwermuth neigten. Es lag wohl etwas Wahres, Gerechtes in den letzten, so bewegt ausgesprochnen Worten seiner Mutter; auch war es sein ganzes Leben durch sein Ziel gewesen, die Wünsche dieser hochverehrten Mutter zu erfüllen, und nun auf einmal sah er sich an dunkler Grenze seiner Macht, ja beinahe seines Willens! Denn wenn auch tausend zarte Bande von liebender Gefälligkeit die Welt gegenseitig verknüpfen, bei diesem Gegenstand allein ist ein edles Gemüth ewig frei, und wird durch keine Fessel, wär's auch die zarteste, beschränkt. Entsagen kann ein hoher Mensch aus Rücksicht gegen Andre dem Kleinod, das er liebt, doch nimmer aus derselben Rück-

sicht sich dem ergeben, was ihm nicht durch Liebe geheiligt ist.

Je inniger Xavier gewünscht hätte, seiner Mutter auch hierein willfahren zu können, je mehr sah er sich in der Folge in Widerspruch mit den höhern Forderungen seines Herzens. Er kam an dem Hofe an, für welchen seine Anträge bestimmt waren, und ward, als der Geschäftsträger eines angesehenen Fürstenhauses, mit größter Auszeichnung empfangen. Sein vortheilhaftes Aeußeres, wahrscheinlich aber noch mehr der Ruf seines bedeutenden Vermögens, lenkten bald die Augen aller Damen der Residenz und der Umgegend auf ihn; allein nicht Eine fand er, die seinem dunkeln, aber heilig gehaltenen Ideal von Liebe sich nur von fern genähert hätte. Und zog ihn auch wohl hin und wieder ein liebenswürdiger äußerer Schein von Seele an, so mußte er ihn immer nur zu bald für Schein erkennen."

„Einst ward er mit mehrern Großen der Hauptstadt auf das Schloß eines benachbarten, sehr reichen Edeln geladen, der die Vermählung einer seiner Töchter durch achttägige Feste feierte. In schimmerndem Gemisch war hier die schöne Welt von nah und fern versammelt; schwarze Augen funkelten neben schmachtenden blauen, und gingen sieggewohnt zu offner Fehde aus, während jene gleichsam nur durch verdeckten Angriff in die Herzen zu dringen suchten. Bei Hebe's Jugendblüthe prangte dort junonischer Wuchs, und Alles in der Glorie des höchsten Schmucks, der größten Pracht in den Gewändern und in der schimmernden Verklärung der Juwelen. Nur ein Gemüth, wie Xaviers, konnte hier ungeblendet und ungefesselt bleiben."

„Ihm ward bald dieses leere, lustsüchtige Geräusch zum Ueberdruß, und er stahl sich nicht selten von der Gesellschaft hinweg, um einen einsamen Spaziergang in die umliegende Gegend, vorzüglich in den nahen Wald zu machen."

„In einer schwülen Nachmittagsstunde suchte er auch nach aufgehobner Tafel die Schatten des Waldes auf, dessen naheliegender Theil durch mancherlei englische Partien verschönert war. Langsam wandelte er durch die grünen Irrgänge, und kam jetzt an ein recht stilles, heimliches Plätzchen, zu einer Moosbank, rings von blühendem Gesträuch umgeben, und von schattenden Bäumen im Kreise eingeschlossen. Er warf sich auf diesen gleichsam der Ruhe geweihten Sitz, und fing schon an, bei dem leis flüsternden Geräusch der Blätter sich einem leichten Schlummer hinzugeben, als er nicht fern von sich etwas Farbiges aus dem Grase blicken sah. Er hob es auf; es war eine kleine Brieftasche von rothem Marokin. Flüchtig durchblätterte er seinen Fund, nur um vielleicht den Eigenthümer dadurch zu erkennen. Doch unwillkürlich ward er durch den Inhalt angezogen, und zu Uebertretung seiner sonst gewöhnlichen Discretion verleitet. Es waren Denksprüche von einer zierlichen weiblichen Hand geschrieben, hingeworfene Gedanken und Empfindungen, deren einige aus vorzüglichen Schriftstellern entlehnt, andre aus der eignen Tiefe eines reichen Gemüths hervorgegangen schienen. An manchen sah man es deutlich, wie sie in bekümmerter Stimmung niedergeschrieben waren, wie sich das beklommne Herz durch sie hatte Trost zusprechen wollen. Unter andern sprachen ihn ein paar Strophen rührend an, die auch mir im Gedächtniß geblieben sind:"

„Wer schon seit der Kindheit Tagen
Glücklich darf durch's Leben geh'n,
O er mag durch kühnes Wagen
Seinen Muth unsterblich seh'n!

Doch dem Armen, dem im Leben
Nie gelacht des Glückes Huld,
Stärke du sein mühvoll Streben,
Heldin, himmlische Geduld!"

Ein lebhaftes Interesse war nun für Xavier in dieses leere, müßige Geräusch gekommen, das er vorher geflohen hatte; denn er konnte nicht zweifeln, daß eine von den Damen der Gesellschaft die Schreiberin dieser Sinnsprüche sey. Denn benützten doch auch die übrigen Theilnehmer an dem Feste zum öftern dieß ländliche Recht des freien Umherstreifens in der Gegend! mit Unruhe wartete er auf den Abend, wo sich die Gäste sämmtlich im großen Saale zu versammeln pflegten, und er im vielseitigen Gespräch die Unbekannte sicher zu erforschen hoffte."

„Der Abend kam; Wirth und Gäste versammelten sich; allein Xaviers Hoffnungen wollten sich nicht erfüllen. Schon der Character stiller Traurigkeit, duldender Ergebung, welche die Verfasserin dieser Aufsätze zu bezeichnen schien und sie seinem großmüthigen Herzen nur unendlich werther machte, konnte ihm ein leiser Fingerzeig bei seinen Nachforschungen seyn; doch diese Damen schienen alle glücklich, fast bis zum Uebermuthe. Durch tausend zarte, geistreiche Wendungen suchte er den Geist der Damen zu erforschen; schlug alle Saiten jener in den Inschriften geäußerten Ideen und Gefühle an, ohne daß ihm auch nur ein einziger antwortender Ton

gekommen wäre. Endlich schlug er sogar ein Spiel vor, worin Jeder eigenhändig einen Gedanken niederschreiben mußte; aber auch nicht eine einzige Handschrift glich jenem eigens gefälligen Schriftzügen. Ihm blieb nun nichts, als den lieben Fund zu bewahren, da er ihn nicht gegen eine noch liebere Entdekkung hatte vertauschen können."

„Indessen, eine Art von Unruhe, von Unbehaglichkeit hatte sich seines ganzen Wesens bemächtigt, die er vorher nie gekannt; schlaflos warf er sich einige Stunden der Nacht auf seinem Lager, und sprang endlich auf, um, wie er sich selbst überredete, den Aufgang der Sonne einmal auf dem nahen Berge zu betrachten. Im Grunde hätte er aber wohl gewünscht, eine andre Sonne am Himmel seines Lebens aufgehen zu sehen."

„Im Schlosse lag noch alles im tiefen Schlafe; leise ging Xavier aus seinem Zimmer durch einen Seitengang desselben Flügels nach dem Garten; denn mild und schonend, wie er stets gegen Andre war, hatte er niemand wecken wollen, selbst seinen Diener nicht. Er öffnete die Seitenthür, und trat hinaus in den Garten, der sich in blühenden Terrassen hinter dem Schlosse hinzog, und dann durch den anstoßenden Park ins Freie führte. Jetzt lag noch Dunkel auf dem Lustgebiete; nur noch in unbestimmten Formen und Farben schwankten die hohen Blumen ihm entgegen, und thaten nur durch reiche Düfte, die ihm Sehnsucht weckend entgegen wogten, ihren Blumenadel kund."

Stille wandelte er an der langen Seitenwand des Schlosses hin, da sah er aus einem Fenster in dem unterirdischen Geschosse, in dem die Küche lag, schon so früh den

Schein eines Lichtes blinken. Er trat hinzu, und sah, daß es aus einem wirthschaftlichen Gemach neben der Küche kam; das Fenster ragte halb über dem Grund empor, und so ward es ihm leicht, das zu beobachten, was da unten vorging."

„An einem reinlich weißen Tische sah er ein junges Mädchen emsig beschäftigt, allerlei Gartengemüß für den nächsten Mittag zu zubereiten und zu ordnen. Sie schien so still, so fromm, einzig mit ihrer Arbeit beschäftigt; er meinte, lang nicht ein so liebliches und zugleich so unschuldig sanftes Gesichtchen gesehen zu haben."

„Mein Gott! sagte er gerührt zu sich selbst, wie hart ist doch das Loos der dienenden Menschenklasse! Während im Schloß die Herren und Damen sich noch stundenlang auf ihren seidnen Lagern wiegen, muß dieß arme Geschöpf dem Tage voraneilen, und hier beim matten Lichtschein für unsern flüchtigen Genuß arbeiten!"

„Zögernd verließ er diese Stelle, und ging durch die dämmernden Fluren seinem sich vorgesetzten Ziele zu. Der majestätische Anblick des Sonnenaufgangs erhob ihn wohl auf Augenblicke, doch ganz konnte er ihn nicht zerstreuen. Als er zurück kam, sah er im Vorbeigehen an der Küche jenes anmuthige Geschöpf schon nebst andern Arbeiterinnen bei dem hochlodernden Feuer beschäftigt, und ein leiser Seufzer stieg in ihm empor."

„Drückend war ihm der Zwang, womit er der Gesellschaft seinen Trübsinn verbergen mußte, um so mehr, als am vorigen Abend seine lebhafte Fröhlichkeit eine ungewohnte Erscheinung dargeboten hatte. Sobald der Anstand es er-

laubte, eilte er, nach aufgehobener Tafel, wieder zu einem einsamen Spaziergange."

„Er folgte heut einem schmalen Fußpfade, der zwischen Hügeln hinlief, und kam jetzt in ein kleines, abgeschiedenes Thal, das eine anziehende Landschaft darbot. Auf einer Seite Berge, auf der andern der malerische Wald, und im Hintergrunde eine Halmenhütte, die seine Blicke bald ausschließend an sich zog, denn er bemerkte eine Dame von der anmuthigsten Gestalt mit flüchtigen Schritten auf die Hütte zu eilend, einen einfachen kleinen Strohhut auf dem Haupte, und ein Körbchen am linken Arme. Im Näherkommen sah er, daß sie dieß in den Schoos einer Bäuerin leerte, die neben einem silberhaarigen Greise auf der Bank vor dem Hause saß."

„Unwillkürlich beflügelte auch Xavier seine Schritte, allein eh' er sie noch erreichen konnte, gab sie den Landleuten die Hand, küßte ein Kind, das neben beiden auf dem Boden spielte, und verfolgte dann eilig ihren Weg."

„Wer war dieß?" fragte Xavier den Greis im Vorübergehen.

„Ach, gnädiger Herr," versetzte dieser mit nassen Augen, „dieß was das gute Fräulein, das uns durch ihre Wohlthaten noch das Leben erhalten hat. — Mein einziger Sohn ist in der Schlacht geblieben; sein Weib, hier diese junge Frau, fiel aus Kummer in eine tödtliche Krankheit; — Sie sehen, wie sie noch so blaß aussieht! — Xavier sah wirklich das todtenbleiche Gesicht der jungen Frau, die eben erst das Bett verlassen hatte, und sich ein wenig im Sonnenschein erquicken wollte."

Nur die Liebe zu ihrem Kinde, fuhr der Alte fort, „zu unsrer armen kleinen Magdalis hier,“ er zeigte auf das Kind, das unbefangen auf der Erde spielte, „konnte ihr das Leben noch wünschenswerth machen; ich“ — —

„Xavier reichte schnell dem Alten eine reiche Gabe; nur dießmal fühlte sich sein Herz nicht zu mitleidiger Aufmerksamkeit gestimmt — „Und wer ist eigentlich die Dame?“ fragte er ungeduldig.

„Ach, sie ist eigentlich so in der Stille die Wohlthäterin von allen Armen im ganzen Dörfchen,“ versetzte der Greis. — „Wir nennen sie nur“ — —

„Gern hätte Xavier jetzt noch etwas mehr gehört, allein er sah eben die Fremde in einen Gang des Waldes einlenken, und mußte fürchten, sie ganz aus dem Gesichte zu verlieren. Mit magnetischer Kraft zog es ihn ihr nach. Er konnte sich einer verwunderten Bemerkung über sich selbst nicht enthalten, als er so die verschlungenen Wege des Waldes nach einem unbestimmten Ziel verfolgte. Seltsam! dachte er, sonst war mir das andre Geschlecht so gleichgültig, als ob es gar nicht da sey, und jetzt haben in vier und zwanzig Stunden mich drei verschiedne Gegenstände in eine so lebhafte Unruhe bringen können?“

„Ach, er wußte noch nicht, daß dieß die einmal aufgeregte Sehnsucht war! Das menschliche Herz gleicht einem schlummernden Kinde. Wenn es einmal aus seinem Schlummer aufgeweckt ist, so quält und jammert es so lang, bis man ihm Nahrung reicht, oder auch wohl — bis es der Tod wieder in Schlummer wiegt!“

„Der Pfad, den Xavier, der Dame folgend, einschlug,

führte ohne Abwege in den Park; und jetzt erblickte er die Fremde wieder, und zwar gerade an der Stelle, wo er die Brieftasche gefunden hatte, und, wie es schien, bemüht, etwas Verlornes aufzufinden. — Ein reizender Gedanke flog durch seine Seele. Er nahte sich mit froher Schnelle; allein — — betroffen bebte er zurück; denn unter ihrem beschattenden Halmenhute erkannte er das liebliche Gesicht der kleinen Köchin dieses Morgens!"

„Einen so angenehmen Eindruck auch diese Physiognomie auf ihn gemacht hatte, so überraschte ihn doch eben jetzt ihr Erkennen höchst unerwünscht, jetzt, wo sie seiner Erwartung von der idealisirten Unbekannten in den Weg trat, von der hohen Dame, der das elegante Portefeuille gehörte, und vorzüglich der Schreiberin so seelenvoller Aufsätze."

„Es war, als ob das Mädchen den Ausdruck fast an Unmuth gränzender Ueberraschung an ihm bemerkte, und mit einer schüchternen Verneigung wollte sie an ihm vorübergehen; doch schnell sich bemeisternd, fragte er sanft: „Haben Sie vielleicht hier etwas verloren?"

„O nur eine Kleinigkeit," versetzte sie erröthend, — „Etwas, das wohl außer mir für niemand einigen Werth haben kann."

„Wär' es möglich? flüsterte eine Stimme in seinem Innern, und auch er erröthete vor dem entzückenden Gedanken! Schon der Ton ihrer Stimme, ihr ganzes Wesen, so wie er sie genauer betrachtete, verrieth eine gebildete Erziehung. Sie trug ein einfach weißes Kleid, das, so häuslich es war, doch durch die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen zum idyllischen Gewand erhoben ward; die seidnen braunen Locken

fielen in weichen Wellen um das Oval ihres Gesichts, und standen höchst lieblich gegen die sanften, ein wenig blassen Rosen ihrer Wangen.“

„Xavier forschte jetzt mit aller der Vorsicht, die er sich vorgesetzt hatte, nach ihrem Verlust; und — o Wonne! deutlich und zweifellos erkannte er in ihr die so ersehnte Schreiberin jener Aufsätze, und fühlte nun mit Entzücken, daß ihn doch jene drei verschiednen Eindrücke nur zu einem und demselben würdigen Gegenstand seiner Verehrung geführt hatten.“

„Aber — o mein Gott, Fräulein!“ rief er, „wie ist es möglich, daß so viele Vollkommenheiten in dieser gänzlichen Verborgenheit begraben bleiben konnten?“

„Eine Thräne trat bei diesen Worten in ihre Augen, die sie aber schnell zu verbergen strebte. — „Die überhäuften Geschäfte im Haus meiner Anverwandten,“ sagte sie schonend, „wollen es jetzt nicht wohl erlauben, daß auch ich mit an der Gesellschaft Antheil nehme.“

„Ihrer Anverwandten?“ wiederholte Xavier, „o nennen sie mir Ihren Namen! sagen Sie mir etwas von Ihrem Schicksal! Gott ist Zeuge, daß Sie mit einem Freunde sprechen!“

„Dank dieser Güte!“ erwiederte das Mädchen mit einem beseelten Blicke — „Mein Name ist Otilie von R.. — Seit dem Tode meines guten, aber armen Vaters, den ich vor drei Jahren verlor, genieße ich den Schutz meiner Verwandten, in deren Hause Sie, wie ich vermuthe, jetzt Gastfreund sind.“

„Wie?“ rief Xavier, dem in dem Augenblicke ein krän-

kender Zusammenhang aufdämmerte, „so lange habe ich mit Ihnen unter einem Dache geathmet, ohne noch je das Glück gehabt zu haben, Sie zu sehen?“

„Herr und Frau von R.. haben mir ihre Wirthschaft anvertraut,“ erwiederte Otilie — „Und so — ruft mich auch jetzt die Pflicht wieder nach Hause. — Haben Sie Dank für die Wiedergabe meines kleinen Verlustes — und noch mehr für diese freundliche Theilnahme!“ — setzte sie mit höchst einnehmender Verbindlichkeit hinzu, verneigte sich achtungsvoll, und schlug unverzüglich den Rückweg ein.

„Xavier stand etwas überrascht von dieser Gegenwart des Geistes, so sehr sie mit Bescheidenheit, mit Demuth fast, verbunden war; doch im Gefühl seiner treuen Gesinnungen, eilte er ihr einige Schritte nach und sagte: „Fräulein, ich muß sie ehren, diese Gewissenhaftigkeit gegen einmal übernommene Pflichten, allein — bei Allem, was heilig ist! entfernen Sie sich nicht so von mir! Sagen Sie mir, wann und wo ich sie wiedersehen darf?“

„Otilie blieb stehen, schwankend zwischen dem eignen Wunsche für das, was er als Gunst erbat, und der Schwierigkeit, ihn unter ihren Verhältnissen zu erfüllen. Sie errathend, suchte ihr Xavier zu Hülfe zu kommen. „Sie scheinen diesen Spaziergang zu lieben, mein Fräulein,“ — sagte er — „werden Sie ihn nicht morgen um diese Stunde wieder besuchen?“

„Diese Worte schienen Otilien einen Augenblick zu überraschen; sie sah den Fragenden an, allein der sprechende Ausdruck von Achtung, von Innigkeit und Wahrheit in seinem

Ton und seinen Mienen, besiegte den Zweifel; erröthend neigte sie das Haupt zum Zeichen der Bejahung."

„Gewiß?" rief Xavier entzückt.

„Mit einer sprechenden Bewegung legte sie die kleine Hand betheuernd auf das Herz, und entfernte sich dann ohne Aufenthalt. Xavier, voll zarter Schonung, versagte sich den Wunsch, sie zu begleiten."

„Noch eine lange Zeit verweilte er auf der Stelle, wo er ganz neue Gefühle und ein Glück hatte kennen lernen, das wie ein Traum um seine Sinne florte. Wunderbar kam ihm diese ganze Erscheinung vor! Er dachte an das Mährchen von Cendrillon, das ihn in seinen Kinderjahren so sehr ergötzt hatte; ganz diesem ähnlich dünkte ihm diese Begebenheit; und doch war Alles wieder so wahr, so einfach!"

„Als er zurück ins Schloß kam, wagte er nur sehr leise die Seite zu berühren, von der sein ganzes Inneres wiedertönte, wohl fühlend, daß die Lage des Mädchens in diesem Hause die höchste Vorsicht fordere; nur leise und unvermerkt leitete er das Gespräch gegen die Hausfrau auf diesen Gegenstand, und hörte mit der innigsten Bewegung Alles, was sein Gefühl gegen Otilien nur vor ihm selbst noch mehr rechtfertigen, aber auch seine Vermuthung über ihr unwürdiges Verhältniß außer allen Zweifel setzen mußte."

„Gluth der Entrüstung flammte über Xaviers Gesicht bei dem Tone, in dem man von ihr sprach, gleich wie von der geringsten Dienerin; und er sah nun deutlich, daß die arme Otilie in der That ganz das Schicksal jener liebenswürdigen Mährchenheldin theilte, und gleich dieser, um der

neidischen, gefallsüchtigen Töchter der Hausfrau willen, mit der grausamsten Zurücksetzung behandelt wurde.“

„Wie gern hätte der hochherzige Jüngling hier gleich seine Gesinnungen über einen so unedlen Mißbrauch äußrer Glücksgüter ausgesprochen; indeß er hielt sich noch zurück, bis er Otilien noch einmal selbst gesehen. Allein bestätigt waren seine Gefühle, erhöht zu einem Grade, dessen nur ein so stark und feurig fühlendes Herz, als das seinige, fähig ist. Selbst der Umstand von Otiliens Geburt, den er im Anfang nicht beachtet hatte, erschien ihm bei reiferer Ueberlegung als dankenswerth gegen das Schicksal. Denn wenn auch seine eigene Denkungsart etwas Süßes darin fand, ein edles Wesen von geringerer Stufe zu der verdienten Höhe zu erheben, so war es doch gewiß seinen Verwandten nicht gleichgültig, daß Otilie einem edlen, alten Geschlechte angehörte.“

„Auch Otilien sagte jener heilige Instinkt, der unerfahrne reine Herzen unterrichtet, daß Worte über einen theuern Gegenstand, gegen unwürdige Hörer ausgesprochen, immer Entweihung sind, und so verschloß sie das, was ihr begegnet war, tief in die jungfräuliche Brust. Allein das Bild des edlen Fremdlings stand ohne Unterlaß vor ihrer Seele, und bot ihr seine reizende Gesellschaft an. Und wohl mochte mein Oheim nicht unfähig seyn, das Herz und die Einbildungskraft eines fühlenden Mädchens zu beschäftigen. Ich kann mich seiner noch wohl aus meinen Kinderjahren mit innigem Wohlgefallen erinnern. Seine schlanke Gestalt war voll Anstand und männlichedel, so wie die Züge seines regelmäßigen Gesichts. Der Ernst, die feste Bestimmtheit, welche vorzüglich seinen Charakter bezeichneten, wurden durch einen

Ausdruck von großmuthvoller Güte gemildert, der sich wie in seinen Handlungen, so in seinem ganzen Wesen aussprach; vorzüglich in den sanften dunkeln Augen, deren Blicken fast nicht zu widerstehen war."

„So, und noch einnehmender wohl, von blühender Anmuth des ersten männlichen Alters geschmückt, schwebte sein Bild vor Otiliens Augen, und der Ausdruck von Adel, der sich in seinem ganzen Wesen zeigte, beruhigte sie über die Vorwürfe, welche doch hin und wieder in ihrem Innern rege wurden, daß sie einem Manne so leicht eine zweite Zusammenkunft zugestanden, und noch obendrein Einem, dessen Namen sie nicht einmal erfragt hatte."

„Des Vormittags ging die versammelte Gesellschaft zu einer Morgenwallfahrt über den Hof; ganz gleich ihrer Schicksalsschwester im Mährchen, wenn sie die goldnen Sporen ihres Lieblings über den Schloßhof klirren hörte, drängte sich Otilie an das eisenvergitterte Küchenfenster, und forschte in der übrigen glänzenden Gesellschaft den Gegenstand ihrer stillen Gedanken aus. Gleich jener wußte sie unbefangen seinen Namen zu erfragen, und — mit Entzücken hörte sie, daß es derjenige sey, von welchem sie, schon vor der Ankunft der Gäste, wo sie noch am Tisch ihrer Verwandten speiste, so viel Vortheilhaftes hatte sprechen hören. War schon die Kenntniß seines bedeutenden Ranges dem mädchenhaften Sinne nicht ganz gleichgültig, so erhob sie zugleich das Bewußtseyn, sich nicht in ihren Gefühlen, in ihrer ihm unwillkürlich zugeflogenen Neigung getäuscht zu haben, gleichsam über sich selbst, und ohne Wanken ward nun der versprochene Gang festgesetzt."

„Und so, als zur bestimmten Stunde Xavier eiligen Schrittes durch die Blätter rauschte, und sich mit hochklopfendem Herzen auf die vertraute Moosbank warf, noch zweifelnd, ob sie kommen werde oder nicht? flüsterten auch nach kurzer Weile die Büsche wieder leise, und hold erröthend trat Otilie in den geweihten Kreis.“

„O Dank! Dank!“ rief Xavier im leuchtenden Ausdruck der Freude, indem er aufsprang und der ihm hold Vertrauenden entgegeneilte; aber Worte konnte er nicht gleich mehr finden. Zärtlich und ehrerbietig führte er sie zur Bank und nöthigte sie neben ihm Platz zu nehmen. Beide schwiegen eine Zeitlang, und blickten sich halb schüchtern abwechselnd an, gleichsam als wären sie selbst erstaunt über den Riesenschritt, den die Liebe mit ihnen gethan hatte. Endlich fing Xavier mit jener Schüchternheit an, die immer der wahren, und vorzüglich der ersten Liebe eigen ist: „Jetzt, theures Fräulein, nicht wahr, jetzt darf ich hoffen, etwas von Ihren näheren Verhältnissen zu hören?“

„Und wie könnte ich wohl,“ versetzte sie gefaßter, „diese großmüthige Theilnahme anders vergelten, als durch das unbeschränkteste Vertrauen? Gern will ich Ihnen Alles mittheilen, was ich selbst über meine Verhältnisse weiß.“

„Mein Vater, Maximilian von R.., war Lieutenant in einem östreichischen Husarenregimente; allein stammte er schon von einer angesehenen Familie, so war doch drückende Dürftigkeit sein Loos. Er hatte den Muth gehabt, sich, trotz des Zornes seiner Verwandten, mit einem armen und bürgerlichen Mädchen zu verbinden, der er im Feuer jugendlicher Leidenschaft Treue geschworen hatte. Mein Großvater,

dessen Vermögen in unabhängigen Besitzungen bestand, hatte ihn enterbt, und da er frühzeitig durch Wunden zum Dienste unfähig geworden war, so führte er mit meiner Mutter und mir ein sehr beschränktes Leben. An Verbesserung seiner Lage war nicht zu denken; denn sein Vater hatte, durch einen schnellen Tod abgerufen, seinen Zorn mit ins Grab genommen, ehe Versöhnung möglich war."

„In meiner Kindheit sah ich manchen stürmischen Auftritt mit an; mein Vater war von Natur etwas heftiger Gemüthsart. Weit rührender doch erschien er mir, als sich sein Schmerz allmählig in tiefe Niedergeschlagenheit auflöste. Sein größter Kummer war der, daß er jetzt meiner Mutter, statt all des Glücks, das er ihr einst mit seiner Hand versprochen hatte, nur Dürftigkeit und Elend bieten konnte. Auch unterlag ihre schwache Gesundheit bald so vielen Leiden, und sie ließ ihn allein in diesem öden, freudenlosen Leben. Nur ich war das einzige Erbe, was ihm von der theuern Verstorbenen blieb; und auf meine Erziehung wandte er alle Sorgfalt, alle Treue seines liebenden Herzens. Vermöge seiner Herkunft hatte er eine vielseitige Bildung, welche er in den unbeschäftigten Jahren, wo er von seinem kleinen Jahrgehalte lebte, aus eigner Neigung erweitert hatte. Er suchte mit der liebendsten Aufmerksamkeit meinen Geist auszubilden, und noch in den letzten Tagen seines Lebens gab er mir, nicht ohne Anstrengung, Unterricht in einigen vorzüglichen Wissenschaften. — Und — o wie undankbar hätte ich seyn müssen, wenn ich dieß heilige Vermächtniß der Liebe meines guten unglücklichen Vaters nicht hätte hochhalten, mich nicht selbst, unter zuweilen — ungünstigen Verhältnissen, hätte fortbilden wollen."

„Sie blickte bei dieser Stelle ihrer Erzählung wehmüthig vor sich hin. „Himmlisches Mädchen!“ rief Xavier hingerissen. „Ja, dieß war es, was mich beim Lesen dieser seelenvollen Aufsätze so entzückte!“

„Aber Otilie hörte nicht auf sein begeistertes Lob; das Andenken an die letzten Tage ihres Vaters war mit überwältigenden Gefühlen in ihrer Seele wach geworden. Sie hatte sich weggewendet, und leise Thränen strömten über ihre Blüthenwangen.“

„In heftiger Bewegung sah Xavier ihren Schmerz; so lebhaft fühlte er ihn, als ob er ihm die eigne Brust zerrisse. „Arme, theure Otilie!“ rief er im innigsten Ton, indem er, entschuldigt durch die Macht eines solchen Augenblicks, theilnehmend tröstend ihre Hände faßte und innig an die Brust drückte. Seine lichtvollen Augen drangen bittend in die ihrigen, als wollten sie den aufgeregten Schmerz beschwören. Und nicht vergebens; denn ist es nicht die Wundermacht geliebter Augen, daß sie, den Dioskuren gleich, besänftigend in jeden Sturm der Seele leuchten?“

„Otilie faßte sich, und ihre Hände sanft aus den seinen windend, sagte sie: „Verzeihen Sie, wenn die Erinnerung der Vergangenheit mich zu schmerzlich ergriff. Zu tief hat sich das Bild des armen Vaters in meine Seele geprägt. Ach, hatte er früher auch, übereilt von jugendlicher Hitze, manches gethan oder gesprochen, was nicht ganz recht zu nennen war; durch seine Treue gegen mich, durch sein Betragen gegen Alle, mit denen er etwa noch in Beziehung kam, mit einem Wort, durch seine heiße Sehnsucht, Vergangenes wieder gut zu machen, hat er gewiß jeden kleinen Fehler verlöscht.

Allein zu leiden schien er in Geheim an Schmerzen der Erinnerung. Die Entfremdung von seiner ganzen Familie nagte sichtlich an seinem Leben, und darum freute es ihn auch wohl so sehr, als ihn der Zufall wieder in eine Art Verbindung mit Einem seiner Vettern, mit eben diesem Herrn von R. brachte, in dessen Hause ich jetzt lebe. Es war nicht lange vor seinem Tode; unendlich schien es ihn zu beruhigen und selbst seinem verletzten Ehrgefühle wohlzuthun, daß er seine Tochter im Schutze seiner Familie zurücklassen konnte. O mit welchen rührenden Worten empfahl er mich auf seinem Sterbelager seinen Verwandten!"

„Und — o Gott! — dachte Xavier bei sich selbst — wie hat man dieses rührende Zutrauen vergolten!"

„Mir," fuhr Otilie unter wieder aufquellenden Thränen fort, „mir prägte er mit herzeindringenden Worten, Treu und Gehorsam gegen meine Verwandten ein; denn immer, Otilie, — sagte er, strafen sich Vergehungen gegen ehrwürdige Bande des Bluts!"

„So bindet mich denn Gehorsam gegen seine letzten Befehle, und selbst Dankbarkeit, daß sie noch einen Schimmer von Freude für ihn veranlaßten, unauflöslich an meine jetzigen Beschützer. — Es war natürlich, daß ich suchen mußte, mich auch dem Hause nützlich zu machen, dessen Wohlthaten ich genoß; in den ersten Kenntnissen des Hauswesens war ich schon unterrichtet, und eine würdige, bejahrte Frau, die damalige Wirthschafterin, zu der man mich gesellte, unterwies mich noch mehr darin, so daß man mir, nach ihrem Tode — — ihre Stelle völlig vertraut hat."

„Otilie endigte hier ihre Erzählung. Sie hatte die letz-

ten Worte mit etwas leiserer, kämpfender Stimme ausgesprochen, aber ihre Thränen waren vertrocknet, und der Charakter duldender Ergebung war wieder auf das sanfte, holde Gesicht gekehrt, wie sie so schweigend vor sich niedersah."

„Auch Xavier schwieg eine Weile und betrachtete sie mit einem unbeschreiblichen Blicke, dann sagte er fest:"

„Fräulein, der Morgen Ihres Lebens ist sehr trübe gewesen; würden Sie wohl ein künftiges, heiteres Loos von der Hand der treusten, der zärtlichsten Liebe nicht verschmähen? — — Otilie! — würden Sie meiner Liebe begegnen können?"

„Er war bei diesen Worten aufgestanden und blieb fragend, in ehrerbietiger, erwartender Stellung, vor ihr stehen. Sie sah an ihm empor, und ein Glutstrom schoß über ihr Gesicht. Die Wünsche, die sie sich in ihrer anspruchlosen Demuth nie zu gestehen gewagt hatte, die tiefe Neigung, die sie zu ihm zog, Alles ward auf einmal in Ihrem Innern wach; das Blut in ihren Adern jagte in schnellen Pulsschlägen nach dem bestürmten Herzen; sie antwortete nicht, allein ihr glühendes Erröthen sagte ihm mehr, als die beredetste der Sprachen. „Otilie!" flüsterte er im Hauch der tiefsten Liebe — und beugte sich zu ihr herab, — und — der entscheidende Augenblick vereinte sie in einem heiligen Kusse."

„Eine Reihe glücklicher Tage, vielleicht die einzig wahrhaft glücklichen in seinem Leben, begannen für Xavier. Entschlossen in seinen Handlungen, war er unerschütterlich treu in seinen Gefühlen. Eine selige Empfindung von Sicherheit, von Uebereinstimmung mit sich selbst, zog seit dem Augenblick in seinen Busen ein; er hatte klar und ohne Wanken dem Götterspruch in seinem Innern gefolgt, und wenn das

Schicksal seinem Glück auch keine lange Dauer geben wollte, so durfte es doch wenigstens kein leiser Vorwurf trüben!"

„Der folgende Tag war zur Abreise der Neuvermählten und der übrigen Gäste festgesetzt. Xavier bat um Vergunst, noch einen Tag länger bleiben zu dürfen. Man konnte dieß von einem Manne in Xaviers Verhältnissen nicht anders als verbindlich aufnehmen. Als nun die geräuschvollen Scenen des Abschiednehmens vorüber waren, als die sehr klein gewordene Hausgenossenschaft sich zum Mittagsmahl gesetzt hatte, — wobei jedoch Otilie abermals nicht erschien, — begann Xavier einen festen Blick auf den Herrn des Hauses richtend: „Herr von R.. Sie haben noch ein Fräulein, eine Tochter des Lieutenants R.. in ihrem Hause?"

„Diese Frage schien sehr zu überraschen. Herr von R. blickte vom Teller auf zu seiner Gattin hinüber, und sagte dann, seine Verlegenheit unter ein höfliches Lächeln bergend: — „In der That, unser lieber Gast scheint schon sehr unterrichtet von den Familienverhältnissen in unserm Lande." — „Allerdings," fuhr er nach einer Weile fort — „hat dieser R.. unsrer Familie einen kleinen Flecken gegeben; indessen was kann man für seine Verwandten? und wo ist ein gutes Haus, dem nicht etwas Aehnliches begegnet wäre? Uebrigens ist das Mädchen gut, und warum sollte man ihr einigen Schutz versagen?"

„Ein leichtes Stechen zuckte durch Xaviers Brust bei der Art, wie seiner Geliebten und ihrer Herkunft Erwähnung geschah; doch schnell darüber sich erhebend, sprach er mit Adel: „Nicht allein billigen muß ich den Schutz, den Sie dem Fräulein von R.. haben angedeihen lassen, son-

dern ich bitte Sie selbst darum, und in noch näherer Beziehung."

Er erzählte hierauf, wie er Otilien habe kennen lernen und fügte hinzu, „daß er es nun für Pflicht halte, ihre Anverwandten von seinen Gesinnungen und Absichten gegen sie zu unterrichten."

„Diese Worte erregten ein grenzenloses Erstaunen. Alles, was seinen Entschluß vielleicht hätte wankend machen können, glitt an diesem festen Herzen ab, und so gewann die Lage der armen Otilie in diesem Hause mit einem Male eine zauberhafte Umwandlung. Ihr Geliebter mußte zwar des andern Morgens nach der Residenz zurück, allein, so oft ihm seine Geschäfte einige Tage Freiheit gönnten, wandte er sie zu Besuchen bei der Erwählten an. Und immer theurer wurden sich die Beiden, je näher sie sich kennen lernten; immer mehr fühlten sie die schnelle, aber sichre Wahl des entscheidenden Augenblicks gerechtfertigt. Oft nutzte Xavier selbst einige Nächte zur Hin- und Wiederreise, um dadurch einen Tag an ihrer Seite zu erkaufen."

„Er wollte ihr Anfangs den Aufenthalt in irgend einem andern anständigen Hause verschaffen, bis er im Stande seyn würde, sie in das seinige zu führen; allein Otilie, voll zarter und gewissenhafter Ehrfurcht gegen alles das, was der letzte Wille ihres unglücklichen Vaters nur im Entferntesten in sich schloß, wünschte den Zufluchtsort, den er ihr angewiesen, vor jener Zeit nicht zu verlassen; und da man jetzt die Braut eines bedeutend angesehenen Mannes nicht mehr behandelte, wie die arme Verwaiste, so fand auch Xavier keine Ursache, bestimmt auf eine Aenderung zu dringen."

Sobald das Wichtigste von seinen Staatsaufträgen beendigt, und ihm eine bedeutende Entfernung gestattet war, säumte er nicht, die Reise in sein Vaterland zu unternehmen, um seiner Mutter die getroffne Wahl mündlich vorzutragen, und ihre Einwilligung zu erbitten, die dem trefflichen Sohne allein zu seinem Glück noch nöthig schien. Absichtlich hatte er ihr nichts davon geschrieben; zu wohl kannte er den etwas unbiegsamen Geist der sonst sehr achtungswürdigen Frau, und zu zart, zu bedenklich kam ihm die Lage der Sache vor, als daß er sie dem ungewissen Eindruck eines Briefs hätte anvertrauen sollen. Daß sie vorzeitig davon erfahren haben sollte, fürchtete er nicht; es war zu viel Anlage von Größe in ihrem Charakter, die ihr nicht gestattete, durch kleinliche Nachforschungen, wie viele ihres Geschlechts, den Tritten ihrer Entfernten zu folgen.

Zärtlich, leidenschaftlich, doch nicht muthlos, sagte Xavier seiner Geliebten Lebewohl; aber mit heftigen Thränengüssen hing Otilie an seinem Halse; gleich als wollte sie die Gegenwart, die theure, vor unwiederbringlichem Verschwinden zurückhalten. —

Beinahe hätte ihr Zagen auch den hoffnungsvollen Muth ihres Freundes erschüttert, und die düstern, herbstlichtraurigen Gegenden, durch die er reiste, waren nicht geeignet, ihn aufzuheitern. Nach mehrern Tagen der Reise kam er einst gegen Abend auf dem Landgute seiner Mutter an. Er stieg am Eingange des Dorfes aus, und ging allein durch den Gang von italienischen Pappeln, der das Hölzchen vom Garten trennte, um ungestört die wohlbekannten, vertrauten Gegenstände zu begrüßen. Wehmüthig sah' er in dem Halb-

dunkel, das schon hier herrschte, wie der Herbst rings Alles verödet hatte; der Kanal, der sich längs den Pappeln hinzog, war mit gefallnen gelben Blättern dicht überdeckt, und schauerlich rauschte bei jedem seiner Tritte das welke Laub vor seinen Füßen auf. „Herbst?“ — fragte er leise, in sich zusammenschauernd — „sollte es denn schon Herbst auch für mein Leben seyn?“

Als er über den Hof ging, erkannten ihn troß der Dämmerung einige begegnende Dienstleute, und grüßten ihn mit heller Freude; denn alle liebten ihren guten Herrn bis zur Anbetung.

„Was macht meine Mutter?“ fragte er sie mit Hast.

„Die gnädige Frau ist wohl!“ war die Antwort und leichter athmend eilte er nun nach dem Schlosse zu, in dessen Fenstern noch kein Licht brannte, ausgenommen in einem kleinen Kabinet, das seine Mutter zu bewohnen pflegte.

Alles ward nun rege, ihn zu empfangen; selbst die Doggen, welche den Hof bewachten, erkannten ihn wieder, und sprangen freudig ungestüm an ihm empor. Doch ehe noch jemand der Gebieterin seine Ankunft melden konnte, war er die Treppe schon hinauf geflogen, und eilte durch Saal und Zimmer zu dem bekannten Kabinet.

Dort saß denn die verehrte Mutter, als er die Thür gehalten öffnete, auf ihrem kleinen Sopha, und hatte auf dem Tischchen vor sich, beim grünbeschirmten Kerzenschein eine Menge der neusten Schriften liegen, womit die geistreiche Frau ihre einsamen Stunden auszufüllen pflegte. Sie hatte bei dem Geräusch im Hof und Vorsaal aufgehorcht, und jetzt beim Anblick des eintretenden geliebten Jünglings

hob sie sich mit einem Ausruf der Freude von ihrem Sitz empor, und schloß den ihr Entgegenstürzenden mit Heftigkeit an ihre Brust. —

Der Ausbrüche der Freude, der Liebe, nach einer Trennung von zwei Jahren, war es kein Ende. Auch seine Schwester — meine Mutter — damals ein vierzehnjähriges Mädchen, eilte noch mit der alten kindlichen Herzlichkeit herbei, und überhäufte ihn mit tausend Liebkosungen. Nichts ward versäumt, ihm zärtliche Aufmerksamkeit zu zeigen. Die Mutter ließ ein freundliches Kaminfeuer anzünden, das mit den heitern Flammen bald alle Gegenstände hell beleuchtete; sie bestellte wärmenden Thee — der zu jener Zeit noch nicht so in die Ordnung des Tages gehörte — um nach der kalten Herbstluft dem lang entbehrten Lieblinge recht wohlzuthun. Auch die kleine geschäftige Hauswirthin Camilla, seine Schwester, war nicht langsam, die trockne Geistesspeise, die Bücher, auf die Seite zu räumen, statt deren sie das schöne, weiße Porzellaingeschirr vor ihrem Bruder aufstellte. Bald rauchte und duftete eine Tasse des köstlichsten Getränks vor ihm, von der kleinen Hebe eingegossen."

Es hätte all dieser liebenden Bemühungen, ihn zu erwärmen, nicht bedurft, sein Herz schlug warm gegen die jugendliche Brust, und gab sich mit aufwallender Rührung allen Eindrücken alter, heimischer Gewohnheit und nie ersetzbarer Verwandtenliebe hin.

„Während des ersten fröhlich abgebrochenen Hin- und Wiedersprechens hafteten die Augen der frohen Mutter unverwandt auf den lieben, lang nicht gesehnen Zügen, und bald hatte sie mit weiblichem, mit mütterlichem Scharfblick die

Veränderung errathen, die unter dieser Zeit in seinem Herzen vorgegangen war. Ein leichter Vorwand mußte Camillen entfernen; „und nun" — — sagte die Mutter gütig — „nun wird mir mein Xavier ein Geständniß nicht länger vorenthalten, wonach ich mich so lang gesehnt habe; — nicht wahr? — ich lese es in deinen Augen — du hast gewählt?"

„Ja theure Mutter!" rief Xavier, mit überraschter tiefster Weichheit des Gefühls, „ja, ich habe gewählt, und nur Ihres Segens bedarf ich noch, um innig und unaussprechlich glücklich zu seyn!"

Er hatte, sich vor ihr niederbeugend, ihre beiden Hände gefaßt, sie mit heißen Küssen bedeckt, und hielt sie nun fest zwischen die seinigen gepreßt, indem er ihr mit flehendem Blick ins Auge sah.

Die Mutter sah ihn fast betroffen an; einen so leidenschaftlichen Ausbruch hatte sie nicht erwartet, und es war fast, als ob er ihr etwas Ungleiches verkündigen solle. „Nun, lieber Xavier?" sagte sie langsam, und die vorige Freundlichkeit zurückrufend, „und wer ist denn deine Geliebte?"

„Sie heißt Otilie von R.." versetzte Xavier.

„Nun dann!" sagte die Mutter mit merklicher Heiterkeit, „so ist sie ja von recht gutem Geschlecht! — Und wer sind, oder waren ihre Aeltern?"

„Ihr Vater" — erwiederte Xavier, jetzt etwas stockend — „Maximilian von R.., war Husarenofficier in östreichischen Diensten" —

„Wie?" rief die Mutter sich besinnend, und Schrekken, Mißbilligung, Strenge und Unmuth malten sich schnellwechselnd auf ihrem Gesicht, „wie? eine Tochter jenes Lieu-

tenants R.., der den Fluch seines Vaters erhalten, und durch den Kummer, den er ihm verursacht, Schuld an dessen frühzeitigem Tode ist? dieser ganz abgestorbene Zweig an einem edeln Stamme! — Und die Tochter eines verächtlichen, eines verabscheuungswürdigen Menschen hast du erwählt?"

Sie hatte diese Worte mit aller ihrer natürlichen Heftigkeit gesprochen. Xavier stand schweigend, der warme Blutstrom, der in froher Wallung nach seinem Herzen getrieben und seine Wangen hochgeröthet hatte, stockte jetzt auf einmal in allen seinen Pulsen, und er wandte sich traurig, aber stolz, in sich zurück.

„Denn nicht allein," fuhr sie erläuternd fort, „daß er durch seine Mißheirath, die an sich doch immer die ehrwürdige Ordnung einer untadelhaften Stammfolge verletzt, den Vortheil, von einer Reihe geachteter, edler Voraltern abzustammen, gleichsam verachtend von sich gestoßen hat, auch die ersten und heiligsten Gesetze der Natur hat er durch seinen Trotz, durch seine Uebereilungen gegen seinen Vater, freventlich übertreten, und so mit Recht die Geringschätzung seiner ganzen Familie, ja aller andern guten Menschen, auf sich geladen."

„Xavier wagte nun, ihr vorzustellen, wie doch die gute, fromme Otilie ganz unschuldig an den Vergehungen ihres sehr hart bestraften Vaters sey, und wie selbst er durch tiefe Reue die Fehler einer zu brausenden Jugend auf eine rührende Weise ausgelöscht habe; doch immer kam sie darauf zurück, daß die Stimme der Ehre, die unbestechliche, gegen

ihn sey, und daß, wer selbst Ehre liebe, sich nicht mit dem, was ihm angehöre, verbinden könne."

Ein Bedienter meldete eben, daß die Abendmahlzeit aufgetragen sey, und Xavier, aufs neue empfindlich in seinem Innersten verletzt, folgte seiner Mutter in das Speisezimmer, wo die Gegenwart der übrigen Hausgenossen jede Fortsetzung dieses Gesprächs unmöglich machte, und nun eine höchst schmerzliche Spannung an die Stelle jener ersten entzückten Mittheilungen trat.

Nach dem Abendessen wollte Xavier seiner Mutter in ihr Zimmer folgen. „Laß das, Xavier," sagte sie gemildert, „ich weiß selbst, ich bin lebhaft; ich könnte vielleicht ein zu hartes Wort aussprechen; darum will ich erst bessern Rathschluß abwarten. Lege dich nieder, mein Sohn! du wirst ermüdet seyn."

Gehorchend küßte Xavier ihre Hand, und ging traurig nach dem für ihn bereiteten Zimmer. Indessen stahl sich doch die Hoffnung in sein Herz, das mütterliche Herz werde den vorgestellten Gründen nachgeben.

Des andern Morgens in aller Frühe eilte ein reitender Bote, mit einigen Zeilen der Mutter, nach dem Schlosse des Grafen, ihres Bruders, worin sie ihn beschwor, auf kurze Zeit zu ihr zu kommen, um einer wichtigen Angelegenheit willen. Der Graf kam, und mit ihm noch ein älterer Verwandter, der eben bei ihm zu Besuch gewesen war. Mit ihrem Bruder, mit ihm, von dessen Geist und Einsicht sie eine ausschließend hohe Meinung hatte, ging sie nun zu Rathe über das Schicksal des armen Xavier, und freilich mußte ein Mann kalt und stolz von Natur, in seinem funfzigsten

Jahre anders fühlen, als der, der eben sieben und zwanzig zählte. Auch der Vetter stimmte ihm bei, und das entscheidende Betragen der Mutter ward völlig gerechtfertigt und bestätigt.

Vor dieses Gericht nun ward Xavier gerufen; der Oheim trug einige an sich ziemlich richtige Gründe für die Rechtmäßigkeit des Ahnenstolzes mit Würde vor, und fügte diesen noch mehrere philosophische Scheingründe bei. Doch, wie erstaunte er, als sein Neffe gefaßt erklärte, daß er alle diese Gründe, die wahren und die scheinbaren, wohl kenne; daß aber die seinigen jene bei weitem überwögen.

Der Unwille der Mutter ward aufs neue rege; der Vetter wußte noch viele nachtheilige Züge von Otiliens Vater zu erzählen; der Oheim aber suchte dem Jünglinge durch geringschätzigen, stolzen Spott zu imponiren. Doch dieß war nicht der Weg zu Xaviers Herzen. Mit Ehrerbietung, aber zugleich mit Festigkeit, erklärte er, daß sein Entschluß gefaßt sey, und daß ihn nichts zum Gegentheil bewegen werde.

Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und verließ schnell das Zimmer, die Brust bis zum Zerspringen voll; er hoffte sich durch einen Gang ins Freie Luft zu machen, und eilte in den Garten, in das anstoßende Hölzchen, durchschweifte Wies' und Flur, ohne daß er sich doch ganz selbst wiederfinden konnte. Es mußte ihn freuen, sich so behauptet zu haben, und gleichwohl war sein Herz doch so beklommen.

Es zog ihn bald wieder ins Schloß. Als er zurück kam, hörte er, daß der Oheim nicht lange nach seinem Weggehen nach dem Wagen gerufen habe, und mit dem Vetter fortgefahren sey. Er eilte in das Zimmer seiner Mutter;

allein betroffen bebte er einen Augenblick zurück, als er sie auf dem Sopha liegend erblickte, und sie die Augen bei seinem Nahen unwillig schloß, als ob sie nicht gestört seyn wolle.

Bestürzt ging Xavier nach dem Fenster, schonenden Trittes, nahm einen Stuhl, und setzte sich, den Kopf in die Hand gestützt. Die fröhliche Camilla trat jetzt ein, hüpfte, ohne die Mutter zu bemerken, nach dem Fortepiano, und spielte einige rasche Tänze. Indem ward sie die Liegende gewahr, welche mit kranken Augen zu ihr hinsah; im Augenblick, mitten im Takte, sprang die Kleine empor, flog ängstlich zu der Mutter hin, und rief mit dem kindlich zärtlichsten Tone: „Was fehlt dir, meine Mutter? Hast du Kopfschmerz? — O Gott, ich habe dir wohl mit meinem raschen Spiele weh gethan? — Nein, da will ich in vierzehn Tagen nicht wieder spielen!

„Willst du?“ sagte die Mutter, die Hand ihr reichend, mit einem Tone, der Xavier durch die Seele schnitt — „du also willst mir deine Freude aufopfern, du gutes Kind? Dir ist es nicht gleichgültig, ob deine Mutter vor Gram und Kummer stirbt. Nun, so hat mich doch Gott noch nicht ganz sinken lassen!“

Diese Sprache konnte Xavier nicht ertragen; mit solchen Waffen durfte sie ihren unglücklichen Sohn nicht angreifen, wenn sie nicht wollte, daß er geschloßnen Auges jedem ihrer Befehle folgen sollte, und gält' es auch sein ganzes Lebensglück. Er sprang auf, eilte auf sie zu, und sich vor ihrem Lager niederstürzend, wollte er ihre Hand ergreifen, indeß Thränen aus seinen männlichen Augen brachen;

allein sie richtete sich halb empor und sagte: Was ist das, Herr von M.?" Und Xavier sah, wie eine fieberhafte Röthe ihr Gesicht überzog — „Sie sind ja längst mündig! Sie haben nicht nöthig, bei Ihrer Wahl auf irgend jemand Rücksicht zu nehmen! Was kümmert Sie es, ob eine Mutter" — —

„O um Gotteswillen! meine Mutter, nicht diese Sprache!" rief Xavier; „womit verdien' ich sie? Hab ich Sie durch Ungehorsam beleidigt?"

„Auch hätt' ich wahrlich nicht gedacht, daß du mich je so bitter kränken würdest, als du es heut gethan hast!" fuhr sie etwas gemilderter fort, als sie seine Thränen auf ihren Händen brennen fühlte.

„Nein, Xavier, wer einen ehrwürdigen Oheim so beleidigen konnte! und gleichsam unsre ganze Familie! — denn Alle werden dagegen seyn, nach dem, was ich noch darüber gehört habe" —

„O meine Mutter!" unterbrach sie Xavier, „hören Sie mich!"

„Ich will nichts mehr darüber hören!" versetzte sie mit wiederkehrender Heftigkeit. „Entweder du entsagst dieser Verbindung, oder, ich fühl' es, — der Kummer über deinen Undank wird mich tödten! — Xavier!" sagte sie, und Thränen drangen auch aus ihren Augen, — „ich habe dich immer so gränzenlos geliebt; und nun solltest du deinem Wunsche das Leben deiner Mutter opfern?"

„Wohlan, meine Mutter!" sagte jetzt Xavier, indem er sich empor richtete, und wie ein siegender Engel ihr ge-

genüber stand, — „mein Kampf ist ausgekämpft; leben Sie heiter! Ich werde mich nicht mit Otilien verbinden.“

„Ist das dein Ernst?“ fragte die Mutter wie neu belebt; „Xavier! versprichst du mir das?“

„Ich schwöre, daß ich mich nie gegen Ihren Willen vermählen werde!“ sagte Xavier, und legte seine Hand aufs Herz; „allein auch nie, meine Mutter, verlangen Sie, daß ich mich mit einer Andern verbinde!“

Seit diesem Augenblicke war ihm zu Muthe, wie einem Helden, der zwar einen herrlichen Sieg errang, allein alle die Theuern, die er liebte, auf dem öden blutigen Schlachtfelde zurückließ.“

Er wünschte nun, wenigstens seine Geliebte persönlich von dem schweren Opfer unterrichten zu können, das er der kindlichen Pflicht gebracht hatte; allein dem Grafen, seinem Oheim, war es leicht geworden, durch seinen bedeutenden Einfluß zu vermitteln, daß man ihn nicht an jenes entfernte Fürstenhaus zurück sandte, sondern am vaterländischen Hofe so überhäuft beschäftigte, daß ihm jede entferntere Reise unmöglich ward. Und so blieb ihm nichts, als ihr schriftlich die überströmenden Gefühle des geopferten Herzens auszusprechen.

Er schrieb ihr unter andern: „Den Muth deines Vaters, theure Otilie, hab' ich nicht. Oder vielmehr, in meiner Lage würde er ihn auch nicht gehabt haben. Der Willkür stolzer untheilnehmender Verwandten ist man fähig zu widerstehen; allein den Bitten, den Vorwürfen einer unvergleichlichen Mutter? ihr, für welche mir die Liebe, die Ver-

ehrung von Kindheit auf wie zur zweiten Natur geworden, gleichsam mit den Fibern meines Herzens verwachsen ist! — Und was sag' ich? ihren Bitten? — nein, ihren Thränen! O Otilie, — dir darf ich es nicht sagen, du fühlst ja auch, wie ich! — die Thränen einer Mutter, sie fallen brennend auf das Herz, und wehe dem Unglückseligen, welcher sie fließen sieht, und nicht eilt, sie zu trocknen! — und wär' es auch — mit Aufopferung seines ganzen Glücks!

„Seines ganzen Glücks? — Ja himmlische Geliebte, daß ich dieß aufopferte, als ich deinem Besitz entsagte, das fühl' ich wohl in allen Tiefen meines Lebens! und wenn meine Liebe für dich nicht stärker war, als mein Gefühl für Pflicht und Tugend; so ist sie mindestens stärker, als jede Möglichkeit von irdischem Glück. Ja, nimm den Schwur, theures geliebtes Mädchen, daß nie ein andres Weib — ach, du kennst mich zu gut, um das zu fürchten! — aber daß nie ein Traum von Glück in die Seele deines unglücklichen Freundes kommen wird, wenn es nicht der Gedanke ist, dir, auch getrennt, noch ewig zu gehören. —

Still lebte er seit dieser Zeit in rastloser Thätigkeit seinen Geschäften als Staatsmann; keine Klage, nicht der leiseste Vorwurf, kränkte seine Mutter; allein unerschütterlich stand auch sein Entschluß, nie eine andre Verbindung einzugehen. Die Mutter und ihre stolzen Verwandten sahen nun wohl, daß nichts so leicht die Festigkeit dieses Gemüths brechen werde, und die Furcht, einen so edeln Stamm aussterben zu sehen, bewegte sie endlich, in die Wahl seines Herzens einzuwilligen.

Mit welchem Entzücken Xavier diese Einwilligung aufnahm, und wie sehr er eilte, der Geliebten, nach nun besiegten Schwierigkeiten, selbst ihr vereintes Glück anzukündigen, bedarf keiner Worte. In seiner Stimmung, und in der schönen Jahreszeit, — es war eben, wie jetzt im Juni — wollte er dießmal die Reise zu Pferde machen, bloß von einem Bedienten begleitet, den er liebte.

Die Gegenden, die ihm bei seiner Heimreise in ihren düstern Herbstnebeln so traurig vorgekommen waren, schienen ihm jetzt nicht mehr dieselben, da alle Wiesen und Felder mit ihren schönen farbigen Johannisblumen, die Hecken mit wilden Rosen, und die Wälder mit ihrem frischesten, vollgrünen Laube prangten. Die schönsten Farbenlichter aber goß Phantasie und Hoffnung dem Liebenden über die ganze Schöpfung aus. Jetzt endlich durfte er sich frei der reinen Neigung seines Herzens überlassen, jetzt, wo seine Standhaftigkeit und Tugend alle Schwierigkeiten überwunden hatte, und nun der Lohn der schönsten Kämpfe seiner harrte.

Der Weg war ohne Aufenthalt zurückgelegt worden, auch die letzte Nacht wandte er noch zur Reise an, da es herrlicher Mondschein war, um des andern Morgens bei guter Zeit im Schloß der Liebe anzulangen. Er ritt, von seinem treuen Diener begleitet, über thauige Wiesengründe, am feuchtflimmernden Erlenbüschen hin. Zuweilen blickten malerische Höhen, bald Weinberge, bald romantische Felsen, mit mondbeglänzten Zinnen über die Erlenhaine. Xavier dachte hier unwillkürlich an die alte, schöne Romanze, vom schlanken Fortunat:

Thauig in des Mondscheins Mantel
Ruht die stille Sommernacht;
Und ein Ritter reitet singend
Wiesenthal und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klopft ihm sanft den Hals;
Weißt du nicht daß wartend Lilla
An dem offnen Fenster wacht? u. s. w.

So theilte sich die Poesie seines Herzens auch allen äußern Gegenständen mit; die Fluren wurden ihm zu Paradiesen. „David!" sagte er freundlich zu seinem Diener, „du sangst vorhin leise für dich eine recht hübsche Melodie; was war dieß für ein Lied?"

„Ach, gnädiger Herr," erwiederte Jener, „es ist ein schönes Lied! Ich hörte es gestern Abend, und weil es mir so gefiel, so hab' ich es auswendig gelernt."

„So sing es doch einmal!" sagte Xavier äußerst froh.

„Aber lieber, gnädiger Herr," erwiederte der Jüngling, „es paßt sich eigentlich jetzt nicht für Sie; es ist ein wenig traurig."

„Sing' es nur, guter Junge!" rief Xavier, und David faßte Muth und versuchte leise den Ton.

Die Gegend hatte sich indeß verändert; das Thal war auseinander getreten; dunkelblaue Wälder dämmerten auf beiden Seiten über den Feldern drüben, und stiegen langsam die lehnigten Höhen hinan; ganz einsam, einsam war es hier und schweigend; nur ein breiter Feldbach ging neben ihnen

durch die Aehrenflur, als wolle er ihr Führer seyn, und mischte sein schwermüthiges Geflüster in die ringsum waltende Stille.

Jetzt hatte David die Melodie gefunden und sang das nachfolgende Lied eines unsrer vorzüglichsten Dichter:

Knapp, mein Knapp, was für ein Läuten
Hör' ich, wo die Linde steht? —
„Herr, die Heerde wird's bedeuten,
Die am grünen Berge geht."

Aber, Knapp, was für ein Singen
Tönet traurig immer fort? —
„Herr, im Dorf die Leute bringen
Eine Braut zur Kirche dort."

Aber, Knapp, was seh' ich schweben
Für ein weißes Fähnlein hier?
„Fragt nicht weiter! Sie erheben
Es der Braut zu Ehr' und Zier."

Aber sieh, was steht geschrieben
Nah dabei am Marmorstein?
„Herr, es ist der Schwur der Lieben,
Treu bis in den Tod zu seyn."

Wie? mein Knapp, der Liebsten Name?
Geh, und frage, was es giebt! —
„Nun so wißt: — Vor bitterm Grame
Starb, die ihr daheim geliebt."

Knapp, was sagst du? — Fern geblieben
Härmte sie sich todt um mich?

Bertha todt? — „So steht geschrieben.“
Bertha! nun so sterb’ auch ich!

Ein solches Lied hatte Xavier freilich nicht erwartet. Unwillkürlich drangen die Schauer der Einsamkeit auf ihn ein, und ernster ritt er weiter.

Doch ehe sich der Mond noch senkte, ging schon die Sonne am andern Ende des Himmels auf, und zerstreute mit ihrer heitern Pracht alle nächtlich schwermüthige Gedanken, so wie sie eine veränderte, anmuthig blühende Landschaft beschien. Dörfchen blickten nun wieder aus buschigen Vertiefungen, Kirchthürme hoben sich aus dem Nebel vor, und ihre goldnen Fähnchen blitzten im Sonnenstrahl, als wären es Sterne, die heut vergessen hätten unterzugehen. Und alle Sterne der Hoffnung gingen wieder in Xaviers glücklichem Herzen auf.

Nicht lange, so hob die Sonne die Zinnen des ersehnten, theuern Schlosses, funkelnd wie Stahl auf klarem Himmelblau, hervor; und jetzt, jetzt bewillkommte er die Gegenden aufs neue, die ihm so lieb geworden waren.

Er ritt ins Thor des Schlosses ein, da stand der Hausherr schon im Eingange des Hauptgebäudes, doch, wie es schien, empfing er ihn mehr überrascht und verlegen, als erfreut. Er führte den Ankommenden in das Zimmer seiner Frau, wo dieser, nach den ersten Begrüßungen der Höflichkeit, ohne Weiteres nach Otilien fragte, und die Ursache seiner Anwesenheit erklärte.

Eine tödtliche Verlegenheit malte sich bei diesen Worten

auf den Gesichtern; und — nach mancherlei marternden Umschweifen erfuhr Xavier, daß — Otilie vor drei Tagen gestorben sey.

Wer je sein Herz mit allen Kräften seines Lebens an irgend einen theuern Gegenstand gehängt hat; wer je nach qualvollen Hindernissen nun endlich auf dem höchsten Gipfel schwindelnder Hoffnung stand, und nun mit einemmal in einen bodenlosen Abgrund stürzte, der vermag das Gefühl zu fassen, das mit diesen schrecklichen Worten in Xaviers Seele drang. Er forderte den Leichnam seiner Geliebten zu sehen; man mußte den Sarg öffnen, wo sie in schlichtem weißen Kleide lag, — ach, das Brautkleid der armen Otilie! Keinen Schmuck hatten ihr die strengen Verwandten gegeben; allein seltsam war es, Tod und Verwesung schienen, mitleidiger als die Menschen, gezögert zu haben, all diese Anmuth zu zerstören, um der unglücklichen, verzweiflungsvollen Liebe noch einen Augenblick der Wonne zu gewähren!

Xavier stürzte sinnlos auf die geliebte Leiche; sein Leben schien sich an dem kalten Marmor auszuhauchen, worein der Tod diese sanfte Gestalt verwandelt hatte. — Eine schwere Krankheit nahm ihn von Stund an in ihre tiefbetäubende Gewalt.

Das weiche Herz Otiliens hatte die letzte Wendung des Schicksals nicht mit dem Muthe ertragen können, den ihr Freund von ihr forderte. So lang ihr Leben einförmig still und freudlos hingeflossen war, ihr das Glück nie trügerisch gelächelt und vor allem der Zauberstrahl der Liebe die Vesten ihres Wesens noch nicht erschüttert hatte, war sie wohl fä-

hig gewesen, ihr Herz mit Himmelsworten der Geduld in Ruhe zu wiegen; allein jetzt, da sie die Seligkeit des Daseyns erst hatte kennen lernen, jetzt diesen schnellen Wechsel, vom höchsten, nie geträumten Glück zur gänzlichen Vernichtung aller Hoffnungen, wie selten erträgt ihn ein menschliches Gemüth! Zwar hatte Xavier eben so großmüthig, als zart, für die Sicherung ihrer äußern Lage gesorgt; allein die immerwährenden kränkenden Bemerkungen ihrer Verwandten, über Demüthigung zu hochfliegenden Stolzes, über Leichtgläubigkeit der Mädchen und Unbestand der Männer, welchen ein Vorwand für ihren eignen Ueberdruß nur zu willkommen sey, und alles was Neid und Alltäglichkeit gegen seltnere Liebe zu sagen pflegt, verbitterten ihr das, was die zärtlichste Vorsorge für sie gethan hatte, und weckten quälende Zweifel in ihrem Innern auf. Selbst der Nachtheil, den diese Auflösung eines bekannten Verhältnisses in den Augen der Welt auf sie warf, — ihr Herz war nicht stark genug, dieß Alles zu ertragen, und unter vergeblichen Kämpfen gegen ihr Schicksal und verzehrender Sehnsucht nach dem unvergeßlich Geliebten hauchte sie ihre sanfte Seele aus.

Alles dieß, was er theils erfuhr, theils ahnen konnte, drängte sich wechselnd in fieberhafter Schnelle durch Xaviers Sinn; er sagte sich, wie seine Liebe, statt sie zu beglücken, sie frühzeitig und qualvoll ins Grab gestürzt habe; Verzweiflung, ja selbst Wahnsinn, schlugen schon ihre dunkeln Flügel verlangend nach ihm auf. Allein die ewige Vorsicht ließ ihnen nicht ein so edles Opfer; nach drei Monaten

schweren Leidens siegte die Kraft der Jugend; er konnte sein Lager verlassen, und das Bewußtseyn kehrte wieder; aber Worte über den Zustand seines Gemüths kamen nicht über seine Lippen. — — Als er zum erstenmal wieder ausfahren durfte, befahl er seinem Kutscher, nach einem nah gelegnen Orte zu fahren, wo eine Commende der Malthe'er war. In Kurzem trug er das weiße Kreuz, das ihn auf immer vom bräutlichen Altare schied.

Er machte, nachdem er seine Würde im Staate niedergelegt hatte, eine Reise nach Maltha, und in einem Zuge gegen die Algierer suchte er die ersten glühenden Schmerzen seiner Seele zu löschen. Dann aber, als der Tod ihn hier vermieden hatte, hob er sich groß über sich und den Schmerz empor! Er kam zurück in seine Heimath; und durch reiche Saaten des Wohlthuns wußte er das Geschick zu besiegen, und ihm für Andere wenigstens das Glück abzuringen, das es ihm selbst grausam versagte. Eben so viele Thränen hat er getrocknet, als er selbst in heiß und schwer durchkämpften Stunden vergossen hat. — — Der Stamm der M. ist ausgestorben, allein das Andenken an den edeln Xavier wird fortleben, so lange noch ein Enkel der jetzigen Bewohner dieser Gegend lebt.

Dies Gut, das er zuletzt bewohnte, ist das einzige, was nicht, wie die andern, als Mannlehn, an seine weitläuftigen Lehnsvettern gefallen ist. Hier hat er mich als Kind oft auf den Knieen gewiegt; oft habe ich, von einer stillen Neigung angezogen, in sein seelenvolles Gesicht geblickt, und oft mit dem hellen Kreuz auf seiner Brust gespielt,

dessen dunkle, ernste Bedeutung ich nicht ahnete! — — „Lassen Sie mich nichts hinzusetzen," beschloß Frau von * * unter hervorquellenden Thränen, — „dieses Zimmer hat er bewohnt, und hier ist auch die Seele des besten Menschen zu ihrem himmlischen Urquell zurückgekehrt."

II.

Macdonald und Vilori.

Novelle.

Ich fühle mich heut stärker, meine Tochter, — sagte Lady Johanna Macdonald, — laß uns an diesem schönen, milden Tage einen Gang in den Garten thun.

O meine Mutter! erwiederte die holde Anna, mit diesen Worten kömmt für mich erst neues Leben in die erwachende Natur! Ich habe bisher das Aufblühen des Frühlings nur stumm und traurig angesehen; in meinem Herzen war es Herbst, so lang ich die geliebte Mutter leidend wußte.

Ein sanftes halbleidendes Lächeln in dem Gesicht der kranken Lady war die Antwort darauf. Langsam, auf den Arm der zärtlichen Anna gestützt, lenkte sie ihre schwachen Schritte nach dem Garten.

Es war erst in der Hälfte des Aprilmonats, aber die Sonne schien so warm und freundlich wie im Mai. Auf den Blumenfeldern standen die Aurikeln und die zarten Hyazinthen schon in vollem Flor, obgleich noch in den schattigsten Gängen der Schnee nicht ganz geschmolzen war. Diese Tage haben einen eignen Reiz für das Gemüth; es ist gleichsam die Genesung der Natur nach einer langen schweren Krankheit, der siegende Kampf des Lebens gegen den starrenden Tod.

O sieh, meine Mutter, rief das Mädchen, wie sich hier

alles seit wenigen Tagen verändert hat! Die Blätterknospen an den Bäumen beginnen allenthalben aufzubrechen, und die Birken dort im Park erglänzen schon in ihrem lichten Grün. Nur wenig Wochen noch, so wird das schöne Greenhill in vollem Glanze stehen.

Nur wenig Wochen noch, versetzte Lady Johanna, so wirst du Greenhill in seinem schönsten Glanze sehen, meine geliebte Anna — aber ich werde dann nicht mehr seyn. Ich fühle es, das Ende meines Lebens naht mit starken Schritten heran, der heutige Tag ist gleichsam das letzte Auflodern einer erlöschenden Kerze.

O meine Mutter! meine Mutter! schluchzte Anna und warf sich in die Arme der geliebten Kranken.

Nicht also, meine Tochter! sagte die edle Lady, laß uns diese heitern schmerzfreien Augenblicke genießen, die mir der Himmel noch auf Erden schenkt, und störe sie nicht durch die Heftigkeit deiner Klagen! Es ziemt sich nicht für ein edles Herz, so trostlos über den Verlust eines Gutes zu klagen, das doch nur Unterpfand eines viel höhern, eines ewigen Gutes ist. Wenn ich todt bin, dann magst du meinem Andenken Thränen schenken, die meine mütterliche Zärtlichkeit vielleicht um dich verdiente; aber, willst du mich standhaft bis ans Grab begleiten? Willst du es, meine Anna?

Ich will alles, erwiederte das Mädchen und drängte gewaltsam ihre Thränen zurück, alles was meine theure Mutter will!

Nun wohl, sagte Johanna und drückte sie zärtlich an ihr Herz: du bist mein edles Mädchen! Laß uns nun noch das Stückchen bis an die Akazie gehen, die meine weiße Ruhe-

bank beschattet; es ist mir doch in meinem selbst angelegten Park ganz anders zu Muthe, als in diesen Ueberbleibseln altirländischer Gartenkunst, die mich nur die Liebe zu meinem Macdonald verschonen ließ.

Sie langten bei der Akazie an, die sich noch unbelaubt über die Bank von weißer Birkenrinde bog. Die schönste Aussicht öffnete sich hier ins Thal, und die Sonnenstrahlen schienen auf dieser Stätte noch freundlicher zu weilen.

Lady Johanna ließ sich auf der Ruhebank nieder, und weidete sich an dem so lang entbehrten Anblick.

Hier, rief sie nach einem gerührten Schweigen, hier träumt' ich mich oft selbst, an der Seite Macdonalds, nach den grünen Hügeln meines Vaterlands hin — du weißt, ich bin eine Brittin von Geburt — bis mir der Tod das Vaterland des Geliebten beinah noch theurer machte als das meinige. So ist der Mensch! Irland war mir gleichgültig, so lang er lebte; es ist mir werth, seit es sein Grab umschließt. — Doch ich erweiche mich zu sehr durch Erinnerungen vergangener Jahre! Dir bin ich diese Augenblicke schuldig, da ich nicht so glücklich bin, auch meinen Sohn in diesen Tagen zu umarmen.

Ach Robert! seufzte das Mädchen, ach wär' er hier!

Sein Schicksal, seine Pflicht hält ihn noch entfernt, erwiederte Johanna, und ich murre nicht wider die Fügungen des Himmels. Ueberbringe du ihm meinen Segen, wenn er wiederkehrt, und die letzten Grüße seiner sterbenden Mutter.

Einige Minuten gehörten dazu, um die Fassung dieser starken Seele wieder herzustellen, die in diesem Augenblicke

alle Regungen mütterlicher Zärtlichkeit bestürmten und ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten.

In dir, meine Anna, nahm die edle Lady von neuem das Wort, hat mir der Himmel die zärtlichste Tochter geschenkt, und ich würde ungerecht seyn, wenn ich dich nicht so liebte, ob uns gleich, wie du weißt, die Natur nicht mit einander verbunden hat. Theures, geliebtes Unterpfand unglücklicher Freundschaft! Du hast mich niemals gekränkt, hast alle meine Wünsche mit liebevoller Zärtlichkeit erfüllt. Roberts Herz ist gut, aber seine stürmische Heftigkeit und sein Trotz haben mir manche traurige Stunde gemacht. So giebt dir Lieb' und Dankbarkeit die Rechte, die er von der Natur erhielt, und so theil' ich mein Vermögen unter euch.

Wie? meine Mutter! fiel ihr Anna ins Wort, Robert sollte durch mich — — —

Ich weiß, er liebt dich, fuhr Johanna fort; schon in früher Kindheit vermochte Niemand mehr über den wilden Robert, als die sanfte Anna, die er für seine Schwester hielt; seine Erziehung entfernte ihn von dir; der Seedienst, dem er sich weihte, bald darauf noch mehr: aber als er vor zwei Jahren aus Indien zurück kam, als er statt einer lieben Schwester ein fremderes und doch verwandtes Wesen fand, da nahm die heiße, frühgenährte Bruderliebe einen noch höhern, zärtlichen Charakter an. Auch du schienst ihn zu lieben, meine Anna. Vielleicht wenn Ihr Euch wieder sehet, wenn Ihr Euch treu geblieben seyd, vielleicht schließt dann der Himmel das schönste Bündniß, das eine Mutter wünschen kann; aber abhängig sollst du nicht von ihm seyn! Er könnte aufgehört haben, dich zu lieben, oder du

könntest einen Andern finden, der deiner Zärtlichkeit würdiger schiene; auf diesen Fall sollst du Gebieterin deines eignen Vermögens seyn.

O dieser Fall, meine Mutter, brach Anna, von ihren Gefühlen überrascht, aus, kann nie eintreten! Ich könnte ewig, ewig keinen Andern — — —

Schwöre nicht, meine Tochter! sagte Johanna ernst, das menschliche Herz kennt sich oft selbst nicht; nur das Einzige gelobe mir: wenn du meinem Robert einmal Liebe versprichst, dann bleibe ihm treu; er hat ein sehr tiefes Herz, das sich ganz an die Gegenstände hängt, die er liebt; er würde ohne Grenzen unglücklich werden, wenn du ihn dann verlassen könntest. Dann denke an die letzten Tage seiner Mutter!

Thränen erstickten Annens Stimme bei diesen Worten ihrer großmüthigen Wohlthäterin; sie beugte sich über ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Ich hätte dir, fing Lady Macdonald von neuem an, nachdem sie einige Augenblicke wieder Kraft zum Sprechen geschöpft hatte, ich hätte dir gern noch etwas Näheres über die Geschichte deiner eigentlichen Herkunft entdeckt, allein die Augenblicke fliehn. Was würde dir es auch helfen? Es sey dir genug zu wissen, daß du die Tochter einer meiner liebsten Freundinnen bist, die ich auf meinen Reisen kennen gelernt hatte, und die nun einige Jahre darauf Zuflucht in meinen Armen suchte.

Dich hatte sie als ein zartes Kind noch aus der Wiege mit sich geflüchtet; dich, die dein verblendeter Vater als unächt verläugnete! Unter einem erborgten Namen lebte sie eine kurze Zeit bei mir; ich suchte alles hervor, die tiefgeschla-

genen Wunden ihres Herzens zu heilen; aber ach, sie — waren zu tief! Ungerecht gekränktes Ehrgefühl, undankbar belohnte Liebe, hatten ihr Leben in den Wurzeln zernagt; sie starb, und überließ mir in dir das einzige theure Andenken ihrer Freundschaft. Ich erzog dich, und ließ dir den falschen Namen, den dir die zärtliche Aengstlichkeit deiner Mutter gegeben hatte; ich nannte dich Anna, dich, die ich zuerst unter dem Namen Angelika an meinen Busen drückte. —

Die Kräfte der edlen Macdonald waren erschöpft; ihre lebhafte Seele hatte selbst im Feuer des Sprechens nicht bemerkt, wie schnell sich eine Vorstellung an die andre knüpfte; die Frauen der Lady, die ihr in einiger Entfernung gefolgt waren, fanden ihre theure Gebieterin schwächer als vorher, und eilten, sie in ihr Gemach zu bringen. Es war der letzte heitre Tag der edeln Macdonald gewesen; die kommenden Tage waren traurig und wechselten mit schlummerlosen Nächten ab.

Nach wenig Wochen stand das schöne Greenhill in vollem Glanze; der Frühling hatte allen seinen Schmuck entfaltet, aber Lady Johanna sah ihn nicht; sie schlief da schon unter den säuselnden Birken ihres väterlichen Parks.

An der Nordseite des Gartens zog sich eine lachende Wiese hin; grünende Matten, mit buntem Blumenschmelz gestickt, wechselten mit Gruppen anmuthiger Bäume. Voll zarter Deutsamkeit hatte Lady Macdonald diese Landschaft das Land der Jugend genannt. Die Bäume wurden von dieser Gegend an immer dichter, die Baumarten immer dunkler, bis sich der Wanderer in einen finstern Tannenhain ver-

lor. Ein schwarzer Waldbach stürzte sich hier über Felsenstücke und eine schroffe Felsenwand beschränkte auf der andern Seite den Pfad. Düstre Cypressen rauschten an der Felsenwand, und einige Thränenweiden senkten sich in die Wellen. Der bestürzte Wanderer sah Anfangs keinen Ausweg, bis eine Tafel an der Felswand ihm die Worte zeigte: „Durchs Thal des Todes geht der Weg zum Leben." — Ein schmaler Pfad wand sich hier um den Felsen, und sieh, nach Osten zu wölbte sich eine kühne Brücke mit hohem Bogen eine sonnichte Anhöhe hinan, deren Gipfel lichte Birken, Myrthen, rothe und weiße Rosen krönten, und wo die reizendste Aussicht der ganzen Gegend das Auge fesselte. Am Fuße des Berges war es, da, wo zwei freundschaftliche Birken ihre Zweige in einander schränken, wo Lady Macdonald ihr Grab bestellt hatte; dort war es, wohin sich nunmehr alle Tage die Schritte Annens lenkten, um auf dem Grabe der geliebten Mutter ihr unglückliches Schicksal zu beweinen.

Wohl hatte sie Ursach', über den Verlust ihrer Wohlthäterin, ihrer einzigen Stütze zu trauern, denn ganz verlassen und einsam stand sie jetzt in der Welt. Ein Strahl von Hoffnung hing zwar noch an der Rückkehr ihres Geliebten; aber wenn durfte sie auf diese Rückkehr rechnen? Wußte sie, in welchen Regionen der Weltumsegler schwebte? Er war dem großen Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise gefolgt, und die Meere des Südpols hielten ihn vielleicht in diesem Augenblicke mit ihren Eisfelsen umschlossen, wo das Herz der armen Anna dem Jammer unterlag. In der Nachbarschaft sprach man bedauernd davon, wenn sie das schöne Schloß würde verlassen müssen, und fragte sich, wohin sie dann ihre

Zuflucht nehmen würde. Welches Erstaunen erregte also die Eröffnung des Testaments der verstorbenen Lady, worin die großmüthige Johanna ihr Vermögen zwischen ihre beiden Kinder gleich getheilt, worin sie selbst ihre Tochter Anna ausschließend zur Erbin von Greenhill erklärt hatte. „Ich wünsche," sagte die edle Verstorbene in einem rührenden Briefe an ihren Sohn, der sich bei dem Testamente befand, „ich wünsche, daß das theure anvertraute Pfand unglücklicher Freundschaft, daß die mir, dem Herzen nach, verwandte Tochter nicht unstät und heimathlos in der Welt sey; ich wünsche, daß die stille Wohnung, wo ich meine letzten Tage, von ihrer Liebe gepflegt, verlebte, auch ihre Freistatt sey. Du bist versorgt, mein Sohn; sie aber wird hülflos seyn. Ich beschwöre dich bei meiner Liebe, und bei dem Segen, den ich dir im Tode gebe, ehre den letzten Willen deiner Mutter."

Das Testament ward bestätigt und Anna feierlich zur Erbin des schönen Greenhill erklärt; allein das, was sie auf der einen Seite zum höchsten Danke gegen die Verklärte hinriß, kostete auf der andern ihrem zärtlichen Herzen Thränen.

O Robert! rief sie, als sie sich am ersten Tage nach Eröffnung des Testamens allein in ihrem Zimmer sah, als sie in die Vertiefung eines Fensters trat, und hinab blickte in das schöne blühende Thal: was wirst du von mir denken, mein Geliebter? In welchem Lichte werde ich deinem edlen Herzen erscheinen? Ach alles das, dieß ganze Paradies, würde ich von deiner Liebe erhalten haben! Denn daß du mich noch liebst, o dafür bürgt mir mein Herz! Entweder habe ich dich nie gekannt, oder Robert kann das nicht vergessen, was er ein Mal liebte! — O wärst du hier, mein lieber, edler

Freund! könnt ich zu deinen Füßen sinken, und dich um Verzeihung flehen, daß meinetwegen die beste Mutter dir ein kleines Unrecht that!

Dieß waren ihre täglichen Gedanken; die Sehnsucht nach dem entfernten Geliebten wuchs mit jedem Tage, und nahm endlich den Charakter einer romantischen Schwermuth an. Es vergingen Wochen, es vergingen Monden, und Robert kam noch immer nicht zurück. Ihre geängstigte Phantasie malte ihr alle die Gefahren, denen er ausgesetzt war, mit schauderhafter Wahrheit aus; sie sah ihn bald in den Schrecknissen eines wüthenden Sturms, bald umringt von unmenschlichen, grausamen Insulanern, die ihn zu ermorden drohten.

In diesen Zeiten war Ossian ihr liebster Gesellschafter, weil seine zärtliche Schwermuth so sehr mit ihrem Herzen harmonirte.

Die Helden, die Wogenbeschiffer, die er so rührend schilderte, trugen so ganz die Züge ihres edeln Roberts, daß sie sich oft selbst in den Klagen Malvinens oder Bragelens vergaß. Oft saß sie in der Dämmerung ihres einsamen Gemachs und sang zur Harfe das Lied von Orla's trauernder Geliebten, mit dem sie gern den Liebling ihres Herzens verglich. Oft suchte sich ihre stille Sehnsucht auch in eignen Tönen auszusprechen, und Lieder, wie das nachfolgende, klangen oft in einsamen Stunden aus ihrer beklommnen Brust:

Wo weilt er, den mein Herz erkohr?
Wo hält ihn fern das Meer?
Ihr Wogen schwellt und steigt empor —
O tragt ihn zu mir her!

Ergötzt dich fremder Wälder Nacht
An Seelands Felsgestein?
Hält dich Tahiti's grüne Pracht
In seinem Palmenhain?

Ach! oder wo des Südmeers Eis
Ihm wild entgegen schlägt,
Ist dort das Schiff der Wogen Preis
Das meinen Liebling trägt?

O du, dem ganz dies Herz gehört,
Wann kehrst du mir zurück?
O komm', eh mich mein Gram verzehrt,
Geliebtes, süßes Glück!!

Ihre Klagen konnten nicht die Wogen hinüber gedrungen seyn, nicht einmal die Kunde von dem Tode der geliebten Mutter; dennoch fühlte sich Macdonald in weiter Entfernung von derselben schmerzlichen Sehnsucht verzehrt. Sein Schicksal führte ihn endlich nach London zurück, wo er die Briefe von dem Tode seiner Mutter fand. Ein Charakter, wie der seinige, mußte eine solche Nachricht doppelt schmerzhaft empfinden; heftig hatte er seine Mutter geliebt, und heftig war seine Trauer über sie. Er eilte ohne Verzug nach Irland; die Nachricht von dem ungerechten Testament seiner Mutter kam ihm schon entgegen, ehe er Greenhill erreichte; man wünschte hin und wieder, ihn gegen die begünstigte Anna aufzubringen; aber wäre je sein großmüthiges Herz zum Eigennutze fähig gewesen, in dieser Stimmung wäre derselbe gewiß verstummt. Von ganzem Herzen bestätigte er das Testament, und eilte nach Greenhill.

Eine traurige, schmerzvolle Zusammenkunft zweier Lie-

beyden! Thränen waren die Grüsse, die sie einander boten. In weiter Entfernung von den Geliebten schließt sich das Herz gewöhnlich noch zärtlicher in Liebe gegen sie auf, man fühlt alle ihre Vorzüge doppelt, und jeder Fehler, dessen man sich gegen sie schuldig machte, fällt dann mit Zentnerschwere auf die Brust. So hatte sich Macdonald, seit er entfernt von der Mutter war, die er zärtlicher liebte, als sie selbst es glaubte, so manche Vergehung gegen sie vorgeworfen. Sein unbiegsamer Stolz hatte sie oft gekränkt; die Heftigkeit, mit der sie an ihrem Geburtslande, er hingegen an dem Lande seiner väterlichen Ahnen hing, war oft der Gegenstand bittern Streites zwischen ihnen gewesen, den ein wenig kindliche Nachgiebigkeit leicht hätte vermeiden können. Diese und hundert ähnliche Vergehungen kamen ihm schmerzlich ins Gedächtniß, als Meere zwischen ihm und der guten so oft beleidigten Mutter lagen; er sehnte sich zu ihr zurück; das Herz schlug ihm, als sein Schiff endlich die vaterländischen Gewässer wieder grüßte; er wollte zu ihr fliegen, wollte zu ihren Füßen um ihre Verzeihung, um ihren Segen flehen, — und er fand sie im Grabe!

Es bedurfte der zärtlichen Hand der sanften Anna, um die Wunden eines guten, tief und gewaltsam fühlenden Herzens zu lindern, wenn auch nicht ganz zu heilen. Sie wußte so leise, so unmerklich seinen Wunden Balsam beizubringen, daß er allmählig wieder einige Heiterkeit gewann. Aber wie unendlich theuer wurde er ihr in diesen Tagen! Schon sein Aeußeres hatte durch die Jahre sehr viel gewonnen. Selbst der Sonnenbrand der heißen Zonen, und die Spuren überstandener Mühseligkeiten hatten sein interessan-

tes Gesicht nur noch anziehender gemacht. Der schlanke Heldenwuchs, das tiefe Feuer seiner Augen, und vor allem diese Trauer, dieser aufrichtige, sich selbst vergessende Schmerz, alles, alles trug dazu bei, ihn ihrem Herzen unvergeßlich zu machen!

Ach Robert, sagte Anna eines Tages, als sie nach einer seelenvollen Unterhaltung am Fenster standen, siehst du dort unten den Bach, der jetzt so still in seinen Ufern fließt? Erinnerst du dich noch, wie wir uns einst als Kinder über seinen seichten Grund gewagt hatten, um gegenüber, dort im Walde, Blumen zu suchen? Ein Gewitterregen überraschte uns im Walde, der Bach war unterdessen heftig angeschwollen, du trugst mich auf deinen Armen durch den reißenden Strom.

Ach, wenn ich jener Zeiten denke, erwiederte Macdonald bewegt! Theure Anna, weißt du noch, wie oft du mich durch dein unwiderstehliches Bitten von den Strafen befreitest, die mir bestimmt waren?

Und wie oft du die Strafen mit mir theiltest, fiel ihm Anna ins Wort, wenn du sie nicht durch Selbstanklage ganz allein auf dich nehmen konntest. Wie oft hast du, eh ich es selbst erfuhr, lächelnd Schmerzen für mich gelitten! O Robert, edler Robert! wenn ich dir das je vergessen könnte!

Sie fielen einander in die Arme und beide fühlten lebhafter als je, wie unentbehrlich sie einander waren. Hätte Anna wohl in diesem Augenblicke an ein Ereigniß geglaubt, das ihrem Herzen nur in wenig Tagen bevorstand? — —

Ich muß dich, meine Anna, fing Macdonald nach einigen Stunden an, auf den Besuch eines Freundes vorbereiten,

den ich in diesen Tagen erwarte, und den ich unbeschreiblich liebe. Es ist ein Malthefer-Ritter, ein Corsicaner von Geburt, und heißt Vilori. Durch eine seltsame Verkettung von Umständen lernte ich ihn bei unserm letzten Aufenthalte in Fayal kennen. Du wirst fragen, wie ein Malthefer auf die abgelegenen einsiedlerischen Azoren komme? Allein der Zufall, der ihn dahin brachte, war sehr natürlich. Ein vermögender Anverwandter zu Fayal, der kinderlos war, verlangte seinen Besuch, und Vilori erhielt um so leichter Erlaubniß zu dieser Reise von seinem Orden, da er ohnlängst in einem Zuge wider die Algierer am rechten Arme schwer verwundet worden war. Das Glück, das mir seine Bekanntschaft verschaffte, gab mir zugleich Gelegenheit, ihm bei unserm ersten Sehen einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Es war am zweiten Tage nach unsrer Landung in Fayal, als ich einen Streifzug in die umliegende Gegend gemacht hatte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, ich lenkte eben in einen Fußweg zwischen zwei Mauern, womit in diesem Lande nicht bloß die Gärten, sondern größtentheils auch die Felder eingeschlossen sind, als ich das Geräusch eines Streits vernahm, und einen Jüngling gewahr ward, der, mit dem Rücken wider eine Mauer gelehnt, verzweifelt, doch nur mit der linken Hand wider zwei Meuchelmörder kämpfte, die ihn eben angefallen hatten. Dieser all mein Gefühl empörende Anblick muß meine Stimme und meinen Arm furchtbar gemacht haben, denn die Elenden bebten zurück, als ich mich zwischen sie stürzte, und es ward mir nicht schwer, sie nach einem kurzen Widerstande in die Flucht zu schlagen.

Doch verfehlten sie nicht, mich vor ihrem Entfliehen an einigen Stellen zu verwunden.

Sey es nun, daß sich eine portugiesische Dame zu Fayal, die, wie ich nachher erfuhr, eine heftige Leidenschaft für Vilori gefaßt hatte, und die der edle, seinem Gelübde treue Ritter nicht erwiederte, auf diese Art an ihm rächen wollte, (denn die Liebe der Südländerin, meine Anna, ist zuweilen rachsüchtiger, als es deinem sanften Geschlechte ziemt) oder sey es, was Vilori glaubte, daß einige weitläuftige Verwandte seines Vetters sich so am kürzesten eines lästigen Nebenbuhlers entledigen wollten: mich beglückte der Gedanke, das Leben eines unedel Verfolgten gerettet zu haben.

Ich und der fremde Ritter nannten uns unsre Namen, und Vilori begleitete mich nach den aufrichtigsten Aeußerungen des Dankes in meine Wohnung. Hier, bei dem Scheine des Lichts in meinem Zimmer ward er erst das Blut gewahr, das aus meinen in der That gar nicht bedeutenden Wunden über meine Kleider floß, und dieser Anblick brachte seine Rührung und Dankbarkeit für mich aufs Höchste. Er stürzte zum zweiten Male in meine Arme, und von diesem Tage an war unser Bund geschlossen. Wir waren bis zur Abfahrt meines Schiffes unzertrennlich. Vilori war im Begriff, mit dem ersten Schiffe, das nach irgend einem mittelländischen Hafen ginge, abzureisen; er versprach mir, mich, sobald er zurück seyn würde, in Irland zu besuchen, und einige glückliche Monate in meinem Vaterlande zuzubringen. Damals glaubte ich meine Mutter noch Besitzerin von Greenhill! Du, meine Anna, wirst ihm hoffentlich auch eine freundliche Aufnahme nicht versagen.

Der Blick des armen Macdonald trübte sich von neuem bei dieser letzten Erinnerung, wo sich gewöhnlich seine Gespräche am Ende wieder hinverirrten. Anna versprach ihm die freundlichste Aufnahme für seinen Freund, und lenkte geschwind wieder auf die Erzählung seiner Reisen ein; denn dieß war immer ihr sicherstes Mittel, ihn von so traurigen Gedanken abzuziehen. Sie hing mit Aufmerksamkeit an seinen Lippen, wenn er den labyrinthischen Lauf seines Schiffes beschrieb; sie freuete sich, wenn eins der blühenden Paradiese aus den Wellen stieg, die unter dem Namen der geselligen und freundschaftlichen Inseln so bekannt sind, und zitterte, wenn sie sich mit ihm in die öden Eisfelder am Südpol versetzte, und oft den Liebling ihres Herzens von Allem, von den gemeinsten Wohlthaten der Natur entblößt, zum tiefsten Elende herabgesunken sah. Dann richtete sie ihr Auge zärtlicher auf den, der so vieles erduldet hatte, und dankbar blickte sie zum Himmel auf.

Allmählig begann jetzt Macdonald wieder für das Glück empfänglich zu werden, das ihm die tägliche Gesellschaft seiner Einziggeliebten, seiner Jugendfreundin gewährte, als er unvermuthet Befehl erhielt, sich in einer Dienstangelegenheit nach London zu begeben. Die Gewißheit seiner baldigen Zurückkunft beruhigte die trauernde Anna während seiner Abwesenheit. Die Einsamkeit dünkte ihr jetzt weniger drückend, als vor seiner Ankunft; sie hatte ihn ja wieder, hatte ihn treu und edel wieder. Eine Fülle liebender Träume erfüllte ihre einsamen Stunden, doch stieg zuweilen, mitten unter diesen heitern Träumen, eine dunkle Ahnung in ihrer Seele empor, vor der sie erzitterte.

Als die Zeit kam, wo sie ihren Macdonald zurück erwarten konnte, o mit welcher zärtlichen Ungeduld sah sie ihm entgegen! Die Tage, nach welchen er versprochen hatte, wieder zurück zu seyn, waren verflossen, und sie hoffte mit jeder Minute auf seine Erscheinung.

Eines Abends stand sie am Fenster ihres Zimmers und blickte hinab in das schweigende Thal; es war eine schöne schwärmerische Mondnacht. Der Hügel, auf dem das Schloß lag, zog sich mit seinen schattigen Gewinden, mit seinen Lauben und Baumarkaden, hinunter in das Thal, und konnte wohl mit Recht den Namen Greenhill führen. An seinem Fuße dicht am Abhange, wand sich der Strom, von überhangendem Gezweig beschattet. Seine flimmernden Wellen brachen sich im Mondlicht und zitterten in hellen Streifen weiter. Den Mond umlagerten gebrochene lichtdurchstrahlte Wolkengruppen, die hin und wieder seinen Glanz in holde Dämmerung milderten, während sich an andern Stellen das dunkle Azurblau der Nacht vertiefte. Annens Auge hing wechselnd bald an diesen lichten Wolkengruppen, bald senkte es sich wieder auf den mondbeglänzten Thalweg, den kommenden Geliebten zu erspähen. Sie horchte sorgsam auf das leiseste Geräusch; doch nur das ferne Rauschen des Waldes kam zu ihr herüber. Ein tiefes Schweigen herrschte ringsumher, und auf dem Thurme des Schlosses schlug es schon neun Uhr. — Jetzt war es, als ob die düstre Ahnung, die sie bisher verlassen hatte, wie ein Schatten wieder in ihrer Seele aufstiege, — — und fern aus dem Thale herauf tönte es wie Rosses Hufschlag! Sie blickte hin und erkannte jetzt im Mondlicht einen Reiter, von einem einzigen Bedienten begleitet,

wie Macdonald gewöhnlich zu reisen pflegte! Er ist es, rief sie bey sich selbst, und flatternd ließ sie ihr weißes Schnupftuch an dem Fenster wehen, ihn zu begrüßen; allein er erwiederte den Gruß der Liebe nicht, und schien ihn selbst nicht zu bemerken.

Der Weg führte ihn von einer andern Seite zum Schlosse herauf, und die Ecke des Hügels entzog ihn bald ihren Blicken. Halbträumend blieb sie noch einige Minuten am Fenster stehen; sie wollte ihrem Macdonald entgegen gehen, aber sie wußte selbst nicht, was sie im Zimmer zurück hielt, als ein Bedienter eintrat, und ihr die Ankunft eines Fremden meldete, der Sir Robert Macdonald hier zu finden glaubte.

Und wie ist sein Name? fragte sie, bestürzt, sich so in ihrer Hoffnung getäuscht zu sehen.

Francesco de Vilori, sprach der Bediente.

Der Freund meines Roberts! seufzte Anna für sich, und nicht er selbst! Guter Himmel, was muß ihm begegnet seyn, daß er noch nicht zurück kömmt?

Es ist spät, Milady, fing der Bediente wieder an, wir können den Fremden doch nicht weiter reisen lassen, ohne ihm ein Nachtquartier anzubieten?

Bewahre der Himmel! rief Anna, weiset ihm das beste Zimmer an! Bewirthet ihn aufs Beste! Er ist ein Freund Sir Macdonalds!

Der Bediente entfernte sich, und man that, wie sie befohlen hatte. Am andern Morgen, nach einer traurig zugebrachten Nacht, kleidete sie sich früher an, um den Fremden selbst willkommen zu heißen, und ihm alle Achtung zu erzeigen, die sie dem Freunde ihres Geliebten schuldig zu seyn glaubte.

Der Fremde trat ein, und sie erkannte schon an seinem

Aeußern, das mit Roberts Beschreibung übereintraf, so wie an seinem Ordenszeichen, daß er derjenige sey, von dem er mit ihr gesprochen hatte. Er entschuldigte sich bei Anna, wegen seines kühnen Eintritts in dieses Schloß, weil er gewiß geglaubt habe, seinen Freund hier zu finden. Sie versicherte ihn hierauf, daß Macdonald mit jeder Stunde zurück erwartet würde, und lud ihn ein, das Schloß nicht eher zu verlassen, als nach seiner Zurückkunft. Kaum konnte sie sich bei dieser Unterredung eines ängstlichen Gefühls erwehren, und auch er schien eine gleiche Verlegenheit zu fühlen und entfernte sich bald.

Was sie so ängstlich machte, konnte sie sich selbst nicht erklären. Ein gewisses Etwas in den Zügen des Fremden, das sie anzog, schien die Ursache davon zu seyn. Sie sehnte sich jetzt lebhafter nach Roberts Rückkehr, und er kam immer nicht zurück. Zwei Tage vergingen ihr unter peinigender Unruh; die Gespräche, die sie während der Zeit mit dem Malthesser gehabt hatte, gaben ihr Gelegenheit, sie von der Vortrefflichkeit seines Geistes und seines Herzens zu überzeugen. Was aber ihr bängliches Wesen vermehrte, war das seltsame Betragen des Ritters, wenn er sich in ihrer Gesellschaft befand, das ihr eine dunkle Ahnung von dem gab, was jetzt in seinem Innern vorging.

Auch er fühlte sich nicht allein durch ein eben so unwiderstehliches Gefühl zu der holden Anna gezogen, als sie für ihn empfand; sondern ihm war auch der Eindruck nicht entgangen, den er auf die Liebenswürdige gemacht hatte, und diese Entdeckung übte ihren gewöhnlichen Zauber über sein gefühlvolles Herz. Zwar ahnete er etwas von dem Verhältniß seines Freundes zu Anna; allein hier täuschte ihn jene verrätherische

Genügsamkeit, welche so oft die Sehnsucht unmöglicher Liebe täuscht — und nährt. — Und ist sie auch die Braut meines Freundes — sagte er beschwichtigend zu sich selbst — und hält mich auch schon mein Gelübde von ihr zurück, dies edle, schöne, freyerwählte Gelübde, das ja immer mein Glück ausmachte, — was hindert mich, nach ihrer Freundschaft, nach ihrer zarten Achtung zu streben, und das Glück ihres Umgangs zu genießen?

Wenn er aber diesem Vorsatz auch in seinen Worten treu blieb; seine Augen verriethen oft, wenn die Empfindung seinen Willen überraschte, eine so lebhafte, so zärtliche Theilnahme an dem Mädchen, daß sie ihr Bewußtseyn aufs neue verstörten, indeß ihr Herz ihm unwillkührlich antworten mußte. — „O Gott, rief sie oft aus der Tiefe ihres beängsteten Gemüths, — wenn ihr selbst in die Stille ihres einsamen Gemachs das herzgewinnende Bild des Ritters folgte — was ist es nur, was mich so mächtig zu diesem wunderbaren Fremdling zieht? — O Robert! bestes, treustes Herz auf der Welt! kehre zurück, und gieb erst meinen Gefühlen die Richtung, die sie gegen deinen Freund nehmen dürfen.“

Doch Robert kehrte noch immer nicht zurück; und immerfort währte das gefährliche Verhältniß, ja es ward noch gefährlicher durch die Vorzüge, welche Beide stündlich mehr an einander kennen lernten. Selbst das Bestreben des edeln Ritters, seine Gefühle zu bekämpfen, machte ihn Annen nur noch theurer; es giebt schwerlich einen unwiderstehlicheren Reiz für das weibliche Herz, als diesen.

Welcher Weg aus diesem Labyrinth führen sollte, war nicht abzusehn. Die täglich erwartete Rückkehr hatte des Ritters Herzen einen Vorwand gegeben, sein Verweilen an

dem so theuren Orte zu entschuldigen. Was müßte mein Freund denken — sagte er zu sich selbst, — wenn ich durch ein so ungeduldiges Hinwegeilen, den Entzweck meiner langen Reise, die Freude unsres Wiedersehens auch nur um eine Stunde verzögerte?

Indessen als nun so einige Tage eines ruhelosen, peinlichen Glücks verflossen waren, ermannte er sich doch zu dem Entschluß, sich loszureißen, und bis zu Roberts Rückkehr eine Reise in die nahliegende Gegend zu machen.

Auch Anna mußte in ihrem Innern die Nothwendigkeit seiner Entfernung fühlen; und ohne zu ahnen, daß er ihr schon darin zuvorgekommen, und seine Abreise auf den nächsten Morgen festgesetzt habe, beschloß sie — nicht ohne Ueberwindung — ihm einen Vorschlag deshalb zu thun; und beide trafen, gleichsam wie nach einer schweigenden Uebereinkunft, noch einmal gegen Abend im Garten zusammen.

Doch der gefaßte Entschluß, der vorgefühlte Schmerz der Trennung, hatte die Empfindungen Beider zu einer Höhe der Schwärmerei gestimmt, die wehmuthsvoll und glühend nach einem Ausbruch rang. — Schweigend gingen beide eine Weile neben einander hin, durch den herrlichen, blühenden, prangenden Park; — beide in dem stillen Bewußtseyn, daß es zum letztenmal sey. Die Düfte der Blumen wogten ihnen von allen Seiten entgegen; und der sehnsüchtige Ruf der Nachtigall füllte die beklommenen Herzen nur mit noch größerer Beängstigung.

Endlich ermuthigte sich Anna, das Zauberband gewaltsam zu zersprengen, das ihre Brust umfing. O daß doch Robert hier wäre! rief sie, um all das Schöne mit uns zu

genießen! — Sein Ausbleiben beginnt mich auf das Höchste zu beängstigen. — Wie wär' es, — Ritter — setzte sie mit etwas schwankender Stimme hinzu — wenn Ihr Euch morgen selbst aufmachtet — Euren Freund aufzusuchen? —

Ernst und fest hatte der Ritter sein Scheiden beschlossen; allein daß Anna selbst es über ihn aussprach, dieß durchzuckte doch sein Inneres mit einem unnennbaren Weh. Das Blut entwich aus seinen Wangen, und in der ersten schmerzlichen Aufregung seines Gefühls entgegnete er:

Daß es nicht möglich ist, ihn aufzusuchen, dieß Milady, habt Ihr mir selbst bei meiner Ankunft schon gesagt, da Ihr nicht wißt, in welchem Hafen Englands oder Irlands ihn seine Dienstgeschäfte halten; indeß wißt, daß meine Entfernung schon beschlossen war, und jetzt in dieser Stunde noch sey mein Entschluß vollführt! — Ich stehe einmal allein in der Welt! lebt wohl, Milady! Ich verbanne mich selbst auf immer von dem Orte, der mir — ich fühl' es wohl — schon zu theuer geworden war. —

Anna sah sein Erbleichen; ihr eigenes, nur zu schonendes und zartes Gefühl für Andre hatte es ihr ohnehin schwer gemacht, die Forderung auszusprechen, die sie gleichwohl für unerläßlich hielt, und von der sie ihn nun so empfindlich verletzt sah. — Ehe sie aber noch ein angemeßnes milderndes Wort finden konnte, hatte er sich, nach einer ehrerbietigen Verbeugung, schnell von ihr gewandt und mit eiligen Schritten entfernt. — Unwillkürlich machte sie eine Bewegung, als wolle sie ihn zurückhalten; vor der sie gleichwohl in demselben Augenblicke wieder zurückbebte, und stumm und regungslos stehen blieb.

Der Ausdruck des Schmerzes hatte seinen edlen einnehmenden Zügen noch einen eignen rührenderen Reiz gegeben; und als sie ihm nun so mit unsicher raschen, sichtlich durch innere, gekränkte Aufregung beflügelten Schritten von sich eilen sah, da ergriff sie ein Gefühl unbeschreiblicher, weicher Zärtlichkeit; ein unvergleichbares Gefühl, dem ähnlich, das der Klang des Alpenreigens in Schweizerbusen weckt, — dem ähnlich, das ein Kind am Grabe niegekannter, früh verlorner Eltern fühlt.

Erliegend dem anstrengenden Kampfe mit so unerklärbaren Gefühlen, sank Anna, selbst erbleichend und an allen Kräften erschöpft, auf eine Rasenbank zurück, und Thränen quollen unter den geschloßnen langen Augenwimpern hervor.

Der Ritter dagegen hatte sich kaum auf geringe Weite von ihr entfernt, für die ihn ein so überraschendes Gefühl hingerissen hatte, als er zu sich selbst kommend die Uebereilung fühlte, die weder seiner ihm eigentlich natürlichen Sanftheit und Stärke des Gemüths, noch des dankfordernden Verhältnisses zu seinen Gastfreunden würdig war. Er flog zurück, um seinen Fehler möglichst wieder gut zu machen; doch Annen nahend erbebte er, als er sie bleich und mit geschloßnen Augen hingesunken, das liebliche Haupt auf die Lehne des Rasensitzes zurückgebeugt sah. Ein forschender Blick auf sie sagte ihm bald, daß es nicht Ohnmacht, daß es nur Ermatten der zarten Kräfte und, wie selbst die schmerzliche Bewegung ihrer Mienen — ja selbst die thränenbenetzten Wangen zeigten — ein Ermatten des Schmerzes war. —

Außer sich über den Anblick, wagte er doch gleichwohl nicht, sie zu stören aus der freiwilligen Versunkenheit in sich selbst; sie hatte seine leichten, schonend nahenden Tritte nicht gehört. Leise

kniete er neben ihr nieder, und flüsterte nur mit zagender, bittender Stimme: O Gott, theure Lady! was ist Euch?

Erschrocken hob Anna das Haupt, und schlug die holden Augen auf; und — den, den sie so eben ganz von sich geschieden glaubte, den edeln, theuern Jüngling sah sie zu ihren Füßen liegen, den Ausdruck innigsten, theilnehmendsten Gefühls in seinen Zügen, und die schönen beseelten Augen flehend zu ihr emporgehoben.

Bestürzt, verwirrt durch die seltsame Ueberraschung, beugte sich Anna vor, den Ritter aufzuheben, der keines Worts mächtig war. Beider Blicke berührten sich näher in feuchtem sehnsuchtsvollem Glanze, und Annens Zähren drohten schon verrätherisch wieder hervorzubrechen; — da — in dem Augenblicke fiel ein Gemälde, das Anna gewohnt war auf ihrer Brust zu tragen, und dessen Band sich vorhin durch das rasche Zurück- und Vorwärtsbeugen ihres Hauptes aufgelöst hatte, aus dem es sonst verdeckenden Gewand gleitend herab, und auf des Ritters bittend zu Annen empor gehobne Hände. —

Betroffen durch den an sich so kleinen Vorfall, der gleichwohl hier mit der Ahnung einer schützenden Geisternähe durchschauerte, wandte der Ritter den Blick auf das Bild, — und — plötzlich schien ein heller Lichtblitz in ihm aufzugehen. — „Um aller Heiligen willen, rief er, indem er aufsprang — Signora, wie kommt Ihr zu diesem Bilde?" —

„Es ist das Bild meiner in früher Kindheit verlornen Mutter!" erwiederte Anna.

„Das Bild Eurer Mutter?" rief er mit Heftigkeit. „Und wie ist Euer Name? Seyd Ihr keine Brittin von Geburt?"

„Nein, das bin ich nicht!" versetzte Anna voll Ver-

wunderung über das Erstaunen und die Fragen des Ritters. „Ich bin die Tochter einer unglücklichen Freundin der Lady Johanna, und unser Vaterland war das schöne Italien.“

„Gott, wär' es möglich?“ rief der Ritter. „Und Euer Name? Euer Name?“

„Den eigentlichen Familien-Namen meines Vaters kenne ich nicht!“ erwiederte Anna; „auf der Rückseite des Gemähldes steht blos: Donna Maria, Graf Paolo's Gemahlin; mein wahrer Name ist Angelika.“ — „Angelika?“ rief der Ritter mit freudigem Ungestüm; „Wärs möglich? hätte ich dich gefunden, theure, geliebte Schwester.

Anna war wie betäubt; eine Felsenlast schien von ihrer Brust zu sinken bei dem Gedanken in dem Fremden, der ihr so theuer geworden war, einen Bruder zu finden, und ein für strafbar gehaltenes Gefühl in das unschuldigste verwandelt zu sehen; doch wagte sie noch nicht, dem seligen Gedanken zu vertrauen.

„Du zweifelst noch, geliebte Schwester?„ sprach Vilori ruhiger. „Willst du mich noch nicht für deinen Bruder erkennen? Nun wohlan! so will ich dir den unwiderlegbarsten Beweis geben. Befindet sich nicht innerhalb des Medaillons, der dieses Bild umschließt, die Hälfte eines zerbrochenen Ringes? Nimm ihn heraus!“ — Anna zog den Ring hervor und erstaunte.

„Sieh hier die zweite Hälfte!“ sagte der Ritter und mit diesen Worten zog er eine goldene Capsel hervor, die er, an einer seidenen Schnur befestiget, auf der Brust trug, öffnete sie und rief: „Sieh hier neben dieser weichen Locke die andre Hälfte des zerbrochnen Ringes, die mit jener genau zusammenpaßt. Die gute Mutter,“ fuhr er mit bewegter

Stimme fort, „hatte in einem Vorgefühl unserer Trennung auf ein Mittel gedacht, uns unser Wiederfinden zu erleichtern. Sie zerbrach diesen Ring, und theilte ihn zwischen uns zum Zeichen unserer Wiedererkennung. Dir, die zu klein war, um sie zu verstehen, hing sie die eine Hälfte, unter ihrem Bilde verborgen, um den Hals: mir aber, dem Aeltesten, erklärte sie die Wichtigkeit dieses Kleinods, das ich auch seit jenem Augenblick beständig auf der Brust getragen habe. O nie, nie werde ich diese Scene vergessen! nie die Thränen, die aus den himmlisch sanften Augen der besten Mutter flossen!"

Viloris eigne Thränen drangen bei diesen Worten in seine seelenvollen Augen; die tiefgerührte Anna widerstand nicht länger; mit überwallender Rührung sank sie dem geliebten Bruder an das Herz.

Das Wesen Beider war in Harmonie übergegangen, und der Schlüssel zu dem Heiligthum ihres Glücks gefunden, der noch vor wenig Stunden unwiederbringlich vorloren schien. Sie kannten nun den magischen, geheimnißvollen Zug, der sie zusammengeführt hatte.

Und giebt es wohl ein edleres, ein himmlisch reineres Gefühl auf Erden, als das, uneigennütziger, treuer Geschwisterliebe? Selbst die brennenden Farben der Leidenschaft werden erst dann schön, wenn sie von jenen sanften Halbtinten gemildert werden. Ein Bruder sollte eigentlich in einem zarten Herzen immer ein unschuldig Geliebter, und ein Geliebter ein vergötterter Bruder seyn. Ist dieß nicht das treuste Bild von jener Engelsseligkeit der ersten Menschen im Paradieseshayn, am Sonnenglanz des ersten Schöpfungsmorgens?

dort waren jene himmlischen Gefühle noch vereinigt; sie trennten sich nur, als die Unschuld von der Erde floh.

„Aber, mein Bruder,“ fing die glückliche Angelika an, als die ersten erstaunten und entzückten Aeußerungen des neuen seligen Gefühls vorüber waren, — „ich brenne vor Verlangen, durch dich etwas von dem früheren Schicksal unsrer geliebten, unglücklichen Mutter zu erfahren, das wahrscheinlich die Ursache ist, warum sie uns der Tod so bald entriß.

„Ach, theure Schwester, antwortete Vilori, mit einem tiefen Seufzer, und seine lichten Augen trübten sich aufs neue, „warum muß diese schmerzliche Erinnerung die Stunde unsres Wiederfindens trüben? — Doch könnten wir wohl diese Stunde schöner feiern, als durch das Andenken an die theure Verklärte, der wir nicht allein das Leben, sondern durch ihre zärtliche Vorsorge auch das Glück unsrer Wiedervereinigung danken. Gern will ich dir Alles darüber mittheilen, was ich selbst weiß und woran dein Herz gleichen Antheil mit dem meinigen hat.

Die beiden liebenden Geschwister nahmen mit verschlungnen Händen auf dem anmuthig umschatteten Sitze Platz. Das Abendroth brach durch die blühenden Zweige, und schien in das schöne Gesicht des Ritters; Angelika hing still beglückt an den theuren Zügen, in denen sie jetzt klar die unverkennbare Aehnlichkeit mit jenem Bilde ihrer Mutter fand.

„Erst in späterer Zeit, meine Angelika,“ begann der Ritter, „habe ich den Zusammenhang von den Begebenheiten erfahren, deren manche mir noch aus der Dämmerung der Kindheit herüberschwebt. Ich sagte dir schon, daß der Grund zu dem Unglück unsrer Mutter in einer eifersüchtigen Stim-

mung unsres Vaters gelegen habe; aber unbegreiflich würde dir diese Eifersucht scheinen, wenn du Don Paolo jemals selbst gesehen hättest, vorzüglich in der Blüthe seiner Jugend. Er, einer der schönsten Männer seiner Zeit, war auch zugleich einer der anziehendsten und geistreichsten, und würde auch ein weniger treues weibliches Herz als das unsrer Mutter zu fesseln gewußt haben. Vielleicht aber waren es eben diese glänzenden Vorzüge, die der edeln Maria viele Neiderinnen zuzogen. Man wußte den Argwohn Don Paolo's zu erregen, und ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände warf in der That einst einen Schein auf sie, dessen Nichtigkeit erst spät durch die Zeit aufgeklärt ward, und unserm unglücklichen Vater unendliche Schmerzen der Reue bereitet hat, als das Grab schon zwischen ihm und der verkannten Gattin lag.

Ein unseliges Zusammentreffen der Umstände machte damals jede Aufklärung unmöglich; und das Dazwischentreten Feindlichgesinnter verhinderte selbst jede Näherung der entzweiten gleich leidenden Gemüther. Immer noch edel in seinem Zorn, doch desto vernichtender für das Herz, das sich von ihm losreißen sollte, kündigte Don Paolo unsrer Mutter ewige Trennung an.

Ich war, — meines kindlichen Alters wegen nicht beachtet — Zeuge der erschütternden Scene, die sich, obwohl ich sie noch nicht verstand, doch unauslöschlich tief in meine Brust gegraben hat. Ich sah die Todtenblässe auf dem schönen Gesicht unsres Vaters, das nicht den Ausdruck des Zorns, sondern nur den einer bittern herzzerreißenden Kränkung trug — sah den schmerzlichen aber stolzen Blick, mit dem der Hohe auf sie niedersah. —

Das Herz und die überwältigte Liebe hätte sie wohl hingerissen, sich zu seinen Füßen zu stürzen; allein die Gegenwart einiger jener Freunde, deren geheim feindselige Gesinnungen sie kannte, hielt einen solchen Ausbruch zurück; auch mußte wohl ihr Stolz erwachen, in dem Bewußtseyn des erlittenen Unrechts. Gewaltsam drängte sie ihre Thränen zurück — und sagte mit erstickter Stimme, dem zürnenden Geliebten die Hand reichend: leb' wohl denn, Paolo! — du willst es; — lebe wohl! — nie werd' ich dich vergessen!

Nie werd' ich dich vergessen, Maria! — sagte auch Paolo mit brechender Stimme, so als ob jedes von ihnen vom eignen Leben scheide.

Erst als ich, der ich von dem Fortreisen der Mutter und meinem Zurückbleiben gehört hatte, ihr nacheilte und schluchzend mich in ihre Arme warf, brachen auch ihre Thränen mit heftiger Gewalt hervor; sie weinte lang, mich an ihrem Herzen haltend; dann kniete sie zwischen mich und meine kleinere Schwester, — dich, meine Angelika — nieder, jedes von uns mit einem Arm umschlingend; betend für uns gab sie uns ihren Segen, und theilte dann jenes bedeutende Unterpfand, den köstlichen Ring, zwischen uns, dem wir jetzt unser Wiederfinden danken.

Angelikas mitfühlende Thränen strömten reich dem theuren Andenken. „Und unser armer Vater?" sagte sie.

„Er lebt noch in der fernen Heimath," erwiederte Vilori, „er hatte nichts mehr auf der Welt als mich; und alle Zeit, welche mir die Geschäfte meines Ordens übrig ließen, brachte ich bei ihm zu; schmerzlich wird er jetzt meinem Wie-

derselben entgegen harren; und, o Gott, wie würd' ihn das deinige beglücken."

O ja, ja, laß mich zu ihm eilen!" erwiederte Angelika mit Feuer, „laß uns meinen Robert zur Mitreise, zum baldigen, zum schnellen Aufbruch auffordern!" —

„Deinen Robert? — wiederholte der Ritter — So trog mich meine Ahnung nicht?"

Offen entdeckte Angelika dem liebenden Bruder das heilige Verhältniß, das sie schon früh an seinen Freund gebunden hatte, an ihn, gegen den er so nah gewesen war, einen wissenlosen Verrath zu begehen. Mit Schauer blickte der edle Ritter noch einmal auf den zwiefachen Abgrund zurück, von welchem ihn die Huld der Vorsicht errettet hatte.

Beide kehrten nun mit verdoppelter Liebe gegen den Entfernten nach dem Schlosse zurück, wo sie ihn unterdeß gewiß endlich wieder angekommen glaubten. Allein sie fanden ihn nicht, den sie so sehnlich erwarteten; ein seltsamer verhängnißvoller Zufall hatte sich zwischen das Glück dieser drei so wahrhaft und innig liebenden Menschen gedrängt. So nah am Ziel glichen sie den Schiffenden, die eben an einem blühenden Eiland Anker zu werfen denken, und die ein finsteres Ungewitter mit einemmal aufs neu in das grenzenlose Meer hinauswirft; oft naht man im Leben sich einander, nur um sich desto weiter zu entfernen.

Macdonald war zurückgekehrt, und eben in der Stunde, in der die zärtlichen Geschwister ihre Wiedervereinigung feierten. Dienstgeschäfte hatten ihn einige Tage länger, als er geglaubt, in England aufgehalten; nach Vollendung derselben eilte er auf Flügeln der Liebe zurück. Er hatte sich vorge-

nommen, seine geliebte Anna zu überraschen, und stieg daher im Dorfe ab, um durch den Park verstohlen nach dem Schlosse zu gelangen. Im Dorfe kam man ihm mit der Nachricht entgegen, daß sich seit einigen Tagen ein junger Herr auf dem Schlosse befinde, den man einen Maltheser-Ritter nenne. „Desto besser!“ rief der gute Macdonald entzückt: so wird die Ueberraschung und Freude verdoppelt. O wie wird mein Herz so vieles Entzücken fassen können!“

Er befahl jetzt seinem Reitknecht, in dem Dorfe zu warten, bis er ihn rufen lasse, und durchwandelte den Park zwar leise, aber schnellen Schrittes. Kein Argwohn stieg in der redlich treuen Brust empor, in der die Liebe ihre Rechte gleich mit einer edeln selbstvergeßnen Freundschaft theilte. Nur derjenige, welcher eben so nach einem Freunde schmachtet, als nach einer Geliebten, verdient beide, (sagt ein erhabener Dichter) — allein auch nur ein solcher kann begreifen, wie sehr das Herz des tieffühlenden Macdonald durch einen Anblick zerrissen werden mußte, wie er in wenig Augenblicken ihn erwartete.

Mitleidig schienen sich die Zweige auf ihn herab zu neigen; zur Seite seines Pfades klagte wehmüthig eine Turteltaube um den geraubten Gatten. —

Ein dunkler Hain empfing ihn jetzt in seine grüne wallende Nacht; und jetzt vernahm er die geliebten Stimmen. Mit Freude klopfendem Herzen eilte er darauf zu; — doch welch ein Augenblick sollte der treuſten Liebe lohnen! Er hörte, ohne die Worte zu verstehen, den Laut der innigsten Zärtlichkeit — gegen einen Andern aus dem Munde der wandellos und einzig Geliebten! und dieser Andere — war sein

Freund! — Er sah, wie eben Beide einander innig in die Arme schlossen — und dunkel ward es vor seinen Augen — und er sank in sein umhüllendes Gebüsch zurück.

In einer unwillkürlichen Bewegung hatte er die Hand an das Schwert gelegt; — doch schnell behielt ein edleres Gefühl die Oberhand. „Ist das die Treue der Erde?" rief er schmerzlich, dumpf in sich hinein und eine bittre kalte Thräne drang in sein männlich festes Auge. — „Nein! so will ich mich nicht rächen! ich will der Treulosen und dem Verräther zeigen, welch ein Herz sie gebrochen haben!"

Mit wankenden, oft unterbrochenen, doch heftig schnellen Schritten verließ er seinen väterlichen Park und kam in das Dorf zurück, wo der treue Diener seiner Befehle harrte. Kommt Ihr selbst, mich zu rufen, bester Sir? rief ihm der alte treue Freund entgegen, soll ich nun kommen mit den Pferden?

Ja, zäume die Pferde, guter Toms! erwiederte sein Herr, mit einem fast wilden fieberhaften Händedrucke, — doch nicht nach dem Schlosse, aus diesem Lande sollst du mich begleiten. Doch vorher geh und hohle mir Papier und Dinte! Und dann auf ewig fort, noch ehe der Abend sinkt!

Mit äußerster Bestürzung eilte der gute Toms, die Befehle seines Herrn zu erfüllen. Eine Anwandlung von wilder Heftigkeit, die sowohl seinem Charakter als seinem Stande natürlich war, kämpfte in Macdonalds Gemüth mit seinem Edelmuth einen ungleichen Kampf. Der letzte siegte. Toms brachte erwartungsvoll das Verlangte, und Macdonald schrieb einen Brief, den er erst nach seiner Abreise auf das Schloß zu tragen befahl. Darauf bestieg er, von Toms begleitet, sein gutes Pferd, und eilte nach dem nächstgelegenen Hafen zu.

Als jetzt Vilori und Angelika im Schlosse angelangt waren — mit welcher Ueberraschung empfingen sie diesen verhängnißvollen Brief, auf welchem sie sogleich die Handschrift erkannten; mit welchem Gefühle aber lasen sie nachfolgende entsetzliche Worte:

„Empfangt mit diesen Zeilen mein Lebewohl und meine Verzeihung zugleich! Wißt Anna und Vilori, ich war Zeuge eurer verrätherischen Umarmung im Park. Möchte ich doch auf immer das vergessen können, was meine Sinne zu verwirren drohte! Ich könnte dir entgegen stehn, Vilori, ich könnte mich in deinem Blute baden — und wohl möchte es süß seyn für den Augenblick! — Doch ich verzeihe dir! Seyd glücklich, wenn Euch anders das Bewußtseyn, die treuste Liebe durch Verrath belohnt zu haben, das jemals vergönnt. Du kannst vielleicht noch Loszählung von deinem Gelübde erhalten, dann suche Annen das zu seyn, was ich ihr einst — ach seliger Traum! — zu werden hoffte! — dann wende alle Kräfte deines Herzens an, sie so heiß, so unaussprechlich zu lieben, wie ich sie liebte. — Von mir befürchtet nie eine Störung eures Glücks, denn mich sehet ihr nie wieder. Lebt wohl! lebt wohl auf ewig!"

Macdonald.

Wer vermöchte nicht sich die Empfindungen zu denken, welche Macdonalds edelmüthiger Brief in den Herzen seiner Freunde hervorbrachte! Ohne ein Wort mit Angelika darüber zu wechseln, gleichsam in stillschweigender Uebereinkunft mit ihr, stürzte Vilori nach dem Stalle, ließ sein Pferd satteln und befand sich nach wenigen Minuten schon auf dem Wege, den Macdonald, wie er durch Nachforschung im Dorfe erfuhr, auf

seiner großmüthigen Flucht genommen hatte. Der Mond erhellte seinen Pfad, und sein feuriges Roß schien die Ungeduld seines Herrn zu theilen, so sehr beflügelte es freiwillig seinen Lauf.

Angelika befand sich indeß in einer Art von Berauschung auf ihrem Zimmer. Die Vorgänge des heutigen Tages waren zu schnell, zu überraschend auf einander gefolgt, als daß sie sich auf einmal hätte fassen können. Die Unruhe, ob ihr Bruder den geliebten Flüchtling auch sicher treffen werde, wechselte in ihrer Seele mit den frohen Empfindungen alles dessen, was sie an diesem Tage erfahren hatte. Sie hatte an diesem merkwürdigen Tage einen zärtlichen Bruder gefunden; sie hatte das große Herz ihres edlen Geliebten von der vollkommensten Seite kennen gelernt. O glückliche, glückliche Angelika! sprach sie zu sich selbst: zwei solche Engel nennst du dein! Dich theurer, theurer Bruder! und dich Robert, himmlischer Geliebter! dich schöne große Seele! O wie wirst du dich freuen, wenn du sie schuldlos findest, denen du so großmüthig verzeihest! wenn du den Bruder wirklich in dem Freunde siehst, den du mit Brudertreue liebst!

Der Schlaf floh diese Nacht von ihren Augen. Vor Tagesanbruch schon erhob sie sich von ihrem Lager und trat ans Fenster. Die Sterne glommen einzeln noch am Himmel, und Nebel ruhte auf dem stillen Thale. Allmählig erhoben sich die Wipfel der Wälder aus dem weißen Nebelmeere, und nach und nach schienen sich die Berge mit frischerem Grün zu schmücken. Angelika zog jetzt Macdonalds Brief hervor, um ihn bei der ersten dämmernden Helle nochmals zu lesen. Darauf schweifte ihr Auge wieder über die Gegend hin, und siehe! ihr gegen-

über stand schon der Horizont in vollem Feuer. Funken blitzten hervor, und Rosen blühten ruhig zwischen den lodernden Flammen. In diesem Augenblick stieg die Sonne prangend auf, und, welch' unnennbares Entzücken für Angelika! — die ersten Strahlen des holden Gestirns beleuchteten ein schönes Reiterpaar, das eben brüderlich aus dem Thale heraufzog, und in welchem Angelika bald diejenigen erkannte, welche ihre Sehnsucht erwartet hatte. Sie flog die Treppe hinab, und eilte den Kommenden entgegen. In wenig Augenblicken lag sie in ihren Armen, und nie hat wohl die Morgensonne einen glücklichern Verein gesehen.

Jetzt durch doppelte Bande war das schöne Kleeblatt vereiniget, und jedes von ihnen nannte zwei Herzen von gleicher Inbrunst sein.

Der edle Bruder traf selbst die Anstalten zu der Vermählung der Schwester und des geliebten Freundes, dann eilten Alle den trauernden Vater aufzusuchen, der in der liebenden Kinder Wiedervereinigung, noch die einzige Linderung fand für die nie ganz geheilte Wunde. Alle trafen in der Folge, so oft es Viloris und Roberts hohe Berufsgeschäfte vergönnten, bald auf Corsica, bald auf Irland zusammen. — Im Thale von Greenhill aber, auf der Stelle, wo sich die drei Liebenden an jenem Morgen fanden, ließ Robert zum Gedächtniß die Namen in ein Felsstück graben:

Angelika, Macdonald und Vilori.

III.

Verschwiegne Treue.

Eine Sage vom Ufer der Maas.

Hell schimmerten die Kerzen im prächtig erleuchteten Ritterschlosse; die Hörner und die Saiten jubelten, und die festlich geschmückten Herren und Damen stellten sich fröhlich in die Reihen des Tanzes.

Es war das Hochzeitfest des Grafen Childerich von Noirmont. An seiner Hand führte die schöne Braut den Reigen an, beide von Glück und Freude ganz umstrahlt, die sich auch allen ihren Gästen mittheilte. — Nur ein Trauriger war im ganzen Kreise, nur Lionar, ein junger Ritter, welcher, weil er sehr arm war, im Sold des Grafen Waffendienste that. Ihm schnitt die laute Freude durch das Herz; und statt sich in die Reihe der Tanzenden zu mischen, entwich er aus dem hellen Saale, und schlich sich durch die weiten schönen Gärten, die abwärts nach dem Fluß hinunter lagen. Es war die reichströmende Maas, da wo sie nicht fern dem Ardennerwalde das Gebiet waffenberühmter Franken durchströmt.

Hier irrte Lionar am einsamen Gestade; allein auch hierher folgte ihm der laute Jubelschall, und die Lichter des Schlosses schwammen wie goldne Funken auf der zitternden Fluth. Tiefe Seufzer drangen aus seiner Brust, und er rief schmerzlich aus der wunden Seele: O Gott, warum bin

ich doch so unglücklich, während sich Alles freut! Wär' es Neid? Heiliger Gott! könnte der ein redliches Herz beflecken? Nein! o du siehst, gern gönnt' ich Allen das glänzendste Glück — und doch — drängt sich mir immer der Gedanke auf: Ach alle diese stattlichen Ritter besitzen ihre festen Burgen, sehen eine holde Gattin, oder doch sonst ein liebliches Herzgespiel heut Abend an ihrer Seite! — nur mir bleibt nichts von allen diesen Gütern, und giebt es einen edleren Ritterstamm als den meinen? Haben nicht meine Väter so gut als Childerichs für unser Land, unter den Heeren Carls, ihr kühnes Banner in den Streit geführt? Und gleichwohl als er auftrat, der mächtige Bewerber, gleich waren Fredegundens Blicke allein auf ihn gerichtet! — Jetzt schwebt sie als beglückte Braut an seiner Seite, — indeß der arme Lionar vergessen, unbemerkt in seinem Schmerz vergeht.

Graf Childerich hatte einst dem Vater Fredegundens ein Fähnlein Hülfsvölker gesandt, die ihn aus einer dringenden Gefahr befrei't hatten. Als nach erfochtnem Siege die fremden Krieger in die Burg einzogen, die sie vor fremdem Eindrang beschützt hatten, da stand das Fräulein dankend auf dem Balcon, und unter allen blühenden Gestalten fiel ihr am meisten die eines der Anführer in die Augen, eben des edeln Lionar, welcher in diesem Zug aufs neue seine Tapferkeit bewährt hatte. Sie blickte lang dem schlanken Krieger nach, der sein glänzendes Schwert und sein noch glänzenderes Auge so anmuthsvoll bescheiden gesenkt hatte. Und als am Abend der erfreute Burgherr den Freunden ein fröhliches Mahl mit Tanz begleitet gab, so zog sie ihn vor allen

Andern vor, und sprach so hold mit ihm, daß sich wohl eine süße Hoffnung zu seiner aufglühenden Liebe gesellen durfte.

Sobald aber Graf Childerich selbst erschien, und sie vernahm, daß der Krieger, der ihr gefallen hatte, nichts besitze als eine uralte, zerstörte Burg, und ein Schwert, welches er nur im fremden Solde ziehe, da ward es ihr nicht schwer, dem Wunsche ihres Vaters zu gehorchen, und dem reichen und mächtigen Bewerber ihre Hand zu geben. — Sie strahlte jetzt als Childerichs Weib im Hochzeitsaale, während der arme Lionar in Gram verging.

Doch seltsam war es, die Wellen schienen seine Klagen zu verstehen, sie selbst flüsterten heut so klagend; und wenn er seufzte, seufzten sie sympathetisch mit. „Milder, theilnehmender Fluß!" sagte der Ritter, und blickte sehnsuchtsvoll in seine Tiefen, „und winkte mir, der ich keine Heimath habe, vielleicht eine Heimath da unten?"

Sein frommer Muth verwarf doch bald diesen Gedanken wieder; schwer wandte er sein Auge weg, und richtete es in die Ferne. Da war es, als säh' er in der dämmernd duftigen Nacht fernab am Flusse eine schlanke weibliche Gestalt sich zu ihm herbewegen. Es ist die schlanke, weißstämmige Birke, sagte der Ritter zu sich selbst, die dort am Ufer steht.

Allein es war als mache sich es aus dem Dufte des Ufers los, und schwebe näher und näher; und deutlich erkannte jetzt der Ritter eine weibliche, hellumschleierte Gestalt, so zart und duftig wie aus Mondesnebel gebildet, und ihre Stimme, wenn sie sprach, war sanft wie das Flüstern der Wellen.

Sie blieb vor dem erstaunten Ritter stehen, und er sah gleichwie von mildem, mondlichen Licht erhellt die holdseligsten Züge.

„Edler Lionar“ sagte sie sanft, „warum so traurig, hier wo Alles so fröhlich ist?“

„Ach hohe Herrin!“ versetzte der Ritter und senkte ehrerbietig das Knie vor ihr, „da Ihr meinen Namen so wohl kennt, so werdet Ihr ja wohl auch wissen, wie arm ich, und verlassen bin.“

„Ihr arm?“ erwiederte die hohe Fremde „besitzt Ihr nicht die ersten Güter? ein tapfrer Arm, ein edles Herz sind Euer — und“ — —

„Ach Gott!“ rief Lionar schmerzlich, „wer achtet auf mein Herz?“ —

„Und eine Bildung“ fuhr die Fremde fort „worin dieß Herz sich wiederspiegelt, und welche wohl den Frauen minniglich erscheinen mag.“

„Wie schöne Herrin?“ rief der Jüngling mit gekränktem Gefühl — „könntet Ihr meiner spotten? ist es nicht blos der Gram verschmähter Liebe, der mich in die einsame Nacht heraustreibt?“

„Armer Lionar!“ sagte die Herrin im Ton der weichsten Zärtlichkeit, — und wie, wenn ein treueres Herz sich innig sehnte, Euch über jenes eitle zu trösten? — Lionar, könntet Ihr nie mehr lieben?“

Sie sagte das so mild und innig, daß er es wagte, zu ihr aufzublicken, und als er in den tiefen Himmelsglanz ihrer Augen schaute, da war es ihm, als ob er ganz darin versinke, und als ob alles sein ganzes voriges Leid sich leicht

von seinem Busen löse, indessen eine Seligkeit, wie er sie nie gekannt, sein ganzes Wesen wunderbar umfange.

Auch das demuthvollste, männliche Herz findet für so allgewaltige Liebe, als sich des Ritters jetzt bemächtigte, den Ausdruck bald, vorzüglich wenn ihm wie diesem, so selige Erwiederung verheißen ist. Das schönste Bündniß war geschlossen, ohne daß Lionar nur den kühnen Gedanken gefaßt hätte, zu fragen, wer die wunderbare Herrin sey? Wie Augenblicke flogen die Stunden der Nacht dahin, von tausend Liebkosungen und süßen Liebesreden ausgefüllt, worin so manches erhebende Wort von höherer Abkunft gemischt war.

Jetzt dämmerte der Morgen auf; die Lichter im Schlosse hatten trüber und einzeln gebrannt; sie verloschen nun gänzlich, so wie des Himmels Sterne; und schon begannen die Wellen der Maas im Vorübereilen der Morgenröthe flüchtige Spiegel vorzuhalten. Da schien die fremde Herrin mit einiger Scheu um sich zu blicken, und sagte dann mild, aber fest: Jetzt muß ich von dir scheiden, holder Freund! Ich habe dich ganz so gefunden, wie du mir schienst, wenn ich dich zuweilen, am Ufer des Stromes, im ritterlichen Spiel mit andern Waffenbrüdern sah, oder auch wohl allein und sinnig wandelnd. Ich sah da wohl, dein Arm ist stark wie die Kraft jener Wogen; dein Muth fest wie Felsen des Gestades. Jetzt weiß ich auch, daß dein Herz rein ist, wie die krystallne Fluth der edlen Maas, und nun auf ewig wendet sich dir meine Liebe zu. Wen aber Eine der Unsern liebt, dem wird es auch an irdischem Glück nicht fehlen. Jede Nacht, während im Schlosse dort jubelnde Freude herrscht, — denn Childerichs Hochzeitfest soll acht Tage und acht Nächte gefeiert werden; — jede Nacht

harre mein an dieser Stätte! wenn du mich liebst, so wirst du dann ja wohl Ersatz für jene Freuden finden. —

Lionar sank vor ihr auf die Knie, und wiederholte seine heißen Schwüre der Lieb' und der Treue bis in den Tod.

„Du wirst verlangen meinen Namen zu wissen," sagte die Dame mild, „nenne mich Maasilia. — Doch — sey verschwiegen, wenn wir uns nicht auf immer trennen sollen. Sie legte dabei den Finger, bedeutend auf den Mund, ging nach dem Fluß hinunter, indeß sie ihm mit stillem Ernst zurück zu bleiben winkte, und war in den Morgennebeln verschwunden, eh der Ritter noch selbst wußte, wie ihm geschah.

Ein seliger Traum erscheint ein hohes, unvermuthetes Liebesglück fast immer, im Augenblick, wo es das erstemal, ob auch auf Wiedersehen scheidet, allein im Herzen spricht doch eine Stimme laut und gewaltig von der Wahrheit ihres Daseyns. Die Nüchternheit nach einer durchwachten Nacht erhielt noch in der Seele des Ritters die holden Traumnebel, die ihn umfangen hatten. Er eilte ans Gestade des Stromes, er breitete die Arme in Liebessehnsucht nach den feuchten Wassernebeln aus, und leise und lieblich schienen ihm die Wellen zuzurufen: Ja, du bist glücklich!

Und freudig, als die Sonne schon auf den stahlblanken Gewässern blitzte, und das Schloß glänzend aus den Blumenfeldern vorragte, kehrte er zu den Uebrigen zurück; die aber nach durchschwärmter Nacht sich alle erst der Ruhe überlassen hatten, und noch schweigend und fest, tief in den Banden des Schlummers lagen. Auch Lionar warf sich für kurze Zeit auf sein Lager, wo ihn die lieblichsten Träume empfingen, und das Erlebte wiederholten. Auch die Blumen

als er zwischen ihnen hindurch wandelte, hatten ihm den Gruß der Wellen zugerufen.

Der Tag schien ihm unerträglich lang; er stahl sich, so oft er nur konnte, hinweg aus dem Getümmel in die vertraute Einsamkeit; hundert mal wandte er den schlanken Nakken, und blickte ungeduldig nach dem Stande der Sonne, gleich als ob er ihren Lauf beflügeln wolle, eilte er dann raschen Schrittes durch Feld und Hain, und sang halbleise vor sich hin:

Wie so träg verhaßte Sonne?
Wie so träg im müden Lauf?
Ach erscheine, meine Wonne!
Geh, mein süßer Stern mir auf!

Und die Sonne ging unter; der Abendstern ging auf. Im Schlosse wurden die Kerzen wieder entzündet, und Tanz und Jubel hob vom Neuen an. Der arme übersehene Lionar aber eilte zu der Geliebten hoffend und zagend, ob ihm auch sein Glück wieder erscheinen werde.

Und von den Nebeln des Gestades, wo er noch immer die weißstämmige Birke zu sehen meinte, wand sich die zartduftige Bildung los, und wandelte zu ihm heran. —

Noch himmlischer war diese Nacht als die vergangne, noch höher ward ihm Herz und Sinn gehoben von der Liebe der hohen Schönen, und den begeisterten Worten, die sie in ihre holden Liebesreden mischte. Von nur noch kühnerer Thatenlust fühlte er sein ganzes Wesen durchglüht und gleichsam geheiligt.

Auch seine Tage waren nun beruhigter, da er seines

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Glücks gewiß sein durfte. Bei den Turnieren, welche der Lauf des Festes in sich schloß, und andern Heldenspielen, trug er so manchen Preis davon, weil ihm das Bild der unsichtbaren, theuren Herrin doch immer vor den Augen des Geistes schwebte, und ihm zum Siege Kraft verlieh. Die Blicke der Damen des Festes richteten sich jetzt aufmerksamer auf den jungen, anmuthigen Ritter, den sie vorher in seiner stillen, zurückgezognen Traurigkeit übersehen hatten.

Allein die letzte Nacht kam jetzt heran, mit der das Fest zu Ende gehend, auch die Dame ihr Scheiden angesagt hatte. Die heilige Nacht erschien ernster, wehmüthiger und zugleich feierlicher.

Die Zeit des Halbmondes war indeß gekommen; er stand jetzt hoch am Himmel, und goß seine bleichen Schimmer auf die Gegend aus, allein theilnehmend hüllte er sich in leichte Trauerschleier, als sich Maasilia von dem Gestad herauf bewegte, gleich war ihr ganzes holdseliges Wesen umflort vom Schleier leiser Wehmuth ob der bevorstehenden bittern Trennung, und feierliche Hoheit mischte sich darein.

Ihr Ritter flog ihr, glühend von Schmerz und Liebe heut entgegen, und schien in der noch einmal gewährten berauschenden Gegenwart Vergessen der nahen Trennung trinken zu wollen; doch ernsteren Tones redete sie ihn an, nach den ersten Begrüßungen der Zärtlichkeit. Wir scheiden heut auf lang, mein Freund, sprach sie, so wollen es die Mächte des Geschicks, und vieles Wichtige haben wir diese Nacht noch zu sprechen.

Du weißt, mein Lionar, fuhr sie fort, ich habe dir meine höchste, innigste Liebe zugewandt; deine Bescheidenheit hat nie

gewagt nach meiner Herkunft zu forschen. Wisse, ich bin die mächtige Nymphe der Maas, und der Mann, den ich liebe, darf nicht im Dunkel bleiben. Ist nicht dein tapfrer Ahnherr Ivalthier so gut als Childerichs mit Roland in den Streit gezogen? Er fiel bei Ronceval; und sollte darum nur sein edles Blut geflossen seyn, daß du sein Enkelsohn im Solde deines Gleichen dienen sollst?

Glut der Beschämung flog dem Ritter brennendheiß über Stirn und Wangen; schmerzhaft klopfte das Blut in seinem Herzen, und jagte stürmisch heiß durch die Adern, und wie er anfangs die Augen auf den Boden senkte, da stürzten ein Paar schwere, heiße Thränen zwischen den langen dunkeln Wimpern nieder; dann aber schlug er sein schönes, himmelreines Auge, im Gefühl unverdienter Kränkung wieder auf, und rief: O Gott des Himmels! Sprache gibst du, und solche Sprache, dem quälenden Gefühl in meiner Brust, ach, das schon lang mein Leben drückte! — — Vollende nur, schöne tödtende Herrin! Aber sage dann auch, wie ich mein Schicksal hätte wenden können? Arm, der letzte verlaßne Sproß eines besiegten, untergegangnen Heldenstammes! —

Armer Liebling! sagte die Hohe, voll mitleidsvoller Zärtlichkeit; an meinen Ufern liegen die Trümmer deiner Stammburg; durch dich soll sie mit neuem Glanz erstehen, durch meinen Beistand. Für jetzt ziehe nach Nancy! dort rüstet sich der tapfre Herzog der Loraine, Gottfried von Bouillon, zu einem glorreichen und segensvollen Kriege; stelle dich unter seine Fahnen, damit auch edler Ruhm die Fahnen meines Lieblings schmücke! An Mitteln soll es dir nicht fehlen, dich schön und würdig auszurüsten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Sie trat bei diesen Worten ans Ufer des nah vorüberwallenden Stroms, tauchte den schwanenweißen Arm in die bewegte Flut, und brachte eine Hand voll köstlicher Perlen herauf, deren Eine schon hinreichend gewesen wäre, einen Ritter mit Roß und Waffen auszurüsten.

Nimm! sagte sie, und mit dem ersten Morgenstrahl, eh sich noch das Getümmel der Gäste von der Burg entfernt, begib dich unbemerkt auf deinen Weg nach Nancy; kaufe dir ein stattliches Roß und eine glänzende Rüstung. Auf deinen Schild laß eine silberne Wasserlilie bilden, damit du deiner Fernen dich erinnerst. Ziehe darauf zu herrlichen Thaten aus, und komm mir treu und liebend wieder.

Lionar war aufs Knie vor ihr gesunken, und nahm die Perlen an wie eine Himmelsgabe. Die überirdische Schöne hatte den rechten Weg gewählt, den allzugroßen weichen Schmerz der Trennung abzustumpfen, indem sie seine Ehrliebe und seinen Thatendurst entflammte. Aber als er auf die köstlichen Perlen blickte, sagte er wehmüthig: Befehle sind die Worte, die aus dem Munde meiner schönen Gebieterin kommen, allein wenn ich bedenke, daß ich diese schönen zartweißen Perlen, die dir an mildem Schimmer gleichen, daß ich sie hingeben soll im Handel gleich Geld und Gut! sie die das Einzige sind, was ich aus deiner theuern Hand empfing, so fehlt es mir an Muth, dir zu gehorchen!

Verwende sie nur, wie ich dir hieß, erwiederte die Herrin mit einem dankbaren Lächeln, und nimm hier eine andere Gabe, die du mir zum Andenken bewahren magst!

Bei diesen Worten zog sie eine Schnur noch weit schö-

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nerer Perlen aus dem Gewande ihres Busens, die dicht auf der zarten, schneeweißen Brust geruht hatten, und reichte sie ihm.

Trag' es fortan auf deiner edeln Brust; fügte sie hinzu, ein Sinnbild des innigen geistigen Bandes, das unser Wesen an einander knüpft. —

Mit namenlosem, obwohl schmerzlichem Entzücken, erfüllte die überschwengliche Zärtlichkeit der Herrlichen den Ritter. — Halbträumend kam er zurück nach dem Schlosse; ihm war, als fühlte er die zarten Perlen erwärmt vom heiligen Lebenshauche der Geliebten.

Er that, wie sie geboten hatte; ehe noch das Getümmel der Gäste das Scheiden eines Einzelnen bemerken ließ, trat er den Weg nach Nancy an, den er in thatbegieriger Eile zurücklegte.

Er kaufte sich eine prächtige Rüstung von blauem Stahl, und so wie ihm Maasilia geboten hatte, mit einer silbernen Wasserlilie geziert; dazu ein herrliches Roß. Dann stellte er sich dem edeln Herzog der Loraine vor, der mit Freuden den stattlichen Krieger unter seine Fahnen aufnahm.

Als er aber nun seinen feurigsten Wunsch erfüllt sah; als er Zeit hatte, ruhig um sich zu blicken, das Heer aber noch einige Monden lang in der Gegend von Nancy rasten mußte, so fiel ihm der Gedanke schwer aufs Herz, daß er das Haus seines bisherigen Dienstherrn, so heimlich einem Verbrecher gleich, verlassen habe. Und da ihm nun Maasilia nicht mit ausdrücklichen Worten verboten hatte, ihn vor dem Aufbruch noch zu sehen, so beschloß er, diese unthätige Zeit zu benutzen, um sich rechtlich von ihm zu beurlauben. — Es mochte wohl auch der geheime Wunsch, vielleicht auf diese Art auch die Geliebte nochmals zu erblicken, im Hintergrunde seines Herzens liegen, und ihn zu ihrer Gegend zurückziehen.

Er bat Vergunst zu einer kurzen Entfernung, und eilte nach dem Schlosse Noirmont zurück. Allein Graf Childerich hatte schon mit aufloderndem Zorn Lionars willkürliche Entfernung aufgenommen; und als er ihn jetzt in so herrlich glänzender Ausrüstung erblickte, da regte sich der Neid in seinem stolzen und selbstsüchtigen Herzen, daß der, welchen er seinen Untergebenen nannte, weit schöner und herrlicher erschien als er.

Mit einem finstern Blick sah er auf den, der ihm ehrerbietig und bittend nahte. Er hörte nicht auf die treuherzige Entschuldigung des Ritters, sondern unterbrach ihn mit einem heftigen und verachtenden Vorwurf seiner pflichtvergeßnen Entweichung, und fragte dann gebieterisch, woher der arme Söldner auf einmal jetzt die fürstlich prächtige Rüstung habe.

Lionar neigte sich ehrfurchtsvoll und schwieg auf die Frage. —

Noch herrischer wiederholte sie der Graf. Verzeiht, mein hoher Herr, antwortete Lionar, wenn ich Euch alle, nur diese einzige Frage nicht beantworte, weil ich es nicht kann. Es sey Euch genug, zu wissen, daß ich auf rechtmäßige Art zu ihrem Besitz gelangte.

Wie? rief Graf Childerich aufgebracht, mir wagt Ihr eine Frage zu verweigern?

Und wie derjenige, der selbst nicht edel ist, auch Andern leicht Unedles zutraut, so stieg in seiner Seele auch der Gedanke auf, Lionar könne nur durch unrechtmäßige Wege zu dem so köstlichen Rüstzeug gekommen seyn, und müsse sich nothwendig auf seine Unkosten bereichert haben.

Wie aber schon des Ritters standhafte Weigerung seinen Stolz empört hatte, so gab der Gedanke eines Verbrechens nun dem erbitterten Stolz und dem heimlichen Neid

einen erwünschten Vorwand. Immer aufgebrachter drang Childerich auf ein ausführliches Geständniß; allein immer gleich fest verweigerte es der unerschrockene Lionar.

Nun dann! — rief Childerich, und Gluthen des Zornes flammten wild über sein Gesicht, und entstellt zuckten alle Züge. — Nun dann! noch stehst du in meiner Gewalt, und ich will sehen, ob ich mir nicht Gehorsam erzwingen kann.

Er rief seine Leute; der Ritter ward umringt, und er, der sich mit gewissenhafter Redlichkeit in die Gewalt des Tyrannen geliefert hatte, mußte jetzt, ungeachtet seines muthvollen Widerstandes, der Uebermacht erliegen. Mit Fesseln wurden die edeln Glieder belastet, und man brachte den Unglücklichen in einen düstern, festgewölbten Saal, wo der grausame Childerich befahl, ihm durch die Folter das Geständniß seines Verbrechens, oder zum mindesten desjenigen zu erpressen, von dem er seinen unbegreiflichen Reichthum empfangen habe.

Lionar konnte unmöglich einen Ursprung seines Vermögens angeben, dessen Ungrund nicht sogleich durch Childerichs Nachforschungen entdeckt worden wäre; und so wäre es eben so unnütz als erniedrigend für ihn gewesen, sich zu einer Lüge herabzulassen. Wie aber hätte er den Namen derjenigen verrathen sollen, der er so heilige Verschwiegenheit gelobt hatte. Standhaft, mit festgeschloßnen Lippen duldete er die Martern, die der unmenschliche Gewalthaber noch immer zu verstärken gebot. Das Auge brach für Schmerz, aber nicht sein Muth und seine edle Treue. Und wenn auch mein Herz brechen soll! dachte er bei sich — — als eben Childerich einen neuen Grad der Folter bereiten ließ. — Da rauschten die Flügel der Thüre auf, und eine schöne Dame trat herein, in wasser-

blauem seidnen Kleide, mit Perlen reich durchstickt; um ihren schlanken Hals und ihre weißen Arme schlangen sich zwischen Gold dämmernd schimmernde Perlenschnuren, und ein köstlicher zarter Schleier floß über ihre langen blonden Locken. Sie schlug ihn auf, und jeder Andre als der fühllose Childerich wäre von ihrer rührenden Schönheit entwaffnet worden. Eilig nahte sie sich der Stelle, wo der unglückliche Lionar zwischen seinen grausamen Quälern lag.

Wie sie durch den Saal eilte, war es, als ob die Falten ihres Gewandes wie leichte Wellen um sie schlügen. Sie blieb vor Lionar stehen, faltete ihre beiden Hände empor, und rief mit herzdurchdringendem Ton: Er ist unschuldig! Was thut Ihr Grausame? Und Thränen stürzten stromweis aus ihren schönen Augen auf den Boden nieder, auf den schon Lionars Blut geflossen war. Spottend sah Childerich, wie sich die hellen Thränen mit dem purpurnen Blute mischten und rief: Ein Jeder thue, wozu er berufen ist! Vergießt Ihr Thränen! ich vergieße Blut meines rebellischen Dienstmannes!

Da warf die Dame einen vernichtenden Blick auf ihn. Sie beugte sich über den Sterbenden, küßte seine Wunden, und schloß ihn mit unaussprechlich inniger und mitleidsvoller Zärtlichkeit in ihre Arme, und sagte, als sie ihn an den himmlischen Busen drückte: Mein edler, armer Liebling, du hast treue Verschwiegenheit bewährt; lebe und sey dafür auch tausendfach beglückt.

Und es war als ob ein wunderbarer Balsam mit der Berührung ihrer himmlischen Lippen in das Blut des Gequälten dringe: denn er schlug seine holden, schmerzmatten Augen

erquickt auf, und richtete sich bald empor. Sie schlug darauf ihren Schleier um ihn, und führte ihn mit sich aus dem Saale, ohne daß Einer sich ihr zu widersetzen wagte. Im Fortgehen wandte sie sich aber noch mit zornigem Blicke zu dem unmenschlichen Gebieter und sagte: Ja, ich habe hier Thränen vergossen, doch meine Thränen werden fürchterlich um deine Wohnung brausen!

Bei diesen Worten war sie mit dem Ritter verschwunden, die Flügelthüren schlugen krachend zu, es war als ob ein Sturmwind durch die ganze Veste brauste.

Es ward früher Nacht als gewöhnlich, finstre Sturmwolken stiegen auf; zu Nacht brauste und heulte der Sturm fürchterlich, wie er noch nie gethan. Erschrocken sprangen alle Bewohner auf, und eilten vor die Burg, da siehe, wälzte sich der Strom wie ein schwarzer mächtiger Geist aus seinem Ufer auf die Veste zu. — Da war kein Widerstand; wer mag den Elementen widerstehen? Wie zürnende Heerschaaren stürmten die Wogen aus ihren Ufern tretend gegen die Veste heran. Es wühlte, es donnerte, es krachte dumpf, und nieder stürzten die trotzigen Mauern, die schon so manche blut'ge Frevelthat, und auch die heutige gesehen hatten.

Als der Morgen mit trüber Röthe die überschwemmte Gegend beleuchtete, da waren nur Trümmer und Steine von der zerstörten Burg umherliegend zu sehen; das Geschlecht seiner schuldvollen Besitzer aber war in den rächenden Fluthen untergegangen.

Der Strom war indeß wieder in sein ruhiges Bett zurückgekehrt, und floß dumpfmurrend weiter, als könne er den heftigen Zorn noch nicht vergessen.

Die Nymphe aber hatte ihren standhaften Liebling in eine der schönsten Grotten geführt und auf ein sanft schwellendes duftiges Lager, wo sie seine Wunden mit einem himmlischen wunderbaren Balsam bethaute, so daß mit einemmal aller Schmerz verschwunden war, und sie wie durch Zaubermacht im Augenblick heilten. Ein neuer kräftiger Lebensstrom floß erquickend durch seine Glieder.

Sie pflegte seiner noch eine selige Zeit, bis zum Aufbruch des Heers, und als er wieder rosig aufgeblüht war, in voller frischer Jugendschöne, da zog er mit dem edeln Gottfried zu herrlichen Thaten aus, Jerusalem zu befreien, und das Joch der leidenden Glaubensbrüder zu brechen. Es war als ob in den furchtbaren Schlachten, die in jenen Tagen gekämpft wurden, eine unsichtbare himmlische Macht ihn schirme; daß er aus allen glücklich und siegreich hervorging. Es war als fühle er die geistige Nähe der Geliebten, deren Bild ihm begeisternd vorschwebte.

Als aber nun das fromme tapfre Heer zur Heimath kehrte, und Lionar zu der geliebten Heimath seines Herzens flog, da ward ihm schon hienieden ein Theil der Seligkeit zum Lohne, die jene Helden sich erkämpft hatten. Die holde überirdische Gattin war durch das zarte Band, das sie mit ihm verschlang, wie mehrere Wesen ihres Geschlechts zu schöner Menschlichkeit übergegangen. Er lebte lang beglückt mit ihr, und das Schloß Noirmont stieg herrlicher durch ihn aus seinen Trümmern auf, und trägt noch heut nach einem seiner Söhne den Namen: Charlesmont.

IV.

Der Maurenritter.

Schwermüthig, beklommen saß die reizende Zoraide in ihrem schönen Lustschlosse unweit Granada. Obgleich sich eins der goldverzierten, anmuthigen Zimmer in geräumiger Pracht an das andre reihete, so kam es ihr doch eng und bänglich darin vor; denn ihr Bruder, der stolze Emir Osman, hatte ihr, als er einen Zug in das maurische Mutterland Afrika that, streng geboten, die Einsamkeit ihrer Mauern mit keinem Schritt zu übertreten, bis er heimkehren werde; und Zwang ist immer eine herbe Frucht für ein edles Gemüth.

Was ihn aber am herbsten für die gefühlvolle Zoraide machte, das war der Grund, warum er ihr aufgelegt worden. Ihr Bruder hatte ihre Hand dem mächtigen Abdul versprochen, einem Türkenfürsten und seinem Freunde. So sehr aber der herrische Bruder über die jüngere Schwester, die, noch halb Kind, verwaist seinem Schutze anheim gefallen war, ein strenges Ansehen übte, und so entschieden er für diese Verbindung stimmte, so wandte sich doch das Herz Zoraidens unbezwinglich von dem ihr nur flüchtig bekannten Freier ab, der alle die üppige Pracht seines Orients in seinem Wesen, und auch alle gebieterische Rohheit seines Volkes in seiner Liebe zeigte. Bei dem Gedanken: seine Sklavin zu werden, empörte sich das Gefühl der edlen Jungfrau auch ohne

das Bild eines Andern, der jetzt geheim, aber mächtig in ihrer Seele herrschte.

Nun blühten zwar die Myrthen- und Orangenhaine ihres Gartens mit berauschendem Duft; Oleander und feurig glühende Granaten und tausend andere herrliche Blumen durchleuchteten das Grün, und Lauben von Jasmin und Rosen luden sie in ihren dämmernden Schoos; auch konnte sie das Thal in zauberischer Schönheit von ihren Fenstern überschauen; das Alles aber reichte nicht hin, die Sehnsucht ihres Herzens zu beschwichtigen. Vorzüglich ward diese unruhige Sehnsucht wohl durch die süßen Lautenklänge wach, die, wenn die Nacht heraufgezogen war, wenn Mondesnebel sich über das reizende Thal gelagert hatten, aus dem blühenden Gebüsche herauf zu ihrem Fenster schwebten.

„War das nicht wieder der schöne Selim?" fragte die schlaue Suleima, die Vertraute Zoraidens, mit einem schelmischen Seitenblick auf die Sinnende, als die Töne verhallt waren; — „der wunderbare Ritter, „fuhr sie fort: „der, einzig durch das Geheimnißvolle seines Wesens meiner schönen Gebieterin oft so tiefes Nachdenken verursacht; denn so etwas wünscht doch ein forschender Geist zu ergründen."

„O sey still!" rief Zoraide aufstehend, indem sie sich bemühte, eine zürnende Miene anzunehmen; allein wie streifendes Sonnenlicht durch die Wolkenschatten brach ein Lächeln heimlichen Wohlgefallens durch den Schatten des Unmuths auf den reizenden Zügen; Aufmunterung genug für die schlaue Vertraute, noch eine Zeitlang in demselben Tone fortzufahren, nachdem auf ihre bittenden Blicke die Schöne wieder Platz genommen hatte.

„Daß er,“ fuhr Suleima nach einer Weile fort:“ daß er, ein Unbekannter, bei den Kampfspielen von Granada sich in die Schaar unserer Abenceragen-Ritter mischte; daß seine glänzende Tapferkeit bald Aller Augen auf sich zog, und daß er den zweiten Kampfpreis aus den Händen der Königin empfing: ein Damascenerschwert mit goldnem Griff, das sind Thatsachen, welche allgemein von ihm bekannt sind; daß er beim Empfange des Preises nicht auf die glänzenden Augen der Königin, nicht auf die funkelnden Demanten am Griff des Schwerts sah, sondern einzig auf die liebliche Zoraide, die an der Seite der hohen Preisvertheilerin herrlicher strahlte, als alle Edelsteine des Königsschmuckes von Granada, auch dieß blieb nicht verborgen.“

„O nun hör' auf!“ rief Zoraide von neuem, sich loszureißen versuchend von dem nur allzufesselnden Gespräch, während dem sich ihre zarten Wangen mit immer höher glühendem Incarnat überzogen hatten.

„O laß mich nur diesen Satz vollenden, holde Gebieterin,“ schmeichelte Suleima: „Ich wollte sagen, dieß Alles sind bekannte Dinge. — Daß der Ritter seitdem in stillen Nächten um das Lustschloß der schönen Zoraide irrt; daß seine süßen Lautenklänge wetteifern mit den Nachtigallen unsers Thals, dieß ist schon weniger bekannt; wer er selbst aber ist, aus welchem Lande und von welchem Stamme, dieß war und bleibt ein undurchdringliches Geheimniß!“

„Ach! hast du, Schwätzerin, mich doch endlich zum Eingehen in dein Gespräch gebracht!“ sagte Zoraide mit einem Seufzer, „und wohl zum recht theilnehmenden Eingehen. Ja, ich kann es dir nicht länger verbergen, wie es mich be-

unruhigt, so gar nichts von seiner Abkunft, von seinem ganzen frühern Seyn und Wesen zu wissen. Er zeigte bey dem Kampfspiel einen Siegelring des großen Achmet, des tapfern Statthalters von Cordova vor, zum Zeichen, daß er eng in Freundschaft mit diesem verbunden, und man ließ dieses Unterpfand seiner Würdigkeit gelten, um ihm den Einlaß in die Schranken zu gewähren. Seine in der That nicht gewöhnliche Tapferkeit bestach die Kampfrichter zu seinem Vortheil, so, daß man nicht so streng auf der Nennung seines Namens und seines Stammes bestand."

„Seine Tapferkeit bestach die rauhen Männer," fiel Suleima ein: „war es denn ein Wunder, wenn sie auch die gefühlvolle Zoraide in so weit blendete, daß sie die reizende Gestalt des fremden Kriegers wirklich für reizend ansah? —"

„Ach, spotte wie du willst!" rief Zoraide: „ich konnte nicht ganz unempfindlich für seine Vorzüge bleiben. Allein warum verbarg er sich so scheu? — Er schickte mir des andern Morgens einen Selam, in welchem Rosen und die hochrothen Balsaminen von feuriger Liebe sprachen, ein Zweig Corallen Verschwiegenheit verhieß; aber auch ein kleines Reis der dunkeln Cypresse hinzugefügt war, die Trauer unglücklicher Liebe anzudeuten. — Und — rührender sprach dieß Symbol zu meinem Herzen, als alle Zeichen kühner Zärtlichkeit."

Unter solchen Erinnerungen hatte sich Zoraide in ihr sittsames Schlafgemach zurückgezogen, das der Mond mit seinem schwärmerischen Schimmer erhellte. Er fiel durch die niederwallenden Gardinen herein, die, wie zartduftiges Gewölk, vor

den krystallnen Fenstern schwebten, und schmückte die vergoldeten Wände noch reicher mit seinen goldenen Blumen. Die Jungfrau schlug zuweilen die holden Augenlieder wieder auf, nach ihm hinüber zu blicken; denn der Schlaf zögerte, sie zu besuchen, so sorgfältig sie sich auch in die seidenen Decken ihres Lagers hüllte. Die schwermüthigen Klagen der Nachtigall schallten aus dem stillen Gehölz herüber. Jetzt aber mischten sich darein noch süßere Klänge, die Lautentöne des geliebten Ritters erhoben sich wieder ganz nah' ihrem Fenster; leise, aber herzdurchdringend und deutlich vernehmbar, tönte das nachfolgende Lied zu ihr empor:

Stille ruht schon auf den Auen,
Wiegt in Schlummertraum die Welt;
Und des Mondes Schimmer thauen
Lind herab vom azurblauen,
Leichtbewölkten Himmelszelt.

Und das Lied der Nachtigallen
Hebt sich schmachtend, sehnsuchtsvoll
In des Haines Blüthenhallen;
Die beseelten Töne wallen
Mit des leisen Bachs Geroll.

Schon wohl schlummert meine Holde!
Hört sie nicht die Nachtigall?
Säng'rin in der Liebe Solde
Spricht ihr nicht im Mondesgolde
Leiser Klagen Wiederhall?

Aber mög' ein Traum ihr mahlen
Das bezaubernde Gefild,

Quell und Lied, und Mondesstrahlen!
Ach, und wohl von meinen Qualen
Auch ein deutsam rührend Bild!

Mondesstrahlen gleicht ihr Saiten;
Grüßt ihr schönes Schloß im Thal!
Könnt' ich leis' ins Inn're gleiten,
Zart und rein, wie Klang der Saiten,
Zärtlich, wie der Mondenstrahl.

Seufzend lehnte sich Zoraide auf den schwellenden Pfühl zurück, als der Gesang verhallte. Sie hätte sich gern leise von ihrem Lager erhoben, und durch das Fenster nach dem Sänger gelauscht; allein sie fürchtete den Spott Suleima's, die in dem Nebengemach schlief, und durch die offenstehende Thüre ihre Bewegungen sehen konnte. Die Schelmische nahm zwar den Schein des tiefen Schlafs an; allein sie hatte jedes Wort, so gut als die Gebieterin selbst, vernommen.

Die arme Zoraide wendete sich von einer Seite auf die andere; doch nur flüchtig, nur unterbrochen kam der Schlummer zu ihr herab, und nur um ihr im Traum das Bild des schönen Ritters zu zeigen, der wachend ihre Gedanken beschäftigte. Sie sah ihn bald im Kampfspiel, mit dem hochragenden, prächtigen Reigerbusche auf dem lichtblauen Turban, den ein funkelnder Edelstein zusammenhielt; sah wie sein leichtgeschwungener Wurfspeer nimmer des Ziels verfehlte; bald wieder wie der stolze Held, in ritterlich anmuthiger Galanterie, sich ehrerbietig vor der Königin, — und vor der neben ihr sitzenden Zoraide neigte; wie seine blitzenden Augen, noch siegender als seine Waffen, in die ihren drangen. So un=

ter immer wechselndem Erscheinen und Verschwinden des theuern Bildes kam der Morgen heran, und als Suleima an das Lager ihrer fürstlichen Freundin trat, sah sie an den heißen Wangen der Schönen, an dem sanften Schmachten und der reizenden Mattigkeit in den sonst so glanzvollen Augen, deutlich die Spuren der schlaflosen Nacht, und der lieblichen Unruhen, welche die Stelle des Schlummers eingenommen hatten. Die schwarzen, seidenen Locken rieselten aufgelößt zur Seite über die blendend weiße Stirn, und flossen um den alabasternen Hals, die schöne, unruhig wogende Brust bedeckend.

Die muthwillige Suleima stellte sich, als bemerke sie gar nichts von der Befangenheit der Heimlichliebenden, und freute sich, wie den Tag über mit jeder Stunde die bange Unruhe Zoraidens stieg, wie sie, als der Abend herannahte, immer öfter von der kunstreichen Arbeit aufsah, mit der ihre zarten Finger am Webstuhl beschäftigt waren; wie sie dann immer öfter nach dem Fenster hinlauschte.

Gleichwie nur nachlässig hingeworfen, sagte die Muthwillige: „Die sinnreiche Zoraide sollte doch einem so liebenswürdigen Bewerber wieder die Gunst eines Selams zugesendet haben.“

„Und was,“ sagte nachdenkend die holde Zoraide: „was meinst du wohl, was ich ihm hätte senden können?“

„Zum Beispiel,“ erwiederte Suleima: „zum Beispiel — Birnenblüthe. —“

„Welchen Sinn hat diese doch gleich?“ fragte Zoraide herumsinnend, und sagte dann mit unschuldigem Lächeln zu Suleima: „Ich kann mich wahrlich in diesem Augenblicke

nicht darauf besinnen! Sage, Suleima, was räthst du mir, durch die Birnenblüthe auszudrücken?"

„Ihr Sinnspruch heißt —" versetzte die Leichtfertige zögernd, und mit verstellter Schüchternheit:

„Daß ich's länger nicht verhehle:
Dein Serail sucht meine Seele!"

„O Suleima!" rief Zoraide überrascht, mit edlem Unwillen, und eine hohe Röthe überflog ihr schönes Antlitz: „wie darfst du wagen, in das Heiligthum meiner Gefühle so kühn entweihend einzudringen?"

„Verzeihung! flehte die Listige: „ich wußte nicht, daß meine schöne Gebieterin so bedenklich wäre, die Neigung für einen nicht minder schönen Freier zu gestehen. Allein, ihm zu antworten, wenn er wieder seinen herzschmelzenden Gesang erhebt, dieß scheint mir doch selbst die edle Sitte zu verlangen: und eben heute ginge das vorzüglich leicht, da der mürrische Hassan, den Osman zur Aufsicht des Hauses, und gleichsam unser Aller, hier gelassen hat, eben verreist ist.

„Ach, wer weiß, ob er eben heute wieder erscheinen wird!" seufzte Zoraide, deren Unwille bei dem Gedanken, daß der Ersehnte eben heute, an dem unbewachteren Tage, nicht kommen werde, längst wieder in Milde geschmolzen war.

Da erklangen in diesem Augenblicke, früher als gewöhnlich und ganz nahe, die geliebten Melodien.

„O jetzt muß der liebliche Sänger Antwort erhalten, wenn er seinen Gesang beendigt hat!" rief Suleima: „Heute kann die Stimme Zoraidens in unbewachter Abendstille zu dem Sänger dringen; und die silberbesaitete Laute hängt so lang unberührt, traurig schmachtend dort an der Wand."

Zoraide seufzte, und wagte es, sich leise den goldnen Gittern des Fensters zu nahen; Suleima ihr zur Seite.

„Wie Schade!“ flüsterte diese, „daß die Pfirsiche und Orangenzweige unter dem Fenster den schönen Sänger halb bedecken! Doch, singt nicht auch die Nachtigall unter grüner Umhüllung?“

„O sey doch still!“ bat Zoraide; denn eben erhob, nach einem einleitenden Vorspiel, der Ritter den Gesang:

Nach Granada, nach Granada
Zog mich aus der weiten Ferne
Schüchtern glühendes Verlangen
Nach dem lieblichsten der Sterne.

Zoraide! Zoraide!
Schönste Blume dieser Fluren!
Zürnst du, wenn der treu'ste Ritter
Sehnend folget deinen Spuren?

Senke deine Strahlen nieder,
Heller Stern vom Lichtgestade!
Laß der Blätter Purpur schimmern,
Süße Ros', um meine Pfade!

Zoraide! Zoraide!
Blum' und Stern in gleicher Schöne,
Blicke freundlich zu mir nieder,
Höre mild des Sängers Töne!

„Nun jetzt! jetzt!“ flehte Suleima, und Zoraide nahm bebend, und mit hohem Purpur auf dem reizenden Antlitz, die Laute, die ihr Jene entgegen hielt; und sie mit den nied-

lichen Fingern belebend, sang sie dazu die nachfolgenden antwortenden Strophen:

Wär' ich Stern, und wär' ich Blume,
Wie so holde Lieder melden,
Strebt' ich wohl nach größerm Ruhme,
Als zu freu'n solch edlen Helden?

Doch mir ward kein Sternensunkeln,
Keine Pracht der süßen Rose;
Einsam leb' ich nur im Dunkeln,
Wie das Veilchen blüht im Moose.

Und mich bannt an stilles Zimmer
Bruders Will' und strenge Sitte;
Nur des Mondes sanfter Schimmer
Kömmt herein mit leisem Tritte.

Zarter Sänger! edler Ritter!
Wollt ihr Pfand der Huld mir geben,
Schont die hinter frommem Gitter
Still verhaucht ihr sanftes Leben.

Zoraide wich schüchtern nach geendigtem Gesange in das Innere ihres Zimmers zurück; allein der Ritter griff ermuthigter in die Saiten, und sang dazu:

Welcher Zwang wohl könnte binden
Edlen Geist und starken Willen?
Winke, Herrin! und verschwinden
Müssen all' die strengen Hüllen;

Niederfallen diese Gitter,
Die mich grausam von dir trennen!

O vergönne, deinen Ritter
Kühn mich vor der Welt zu nennen!

Von den strengen Höhen nieder
Steige mild, mir Trost zu geben!
Gib, was ich verlor, mir wieder!
Glück und Ruh, geliebtes Leben!

„Ja, steige hinab, holde Gebieterin," rief Suleima, „steige hinab in das duftige Paradies des Gartens, wo dein die Liebe harrt! Fasse den Augenblick, der vielleicht nie so günstig wiederkehrt!"

„Was sagst du, Tollkühne!" rief Zoraide, auf ihren eigenen heimlichen Wünschen überrascht.

„Die Abendröthe weilt jetzt noch im Myrthenwäldchen am hintern Ende des Gartens:" fuhr die Schlauüberredende fort. „Ich lasse ihn durch das Pförtchen ein, das von dort aus ins Freie führt. Zoraide harrt seiner im Wäldchen, und — der Glückliche liegt zu den Füßen meiner schönen Gebieterin. —"

Zoraide wußte zu wohl, daß die fröhliche Suleima, ihres Muthwillens ungeachtet, mit treuer Liebe an ihr hing, um ihr zu mißtrauen. Von ihr überredet, noch mehr vom eignen Herzen, folgte sie ihr hinab in den Garten, nachdem Suleima dem Ritter vom Fenster aus ein Zeichen gegeben hatte, an der Gartenpforte zu harren.

Die leichtfüßige Botin flog voran, und als die Schüchternliebende eben erst mit bebendem Schritte den Eingang des Wäldchens erreicht hatte, durch das die Abendröthe schimmerte, da sah sie schon den Ritter ihr entgegeneilen. — Seine Wan-

gen glühten noch höher, als die Abendröthe, und seine Augen blitzten von schönerem Feuer, als der Stern der Liebe, der in dem rosigen Aethermeere schwamm, und durch die dunkeln Myrthenzweige strahlte.

Ja, Liebe und Entzücken war der Ausdruck seiner Blicke, als er sich zu den Füßen der angebeteten Zoraide warf; und fast wohl dieselbe Sprache kam ihm aus den Augen der Zärtlichliebenden zurück. — Es währte eine Zeitlang, eh' auch die Lippen Beider Worte fanden für das unendliche Gefühl in ihrer Brust; und die glückliche Stunde war verschwunden, ehe sich Beide nur den tausendsten Theil von dem gesagt hatten, wovon ihre Herzen voll waren; denn wer hat Maß für die geflügelt enteilende Zeit der Wonne? Wann kann die Liebe je das Ende gegenseitigen Wechseltausches finden? und wann, nach tagelanger Mittheilung, hat sie nicht etwas noch, oft eben das Wichtigste, nachzuholen?

An die Frage nach der Abkunft und der Heimath des unbekannten Ritters war nicht gedacht worden; auch hatte Zoraidens Zartgefühl sie nicht so unvorbereitet wagen wollen. Ihr gnügte es, sein Selbst, das edle, liebenswerthe Selbst ihres Geliebten nur immer deutlicher und unzweifelhafter erkannt zu haben.

Nur Eines wird bei der reichen Fülle der liebenden Gespräche nicht leicht vergessen, die Verabredung fortgesetzter Zusammenkünfte.

Dieß hatten auch Suleima und Zoraide nicht versäumt. Welcher Zwang wäre so bindend, daß er Mädchenlist zwingen sollte; vorzüglich unter jener heißen Sonne, und unter dem widerstanderregenden Scepter muselmannischer Strenge? Was

auch die schüchtern, aber glühend liebende Zoraide nicht zu erdenken wagte, das half die schlaue, fröhliche Suleima schnell erfinden und ausführen zugleich. Der alte Hassan ward leicht überlistet, die übrigen Dienstleute gewonnen, und die Rückkehr des gefürchteten Bruders und des noch fürchterlichern Bräutigams, an den zu denken Zoraide scheute, war noch entfernt.

Stunden der reinsten und zärtlichsten Liebe sah der Myrthenhain noch oft in seinem verschwiegenen Schatten, indeß Suleima in bescheidener Entfernung die Sicherheit ihrer theuern Gebieterin bewachte. — Wenn aber jetzt auch Zoraide öfter mit schonender Hand versuchte, die Hülle wegzuziehen, die ihren geheimnißvollen Liebling vor ihr verbarg, so wußte er doch stets gewandt ihr auszuweichen, und nur sich selbst ihrem Herzen immer theurer zu machen. Sie fühlte sich mit jedem Tage unwiderstehlicher an ihn gezogen, obgleich das unheimliche Dunkel, das ihn umgab, sie immer ängstlicher beklommen machte.

So saß sie auch einst gegen Abend, als die gewöhnliche Stunde des Wiedersehens nahte, in schwermüthiges Sinnen verloren. — Da ergriff Suleima die Laute, und sang nach ihrer eigenthümlichen Weise die folgende Romanze:

Auf dem Schloß, am Meergestade,
Saß die schöne Königin;
Zu dem kühlen Wellenbade
Lenkte schon sich Phöbus hin.

Senkst du, schöner Gott, dich nieder?
Hast du deinen Lauf vollbracht?

So auch kehrt mein Held mir wieder
Bei dem Nah'n der holden Nacht.

Wirst du, Göttin, ihn empfangen,
Wie der Liebe Gunst es will?
Kühlst du ihm die Gluth der Wangen,
Machst du heiße Sehnsucht still?

Siegend kehrt mein Liebling wieder
Wohl aus Heldenkampf und Schlacht;
Sinke Licht des Tages nieder!
Mir wird licht die holde Nacht.

Suleima legte die Laute weg, und sah ihre Gebieterin scherzend, fragend an.

„Ach, Suleima!" sagte Zoraide mit schmerzlichem Ernst: „wie soll ich dir das wunderbare, räthselhafte Gewirre von Ideen und Gefühlen in meinem Innern erklären? wie soll ich mir es selbst erklären, was mich oft so widersprechend bewegt?"

„Du fürchtest," — sagte Suleima: „daß deines Bruders Meinung über den Ritter nicht mit der deinen übereinstimmen werde. Allein kann wohl die Herrschaft eines Bruders so weit gehen, daß er einer edlen, selbst schon an Geist gereiften Schwester zumuthen dürfte, einen gewaltthätig rohen Gebieter, wie Abdul, dem liebenswürdigsten der Männer vorzuziehen?"

„Ich fühle," erwiederte Zoraide, sich mit edlem Bewußtseyn emporrichtend: „daß keine äußere Gewalt Macht hat über das Heiligste in unserm Innern. Zu diesem Bewußtseyn meiner selbst hat mich Selims Bekanntschaft geführt."

„Nun dann,“ rief Suleima mit Zufriedenheit. —

„Allein auch ohne Abduls zu gedenken,“ fuhr Zoraide fort: „über Selim selbst hab' ich wohl Ursache traurig zu seyn, sieh, ich ängstige mich über das Ungewisse, Geheimnißvolle seines Wesens — und dennoch — wenn ich mir — dennoch bebe ich bei dem Gedanken — ihn, wenn nun der geheimnißvolle Schleier sinken sollte, ihn selbst, den Liebenswürdigen — als den gebietenden Herrn eines Harems zu erblicken!“

„Nun! — und möchtest du das nicht?“ fragte Suleima verwundert.

Zoraide schwieg einige Augenblicke, als kämpfte sie, ihren Gefühlen Klarheit und Ausdruck zu geben.

„Sollte dir es unangenehm seyn,“ fuhr Suleima theilnehmend forschend fort: „die Gunst des Geliebten mit andern Frauen zu theilen? Wenn du die auserwählte Lieblingin seines Herzens bist, so stehst du ja als die Gebieterin der Andern, und sie sind gleichsam nur die verzierenden Edelsteine um den kostbaren, auserwählten Diamant.“

„Du bist freilich,“ versetzte Zoraide, „in den Sitten des Orients aufgewachsen, und kannst noch weniger, als wir in unserm ritterlichen Maurenlande, von der Gerechtsame der Liebe wissen. Ich aber will dir aufrichtig entdecken, was ich darüber denke und empfinde. Ich kenne deine warme, treue Liebe für mich; — du weißt, daß meine erste Erzieherin eine Christin war, die das Geschick des Krieges zur Sklavin der Unsern gemacht hatte; aus ihren Erzählungen und Gesprächen nahm meine Seele schon frühzeitig Bilder auf von einer Liebe, wie sie die glücklichen Frauen der Christen beseligt, wo

die Rechte liebender Herzen vollkommen gleich sind, so wie ihre edlen Freuden. Denn wohl ist es empörend, mit Andern die Liebe, ja nur die leichteste Gunst des Mannes theilen zu müssen, der unerbittlich streng die zarteste Treue von uns verlangt! Was hälfe es mir, die unglückliche Gebieterin noch unglücklicherer Mitschwestern zu seyn, wenn ich, wie sie, nur Sklavin bin? — Dort" — fuhr sie begeistert fort, indeß ihre Wangen von innerer, höherer Röthe flammten, und ihre schönen Augen freudig glänzten: — „dort ist Eins das heilige Eigenthum des Andern; ohne allen drückenden Zwang, da wahre Liebe ewig Freiheit, und Freiheit einzig wahre Liebe schafft. — Das Weib des Spaniers, wenn ihr Krieger zur Ferne zieht, darf — —"

Jetzt erklangen die geliebten Töne wieder, welche das Zeichen zu der jetzt schon gewohnten Zusammenkunft gaben; aber sie dießmal inniger, dringend sehnender zu erflehen schienen. Thränen stürzten aus Zoraidens Augen bei ihrem sehnsüchtigen Rufen; ihr Herz war eben nur erst schmerzlich aufgeregt worden von den Betrachtungen, die sie von dem geliebten Bekenner Mahomets entfernten, und jetzt bey seinen Tönen fühlte sie wieder alle die zauberische Macht, die sie unwiderstehlich an ihn zog.

Suleima hatte voll Erstaunen die seltsam kühnen Reden ihrer Gebieterin angehört, und trotz der sonstigen Gewandtheit ihrer Zunge, wußte sie doch nicht, was sie auf so Unerhörtes antworten sollte. Sie war froh, daß die Töne an ihrer Statt entgegneten, und wagte nicht, die Herrin zu stören, die ernst und in großer Bewegung darauf lauschte. Die

Stimme Selims fiel in die Lautenklänge ein, und sang mit tiefem Ausdruck die nachfolgenden Worte:

An des Himmels blauen Bogen
Stand die Sonn' in heitrer Pracht,
Doch, verhängnißvoll gezogen,
Senkt sie schon sich bald in Nacht.

Und wie dauernd Glück und Wonne
Nie in flücht'ger Zeit bestehn,
Wird auch meines Lebens Sonne
Bald in Trennungs-Nacht vergehn.

Steig noch einmal zu mir nieder,
Schönste, du mein Sonnenstrahl!
Höre freundlich meine Lieder!
Ach, vielleicht zum letztenmal!

Ein neuer bis dahin noch ungeahneter Schmerz durchdrang bei diesen Worten Zoraidens Herz. Wenn Liebe sich in der Sicherheit der geliebten Gegenwart gewiegt hat, so schreckt sie der Gedanke nahe bevorstehender Trennung, gleich einem Donnerschlag, aus dem ruhigen Schlummer, und lehrt sie erst, sich selbst in ihrer vollen Stärke kennen.

Verschwunden war jetzt aus der Seele des Mädchens Alles, was sie nur eben erst von dem Geliebten entfernt hatte, nur ein Gefühl: nur der Ahnungsschauer der Trennung erfüllte ihre Brust, und trieb sie in bebender Eile dem Myrthenwäldchen zu, wo ihr Selim schon durch die wankenden Schatten entgegen eilte.

Wunderbar verschönert erschien er ihr heute durch den Gedanken schmerzenvoller Trennung, und durch den Schmerz

selbst, der sich unverkennbar in seinen Zügen mahlte. Heftig bewegt warf er sich zu den Füßen der Geliebten; sein schönes Auge blickte flehend zu ihr auf, indeß eine tödtliche Blässe das edle, männliche Antlitz überflog. — „Zum letztenmal vielleicht auf lange Zeit!“ — rief er aus der beklommenen Brust herauf.

„So wär' es wahr, was die Worte des Liedes von naher Trennung sprachen?“ lispelte Zoraide, in tiefer Rührung sich zu ihm niederbeugend.

„Wahr!“ rief der Ritter mit der Heftigkeit des Schmerzes: „Befehle, die ich diesen Morgen empfing, rufen mich auf die Stelle meiner Pflicht, weit, weit von diesen seligen Gebieten; allein nicht scheiden kann ich, angebetete Geliebte, ohne dir ein Geständniß abgelegt zu haben, das schwer auf meinem Herzen lastet! — Wirst du verzeihen können, daß mich der Wunsch, von dir geliebt zu seyn, zu einer Täuschung hinriß; zum mindesten zur Verheimlichung meines wahren Seyns?“ —

Mit Schauer fühlte jetzt Zoraide den Augenblick nahen, wo der geheimnißvolle Schleier fallen sollte.

„Ich wünschte,“ fuhr der Ritter fort: „erst deine Liebe fest und sicher zu gewinnen, ehe ich dir sagte, daß nicht Selim mein Name ist, daß eine weite, eine ungeheure Kluft zwischen uns liegt, die nur wahre — nur heldenmüthige Liebe überfliegen kann.“

In diesem Augenblicke eilte Suleima heran, und meldete, daß Muzza, ein treuer Diener Selims, an der Pforte sey, mit der Kunde: Ein Ritter von dem Heere Selims sey eben

in dessen Wohnung angekommen, mit eiligen Befehlen seines Feldherrn, und habe ihn hier selbst aufsuchen wollen.

Bestürzt eilte Selim dem zuvorzukommen, und nahm nur noch im Scheiden von der Geliebten das Versprechen, ihm eine nochmalige Zusammenkunft zu bewilligen vor seiner Abreise des nächsten Morgens, wenn er so schnell als möglich sich von dem unwillkommenen Besuche werde hinwegstehlen, und ihr das Zeichen davon mit seiner Laute geben können.

In tiefer Erschütterung sagte es ihm Zoraide zu, und blieb, als der Ritter verschwand, und Suleima ihm folgte, um die Pforte wieder zu verschließen, betäubt, halb träumend auf der Stätte stehen, welche die höchste Wonne und den tiefsten Schmerz ihres Lebens gesehen hatte. Bewußtlos hafteten die dunkeln Blicke auf dem Boden. Da ward sie in der immer tiefer einbrechenden Abenddämmerung ein weißes Blatt, zwischen den Stauden im Grase, gewahr, das ihr Liebhaber unfehlbar verloren haben mußte. Sie hob es auf; es war ein zusammengeschlagener Brief, und — aus den Schatten des Hains heraustretend auf das freie Blumenstück, erkannte sie noch bei dem letzten, schwachen Abendscheine, daß er in castilianischer Sprache überschrieben war, welche sie durch ihre Erzieherin hatte verstehen lernen.

Von wunderbaren Gefühlen durchdrungen, verschloß sie sich in ihr Gemach, und las, beim Schein einer Kerze, die Aufschrift:

„An den Ritter Don Fernando de Luna.“

Der Brief war von dem spanischen Feldherrn, Don Juan de Leon, und enthielt in kurzen Ausdrücken den dringenden

Befehl, sich alsobald zu seinem Heer zu begeben, bei nahe bevorstehendem Wiederausbruch des Krieges.

Mit namenlosen Empfindungen las Zoraide, und las immer wieder die Züge, die ihr ein Glück zu verheißen schienen, von dem sie nur noch eben kurz vorher mit Begeisterung gesprochen hatte, das Glück: die freie, edel gehaltene Gattin eines großmüthigen Christenritters zu werden.

Entzücken überwallte sie bei dem Gedanken, und dennoch mußte er ihr zugleich fürchterlich seyn, da er ihr entweder Verlust des Einziggeliebten, oder Trennung von Allem, was ihr bisher theuer gewesen war, von Bruder, Vaterland und Allem früher Angehörigen drohte.

Sie durchwachte die Nacht mit der theilnehmenden Suleima, unruhig auf das Zeichen zum letzten Wiedersehen des Geliebten wartend. Allein so aufrichtig sie auch der bewährten Vertrauten ihre eigenen Gesinnungen eröffnet hatte, so fest verschwieg sie ihr doch das, was sie als das Geheimniß des Freundes ahnen mußte, und harrte nun mit hochklopfendem Herzen des Augenblicks, wo sie von ihm selbst die gänzliche Enthüllung des wunderbaren Räthsels erhalten würde. Unzweifelhaft war es dasselbe Geständniß, das er ihr hatte thun wollen, als ihn die Ankunft seines Dieners unterbrach.

Allein die Stunden der Nacht schlichen langsam, qualvoll den Harrenden dahin! das falbe Weiß des anbrechenden Tages streifte schon fern den Osten, bald in glühendes Rosenroth übergehend, und den empor zuckenden Flammen folgte jetzt schon die Sonne in majestätischer Pracht; nur Zoraidens Sonne zögerte noch immer zu erscheinen.

Jetzt endlich tönte das ersehnte Zeichen, und leichter als

der West über die Blumen streift, flog sie mit schwebenden Füßen über das feuchte Gras, von dem die Sonne noch die Thränen der Nacht nicht weggeküßt hatte.

Sie sah den harrenden Geliebten, herrlich umleuchtet von der Morgensonne, in aller seiner herzgewinnenden Schöne. „Ich komme spät, geliebte Zoraide," rief er nach den ersten schmerzlich seligen Begrüßungen. — „Spät konnt' ich mich der Pflicht der Gastfreundschaft gegen den an mich gesandten Ritter entziehen, und als ich vor Tagesanbruch auf dem Wege zu dir war, hielt mich noch eine Ritterpflicht auf. Ich sah, als ich durch das nahe Gehölz trabte, zwei Muselmänner, in geringer Entfernung von mir, gesellig neben einander reiten, wovon der Eine plötzlich den Andern meuchelmörderisch anfiel; worauf drei seiner Leute mit den Waffen in der Hand aus dem Gebüsch stürzten, den Unglücklichen übermannend. Ich flog hinzu, dem Bedrängten zu Hülfe gegen seinen Widersacher, dessen Art des Angriffs mir schon genugsam die Schlechtheit seiner Sache bewies.

Wir kämpften verzweifelt gegen die Ueberzahl, bis das Gefolge des angegriffenen Ritters hinzu kam. Die Meuchelmörder nahmen die Flucht, und ich konnte den Schwerverwundeten in der Pflege seiner Leute zurücklassen, um zu dir, Geliebte, zu eilen; denn die Augenblicke sind gezählt, die ich noch hier zu verleben habe!"

„So ist es wahr?" rief Zoraide, und sank unter hervorstürzenden Thränen an seine Brust.

„Wahr! angebetete Geliebte," entgegnete der Ritter, alle Fassung zusammennehmend; „der Waffenfreund harrt meiner, und die Rosse sind zum Abzuge gerüstet. Von dem

Geständniß, das ich dir zu thun habe, hängt es ab, ob ich jetzt auf immer von dir, der Wonne meines Herzens, scheiden oder ob deine heldenmüthige Liebe meine Seligkeit zu der höchsten Stufe heben soll? Ob du den Muth hast, den Vorurtheilen deines Volks zu entsagen, und mir zu folgen, wenn du erfährst, daß — daß ich —"

„Daß du ein Spanier bist," rief Zoraide mit flammenden Wangen, sich von ihm abbeugend, und die leuchtenden Augen erwartungsvoll auf die seinen gerichtet.

„So ist der Brief schon zum Verräther an mir geworden — den ich auf dem Wege verloren zu haben glaubte;" entgegnete der Ritter nicht ohne Bestürzung. „Wohl, du sprichst es aus! Ja, himmlische Geliebte, ich bin von den Feinden deines Volks und deines Glaubens, und — Don Fernando de Luna ist mein Name. —"

„Doch du wirst bleich, Geliebte;" unterbrach er sich erschrocken, „hab' ich das Losungswort der Trennung ausgesprochen?".

„Nimm die Antwort darauf aus diesen Herzensschlägen!" versetzte Zoraide, und lehnte sich erschöpft an seine Brust. „Aber laß mich jetzt Fassung sammeln," fügte sie hinzu: den Flug seines entzückten Hoffens hemmend, — „für das, was mir zwar schon dieser gefundene Brief verrathen konnte, und was nun doch — klar ausgesprochen — zu mächtig alle meine Kraft zu überwältigen droht. Erzähle mir, wie das Unglaubliche wirklich geschehen konnte? Wie du es wagen durftest, dich in die Mitte unserer Ritter zum Kampfspiel einzudrängen?"

„Ein toller Einfall des Muthwillens!“ erwiederte der Ritter: „in der müßigen Laune des Waffenstillstandes erzeugt. Achmet, der wackre Statthalter von Cordova — aus dem Stamme der Abencerragen — hatte mit mir den Freundschaftsbund errichtet, als ich ihm, nach dem Treffen bey Almeria, eine ehrliche Waffenpflicht erzeigt; — denn nie hab' ich mich ungroßmüthigen Hasses gegen die Deinigen schuldig gemacht. — Durch das Ansehn, das mir der Siegelring, das Freundschaftspfand des tapfern Achmet, unter seinen Stammesverwandten gab, erleichterten mir diese den Einlaß, dessen ich mich würdig zu zeigen suchte. — Dennoch ward meine Kühnheit nur zu hart gestraft, als ich dich erblickte, und alle Qualen hoffnungsloser Liebe dulden mußte, bis ich den kühnen Entschluß faßte, unerkannt um dein Herz zu werben. Entscheide denn jetzt über mein Geschick! — Ich bin nicht der Letzte von den Rittern des castilianischen Heers, und meine Burgen liegen fest und schön an den Ufern des edlen Tajo.“

Erwartend blieb der Ritter vor der geliebten Jungfrau stehen, die sinnend eine Zeit lang schwieg; dann sagte sie mit ruhiger Fassung: „Ich habe es wohl in meinem Innern erwogen, was Pflicht und auch was Liebe von mir fordern können. Mein Bruder hat sorglos den Freuden seines Harems gelebt, ohne sich um das Herz seiner Schwester zu kümmern. Unerbittlich blieb er bei meinen Thränen, als ich ihn auf den Knieen beschwor, mich nicht dem unedlen Abdul aufzuopfern, von dem sich meine ganze Seele in Abscheu und Empörung wandte. Ihm hat er mich unwiderruflich zugesagt, und in wenigen Wochen muß ich der Ankunft des Verhaßten entgegen zittern, wenn es mir nicht gelingt, der Herrschaft

eines Bruders zu entgehen, der nur die Strenge, nicht die Liebe der frühverstorbenen Aeltern für mich geerbt hat.“

„O meine arme, holde Zoraide!“ rief der Ritter, bei dem das Mitleid noch die Begeisterung der Liebe erhöhte. „O könnte meine heiße Zärtlichkeit dir doch alle frühern Wunden vergessen machen! — Aber,“ setzte er zögernd hinzu — „hast du auch wohl bedacht, ob du fähig wärst, den frühangenommenen Glauben deiner Väter mit der Lehre des Kreuzes zu vertauschen, wodurch die Gattin eines Christenritters doch einzig das heilige Recht der Ehe mit ihm theilen kann?“

„Höre mich aus!“ versetzte Zoraide fest; und mit wenigen, dem Herzen feurig entströmenden Worten, enthüllte sie ihm die Meinung, die sie schon früh zu den Sitten, zu dem ganzen Wesen der Christen hingezogen habe, und gestand ihm, wie sie bereits durch ihre erste Erzieherin eine Ahnung des Lichts empfangen habe, das den Bekennern eines göttlichen, am Kreuz geopferten Erlösers zu Theil werde.

Mit welcher Seligkeit jetzt erst der fromme Christenritter die ihm vom Himmel selbst nun zugesagte Braut in seine Arme schloß, bedarf keiner Worte. Er sagte ihr in feuriger Eile, wie Alles auf den Fall ihrer Einwilligung schon zu ihrer Mitreise vorbereitet sey. Er beschwor sie, ihm auf der Stelle zu folgen, mit Zurücklassung aller ihrer Kostbarkeiten, deren er nicht bedürfe; er werde sie, bis zu seiner Rückkehr aus dem Kriege, unter den Schutz seiner Königin bringen.

Betäubt von der Eile, mit welcher sie auf diese Weise über die noch umwölkte Schwelle ihrer Zukunft treten sollte, stand noch die holde Liebende, da rauschte es in dem Gebü-

sche, und ähnlich einem wuthschnaubenden Tieger, mit zornfunkelnden Augen, stürzte der verhaßte Abdul hervor.

So prächtig war seine Umhüllung, wie die jenes blutdürstigen Raubthiers, und eben so drückten alle seine Züge Bosheit und Tücke aus.

„Beym Mahomet!“ brüllte er, „Verruchter! meine Verlobte in deinen Armen?“ Und seine Hand lag an dem juwelenbesetzten Griffe seines Schwertes.

Ein Blick auf die schöne, zitternde Gestalt, die zur Seite stand, besänftigte ein wenig seine Wuth. „Zoraide!“ rief er ihr zu: „ich kam, dich eilig von hier fortzuführen, wie mir dein Bruder aufgetragen; — doch vorher muß der Schädel dieses Verräthers gespalten werden.“ Und in dem Augenblick blitzte sein prächtiger Säbel über dem Haupte des edlen Castilianers, dessen Damascenerklinge in gleichem Nu der seinen entgegen klirrte. Der kriegsgewandte Don Fernando de Luna bewies, daß er das sichelförmige Schwert nicht minder gut zu schwingen wußte, als das gerade, fränkische Ritterschwert. Beide fochten eine Weile mit heftiger Erbitterung. — Da hörte man durch das Getöse des Kampfs den dröhnenden Hufschlag zahlreicher Rosse, und eine maurische Reiterschaar hielt an der Hinterpforte des Gartens, ihren schwer verwundeten Führer in der Mitte.

Eben war der Kampf beendigt; denn ein kräftiger Hieb Fernando's hatte den rechten Arm des Muselmanns gelähmt; mit einem brüllenden Fluch ließ Abdul den reichen Säbel fallen.

Jetzt trugen die maurischen Krieger den Verwundeten heran; — und — mit Entsetzen erkannte die schon von dem

Grausen des Kampfs halbohnmächtige Zoraide in ihm ihren Bruder, den Emir Osman.

„Gelobt sey Allah! daß ich dich erreiche!“ rief er, ihr matt die Hand entgegen streckend, während sie sich in Jammer zu ihm beugte. — Jetzt aber fiel sein Blick auf Abdul. „Ha, Verräther!“ rief er mit angestrengter Kraft. — Dieser hatte ihn ebenfalls alsbald erkannt, und sich erbleichend abwendend, säumte er nicht, sprang schnell nach der Pforte, warf sich auf sein leicht geschenkeltes, arabisches Roß, und floh pfeilschnell dahin, von seinen Dienern gefolgt, die er dort hatte warten lassen, und die ihm auf das Schwertgeklirr zu spät zu Hülfe geeilt waren.

Niemand dachte daran, ihn zu verfolgen; denn alle waren mit dem todtmatten Emir beschäftigt, den diese Aufwallung von Ueberraschuug und Zorn gänzlich erschöpft zu haben schien; auch waren alle diese Begebenheiten einander mit solcher Blitzesschnelle gefolgt, daß die Anwesenden alle noch in gänzlicher Verwirrung waren. Zoraide lag weinend auf den Knieen neben ihrem verwundeten Bruder, dessen Tragbahre man niedergesetzt hatte. Wenn sie vorher durch die Erinnerung an seine Strenge, an seine Unempfindlichkeit für die Gefühle ihres Herzens gegen ihn entrüstet gewesen war, so regte dagegen der Anblick seiner Gefahr, seiner Leiden alle Innigkeit ihrer früheren Liebe für ihn auf. Sie küßte seine erkaltenden Hände, und ihre Seele war jetzt nur mit ihm beschäftigt, indeß seine Krieger und die herzugekommenen Dienstleute, welche die erschrockne Suleima schon bei dem ersten Beginn des Kampfs zusammengerufen hatte, wetteiferten, ihm Hülfe zu

schaffen. Fernando aber stand regungslos, versunken in den rührend schönen Anblick; sey es nun, daß unwillkürlich sein reines Bewußtseyn, sey es, daß nur der angeborne Muth ihn so sorglos die rings umgebende Gefahr vergessen ließ.

Auf ihn fiel jetzt der wieder auflebende Blick des Emirs. „O mein Retter!“ rief Osman, und Freude schien seine Lebenskraft zurückzurufen. „Wie wunderbar scheint Allah dich auch jetzt zum Schutz der Schwester herbeigeführt zu haben, wie du den Bruder vorhin vor dem mörderischen Anfall des tückischen, verrätherischen Abdul schütztest!“

Fernando hatte in dem Verwundeten den stattlichen Muselmann nicht verkennen können, dem er im Haine gegen den meuchelmörderischen Angriff zu Hülfe geeilt war; — und — wunderbar mußte wohl er, und mußte Zoraide in der Fülle des Herzens die Fügung nennen, womit die göttliche Vorsicht Feindschaft in segenbringende Freundschaft umgewandelt hatte.

Der Emir gebot, ihn nach den Zimmern seiner Schwester zu bringen, wohin ihm Zoraide, und auf seinen Wink, auch der Ritter folgte. Hier, nachdem er einige Fassung gesammelt hatte, richtete er sich empor mit einer so milden Heiterkeit, als seine Umgebenden nie an ihm gewohnt gewesen waren. Es schien, als habe das Herannahen des Todes seine sonst etwas rauhen und herrischen Züge so wunderlich rührend gemildert. „Schwester,“ sagte er, „vergönne mir in deiner stillen Wohnung die letzten Stunden meines Lebens hinzubringen.“

„O Allah! Wie?“ rief Zoraide, aufs neue in Jammer ausbrechend.

Ein Achselzucken des dabei stehenden Arztes bestätigte ihr die Vermuthung des Kranken.

„Es ist zu weit, mich zu meinem Harem in Granada bringen zu lassen, —" fuhr Osman fort: — „und zu dir zieht mich das Herz; ich habe Unrecht gegen dich zu vergüten, gute, sanfte Schwester! Unerbittlich hatte ich dich dem abscheulichen Abdul zugesagt, dessen Verworfenheit ich jetzt mit Verlust meines Lebens kennen lernte. Ohne Vorsatz hatte ich den Tückischen beleidigt, und meuchelmörderisch war seine Rache."

„Wär's möglich?" rief Zoraide.

„Rache," fuhr Osman fort, „und ohne Zweifel Neid zugleich, weil ich ihm bei Bewerbung um die Statthalterschaft von Almeria vorgezogen wurde. Hätte nicht der große Prophet hier diesen seinen Auserwählten gesandt, ich würde unter den Streichen des Verräthers geendet haben; und ohne Zweifel wäre ihm die Frevelthat gelungen, die ich aus allen Umständen vermuthen muß. Er würde dich deiner stillen Freistätte entrissen haben, ehe du das Schicksals deines Bruders erfahren hättest."

Schaudernd stand Zoraide, schaudernd über so tiefe Verworfenheit des Mannes, dem sie zum Eigenthum bestimmt gewesen war; wie man vom Rande eines Abgrundes, in dem man eben im Begriff gewesen war, zu stürzen, hinab in seine schaudervolle Tiefe sieht. Empört hatte der edle Ferdinand die Erzählung gehört, und zugleich mit tiefem Schmerz, daß ihm das Schicksal nicht vergönnt hatte, das Leben eines

wackern Mannes, des Bruders seiner Geliebten, zu retten. — Das herannahende Scheiden dieses theuern Verwandten war das Einzige, was das Glück der nun vereinten Liebenden trübte; denn sichtlich schwebte der dunkelschattende Flügel des Todes über ihm.

Da richtete er sich noch einmal auf, und sprach mit frischem, freudigem Lächeln: „Ich fühle es, die goldnen Pforten vom Paradies der Seligen werden sich bald vor mir aufthun; zwar hätt' ich wohl gewünscht, vom rühmlichen Felde der Schlacht dahin überzugehen, und nicht in schnödem Hinterhalt gemordet. Doch hat mein Arm oft Tod unter den Reihen der Spanier verbreitet, und wohl als Helden werden mich die schönen Houris aufnehmen. — Alle mir Angehörige sind versorgt; nur für dich, arme Schwester, blieb mir noch ein Wunsch hienieden," setzte er hinzu: „der Wunsch, daß du in diesem tapfern Ritter auch einen Schützer für dein ganzes Leben finden möchtest."

Unvermerkt mischte sich in die treue Vorsorge des biedern Muselmannes auch hier noch ein Zug seiner Neigung, über das Schicksal seiner Schwester zu bestimmen.

Dankend hob Zoraide ihr schönes Auge, durch Thränen glänzend, zum Himmel auf, und ließ es dann dem nassen Blicke des Geliebten begegnen.

In tiefer Rührung sanken beide an dem Lager des Sterbenden nieder, und Fernando schwur ihm mit heiligem Eide, der treue, lebenslängliche Beschützer seiner Schwester zu seyn. Welche Schwierigkeit sich wohl dem Wunsche des wackern,

strenggläubigen Osman entgegen gesetzt haben würde, durften die schonenden Geschwister ihm verschweigen; denn der Tod, der sich bald mit sanftem Gruße zu ihm niedersenkte, ersparte ihm den Schmerz, in Fernando den eignen Freund und den Feind seines Volks und seines Glaubens trennen zu müssen.

V.

Die Erdbeeren

oder

das wandelnde Geschenk.

Endlich, rief Alexowitz, endlich habe ich das Mittel gefunden, die reizende Kathinka zur Annahme eines Geschenks zu bewegen! eines Geschenks, das troz seines hohen Preises ihre stolze Zartheit nicht beleidigen wird. Der Genius der Liebe selbst hat mich in diese Gegenden geführt, wo ihre Lieblingsfrüchte, die purpurnen Erdbeeren in der Mitte des Eismonds reiften. Edelsteine könnte man mir bieten, statt dieser köstlichen Früchte! Jene würde sie verschmähen, wie sie sie oft aus meiner Hand verschmäht hat; diese werden berührt von ihrem Mund, dem Purpur ihrer süßen Lippen weichen müssen! — O glücklicher Alexowitz, und glückliche, glückliche Früchte!

Es war auf einem der kaiserlichen Lustschlösser in der Nähe von St. Petersburg, wo der Anbeter der schönen Kathinka diese glückliche Entdeckung machte. Von der künstlichen Hand des Gärtners gepflegt, waren hier wirklich mitten unter den Frösten jenes eisigen Himmelsstrichs, mitten in den rauhesten Wintertagen, eine Anzahl Erdbeeren gereift, die dem Frühling ihren Duft und ihren Purpur abgestohlen zu haben schienen. Edelsteinen hatte sie der begeisterte Liebhaber an Köstlichkeit verglichen, aber auch köstlich war der Preis, den der zauberhafte Gartenkünstler für seine Wunderfrüchte

forderte; und daß die achtzig Rubel, die er für ein kleines Maß davon verlangte, ohne Widerrede gezahlt wurden, das wird jeder glauben, der das Ritual der Liebe nur ein wenig kennt. Fein fühlend von Natur, schon erfahren in der Kunst, sich in Damenherzen einzustehlen, war Alexowitz weit entfernt, sein Verdienst auf eine unzarte Weise geltend zu machen; allein der Gartenbursche, der zur Ueberbringung des köstlichen Geschenks ausgewählt wurde, schien von der Liebe selbst zu ihrem dienstbaren Genius geschaffen, so geschickt wußte er nicht nur den Namen des Gebers, sondern auch den Preis der köstlichen Gabe durch den Schleier der Delikatesse blicken zu lassen.

Das, was Alexowitz von dem Fräulein gesagt hatte, war nicht ungegründet; ein edler Stolz hielt sie zurück, je ein Geschenk von ihren zahlreichen Verehrern anzunehmen, obgleich ihr Vermögen ihrer Geburt nicht glich. Der erste Eindruck, den das zarterfundene — zartgebotene Geschenk des großmüthigen Alexowitz auf sie machte, konnte nicht anders als süß und schmeichelnd für ihr Herz seyn; allein nach einem kleinen Nachdenken drängte sich ihr unwillkürlich die Bemerkung auf, wie eine so beträchtliche Summe da um ein Nichts verschwendet sey; und seufzend sah sie die schönen Erdbeeren an, ohne sie zu berühren.

Die Mutter des Fräuleins, durch ihre Lage noch mehr, als sie, zu Sorg' und Sparsamkeit gewöhnt, errieth, was in ihrem Innern vorging, und säumte nicht, ihren Betrachtungen Worte zu geben; sie stellte der armen Kathinka vor, wie sie für diese ganz unnütz verschwendete Summe so manchen kleinen schwer entbehrten Putz für sich, so manche kleine

schwer entbehrte Bequemlichkeit für sie beide hätte haben können, bis endlich einmüthig beschlossen ward, das kostbare, ihnen überflüssige Geschenk, in aller Stille wieder zu verkaufen. Das Kammermädchen, vorsichtig unterrichtet, eilte eine ihrer Freundinnen aufzusuchen, die sich mit dieser Art von Handel beschäftigte, und diese gab die besten Hoffnungen zu einem vortheilhaften Verkauf.

Mutter und Tochter waren noch im Gespräch über diesen, ihr innerstes Gefühl doch ein wenig verletzenden Anschlag, als Kossinski bei den Damen eintrat, ein junger gallizischer Edelmann, der Einzige unter Kathinka's Verehrern, der sie vielleicht am innigsten liebte, aber der minder reich und prächtig als Alexowitz, ihr noch nie ein so glänzendes Geschenk hatte bieten können. Auch das Herz des Fräuleins schien sich zu dem schlanken Kossinski zu neigen; allein ob dieses Herz nicht zu eitel war, um jenem äußern Glanz allen Einfluß zu versagen, ob die Kälte, womit der edle Pohle heute von ihr empfangen ward, nicht von dem Vortheile seines glücklichen Nebenbuhlers herrührte, dieß läßt sich schwerlich bestimmen. Wer kennt die Labyrinthe eines Mädchenherzens? Vielleicht war es auch Unmuth, dem Wenigergeliebten wider Willen einen kleinen Vorzug zugestehen zu müssen.

Vergebens suchte der bekümmerte Liebhaber zwanzig Gegenstände der Unterhaltung auf: keiner darunter fand vor der übeln Laune seiner Gebieterin Gnade. Unruhig warf er zuweilen den krausen Lockenkopf zurück, die dunkeln Augen, die dunkeln Wangen glühten noch stärker im Feuer seiner peinlichen Verlegenheit, bis endlich doch ein Gespräch auf die Bahn

kam, das Eingang bei der schönen Stolzen fand: die Jahreszeiten nämlich.

Daß es vom Winter auf den Sommer, vom Sommer auf das Frühjahr, vom Frühjahr auf die Erdbeeren kam, war ganz natürlich; und die Schöne sprach mit solchem Enthusiasmus von Erdbeeren, daß es schien, als wolle sie vor Sehnsucht sterben, dergleichen zu besitzen. Und dennoch, fiel Kossinski ein — weil er nicht gleich wußte, was er sagen sollte — und dennoch, selbst wenn es möglich wäre, mitten im Winter diese lieblichen Früchte zu finden, die schöne Kathinka würde sie doch aus der Hand der Liebe verschmähen!

O ein solches Geschenk, erwiederte Kathinka mit einem kalten Blicke, ein solches, gleichsam der Zauberei entrissenes Geschenk, würde sich selbst die höchste Fürstin nicht zu empfangen schämen.

Die Worte der schönen Kathinka, die Art, mit der sie sprach, und vor allem die augenscheinliche Unmöglichkeit, ihren Wunsch zu erfüllen, waren Dinge, die die gutmüthige Seele ihres Liebhabers schmerzlich kränkten. Mit tief glühendem verschlossenem Unmuthe verließ er das Fräulein, und durchstrich in der scharfen Eisluft die Straßen der prachtvollen Kaiserstadt. Unmöglich schien es ihm, jene Frühlingskinder unter diesem Klima anders als durch Zauberei zu erlangen, und er glaubte selbst bezaubert zu seyn, als er auf einmal, ganz nahe bei sich, und ganz laut und deutlich von Erdbeeren sprechen hörte! Es war die Verkäuferin der bewußten Erdbeeren, die eben mit dem Haushofmeister eines ausländischen Prinzen in Unterhandlung war; der Prinz wollte des andern Tages ein glänzendes Diner geben, wo diese Selten-

heit wohl an ihrem Platze gewesen wäre; blos um einige Louisd'or war man noch uneins.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, mischte sich Kossinski in die Unterhandlung: er versprach jeden Preis zu bezahlen, und drang so beweglich in den Haushofmeister, ihm die Früchte zu überlassen, daß dieser bald merkte, mit was für einer Art von Kranken er es zu thun hatte, und ihm aus wahrer Menschenliebe das Feld überließ. Kossinski schloß den Handel, allein fremd in der kostbaren Residenz, in einem abgeschiednen Lande, und nicht von ausgezeichnetem Vermögen, fielen ihm wohl die geforderten fünf und zwanzig Louisd'or ein wenig schwerer, als seinem reichen, prächtigen Nebenbuhler jene achtzig Rubel. — Doch sie wurden ausgezahlt, und entzückt eilte die treue Iris des Fräuleins, ihr die gewonnene Summe zu überbringen.

Die Größe des Betrags überwog im ersten Augenblicke einen aufsteigenden Trübsinn im Herzen der stolzfühlenden Kathinka, der wohl aus einer Regung von Beschämung kommen mochte; allein noch schmerzlicher ward ihr Gefühl erregt, als sie den Namen des Käufers erfuhr, und als vollends das Mädchen ihr die Vermuthung mittheilte, wie Kossinski morgen ein Abendessen zu Ehren einer kürzlich angekommenen schönen Landsmännin geben werde. Sie belegte diese Vermuthung mit Aufzählung verschiedener kleiner, ziemlich beweisender Umstände — und Kathinka mußte sich heute wider ihren Willen überzeugen, wie werth Kossinski ihrem Herzen eigentlich sey. Also dieß war die Ursache seines gestrigen zerstreuten Wesens, seines schnellen Aufbruchs? Also eine Andere hatte er in Gedanken? und ich selbst muß ihm

das Geschenk verschaffen, mit dem er eine Andere überraschen will!

So besprach sie sich mit sich selbst, und daß es eben nicht wohlgethan sey, einen so gestimmten Liebhaber noch obendrein mit übler Laune zu verscheuchen, mochte ihr wohl ihr Bewußtseyn sagen. Noch war sie mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt, als der Bediente des Verlorengeglaubten eintrat, und ihr — o Freude! — die purpurfarbnen Erdbeeren, die ihr so viel Unruhe gemacht hatten, zum zweiten Mal in die Augen glänzten.

Weniger erfinderisch in kunstreichen Wendungen der Galanterie als Alexowitz, hatte der treuherzige Kossinski kein Bedenken getragen, das Geschenk geradehin zu übersenden; allein zärtlich hatte er mit eigner Hand das Körbchen, worin die Früchte lagen, mit Blumen und mit farbigen Schleifen geschmückt.

Nie hat wohl ein Geschenk eine so freudige Ueberraschung in dem Herzen eines Mädchens erregt, als diese verhängnißvollen Erdbeeren, deren Begebenheiten übrigens noch lange nicht zu Ende waren. Die Mutter des Fräuleins, entzückt über den seltsamen Zufall, der sie ihr zum zweiten Mal in die Hände gab, sah sie als ein glückliches Mittel an, sich einer lastenden Verbindlichkeit mit Feinheit zu entledigen. Sie war den Bemühungen eines der vornehmsten Rechtsgelehrten in einer streitigen Sache sehr verschuldet, sie glaubte ihm ihre Dankbarkeit nicht anständiger und feiner ausdrücken zu können, als durch diese unbedeutende, aber kostbare Seltenheit, und so wurde das Körbchen mit allem seinen zärtlichen Bänder- und Blumenschmuck zu seiner nützlichen Be-

stimmung gesandt. Kathinka war zu sehr entzückt über den Empfang der Gabe, als daß sie ihrer Mutter die Anwendung derselben im geringsten hätte bestreiten sollen.

Daß die Erdbeeren auch bei ihrem neuen Besitzer Vergnügen erregten, war natürlich, war dies Vergnügen gleich von minder empfindsamer Art; sie kamen ihm erwünscht, denn er hatte schon lange auf eine Erfindung gedacht, dem . . . schen Gesandten, der ihm gefällig gewesen war, eine kleine Artigkeit zu beweisen, und an diesen wurden also die kleinen Wanderer ohne Aufschub übersandt, was auch die Dame vom Hause, die lieber ihre Freunde damit bewirthet hätte, dagegen einwenden mochte.

Auf dem Spiegeltische des Gesandten also — des schönen jungen, für galant erklärten Gesandten — war es, wo die kleinen Unheilstifter verrätherisch zwischen ihren Bändern und Blumen hervorlächelten und glühten, als — wie von einem bösen Genius geführt — Kossinski angemeldet wurde, der etwas bei dem Gesandten zu suchen hatte. Er hatte etwas suchen wollen; was dieses aber war? das wußte er wenige Minuten nach seinem Eintritte selbst nicht mehr, als seine Augen auf das nur allzuwohl bekannte Körbchen fielen, und es war ein wahres Glück für ihn, daß in dem Augenblicke auch Alexowitz, ein vertrauter Freund des Gesandten, eintrat. Auch er erkannte sein Geschenk, und die liebenswürdige Heiterkeit, die ihn sonst auszeichnete, ward augenblicklich getrübt; auch er überzeugte sich, so wie Kossinski, daß der Gesandte dies Geschenk aus den Händen der treulosen Kathinka, als ihr Begünstigter, empfangen habe; indeß mehr fein als tieffühlend, mehr geistreich als leidenschaftlich,

empfand er den Eindruck dieser Ueberzeugung nicht so fürchterlich als jener. Er war zu schön, zu glücklich im Laufe seines siegreichen Lebens gewesen, um über die Treulosigkeit einer einzigen kleinen Undankbaren allen Muth zu verlieren. Mit einer liebenswürdigen Genialität wußte er seine beleidigte Eigenliebe zu übertäuben, und sich blos das Originelle, das Seltsame in diesem Zusammentreffen mit seinem Freunde vorzustellen.

Vorwürfe wollte er der schönen Undankbaren nicht machen, indessen sie ein wenig fühlen zu lassen, wie unzart, wie entgegen der Würde ihres Geschlechtes es sey, einem Manne solche zuvorkommende Geschenke zu machen, — dies, meinte er, sey eine sehr erlaubte Rache. Die Gegenwart eines Dritten hinderte ihn, mit seinem Freunde frei zu sprechen; er verließ daher den Gesandten, um bei Kathinka selbst nach einem nähern Aufschluß zu forschen.

Kossinski hatte, während die Freunde einige Worte wechselten, mit funkelnden Augen an dem Körbchen gehangen, und Gluth und Blässe hatten wechselnd sein Gesicht überzogen. Er sah hier vor seinen Augen die Früchte, die er nicht ohne Aufopferung erkaufte, diese Bänder, diese Blumen, die Unterpfänder seiner Zärtlichkeit, an einen Nebenbuhler hingegeben, und sich selbst als das Opfer des schwärzesten, des schimpflichsten Verraths. Noch war er unschlüssig, ob er vorher von Kathinka selbst Rechenschaft über diesen Vorfall, oder sogleich auf der Stelle blutige Genugthuung von seinem Nebenbuhler fordern solle? als ihn die Dazwischenkunft mehrerer Fremden zu dem erstern bestimmte.

Mit wenigen verworrenen Worten sagte er dem Ge-

sandten seinen Wunsch, eilte dann schnell hinweg, und stürzte, Wuth und Tod im Herzen, in das Zimmer der erschrockenen Kathinka, bei der auch Alexowitz vor wenig Augenblicken eingetreten war.

Kossinski bebte zurück, als er Alexowitz hier sah. Die Gegenwart beider erbitterter Liebhaber schützte vielleicht das Fräulein vor einer unangenehmen Scene, zu der Jeder von ihnen aufgelegt war.

Der Gesandte dachte indeß über die beste Anwendung der eben erhaltenen Wunderfrüchte nach; er dachte viel zu ästhetisch, als daß er sie nicht lieber von irgend einem schönen Munde verzehrt wissen sollte, als von seinem eigenen. Sorgfältig ging er die Liste der Schönheiten durch, denen er eben damals den Hof machte, und seine Wahl fiel auf Kathinka, die, abgerechnet ihre seltne Schönheit, noch einen großen Vorzug vor den Andern hatte: sie war nämlich die neueste seiner Bekanntschaften! Erst auf dem letzten Balle hatte er sie kennen lernen.

Es war die höchste Zeit, daß solch ein glücklicher Einfall der bedrängten Unschuld zu Hülfe kam, um sie ans Licht zu ziehen. Alexowitz hatte es schon eine geraume Zeit mit verdeckten Vorwürfen gespielt; bald konnte Kossinski seine offnen nicht mehr hervorzubrechen hindern. Die geängstigte Kathinka befand sich in einer peinlichen Lage, — als noch einmal die Thüre aufging, und ihr das wandernde Geschenk zum dritten und zum letzten Male in die Augen fiel! —

Erwiesen war es nunmehr, wenigstens aus den Worten, die ihr der Gesandte dabei sagen ließ, daß nicht durch sie das

bedenkliche Geschenk in seine Hände gekommen war. Man erklärte sich wechselseitig, und die Mutter, um allen Verdacht auszutilgen, erzählte offenherzig die ganze Geschichte. Kossinski und Kathinka hatten durch diesen Vorfall erst in ihren eigenen Herzen gelesen, und Alexowitz, der eine gewisse Scheu vor allzuernsten Liebeshändeln hatte, stand herzlich gern seinem unendlich ernsthaftern Nebenbuhler nach.

So war denn alles in Einklang aufgelöst, und die Erdbeeren fanden noch am nämlichen Tage ihr Ziel und ihre Ruhe, in einer fröhlichen Abendmahlzeit. —

VI.

Selbstvergessen.

Mit Belegen aus der Geschichte der Fürsten.

(Noch ungedruckt!)

Selten ist es, daß ein Herrscher, er, welchem das Glück Tausender anvertraut ist, auch die süßen Bande menschlicher Glückseligkeit knüpfen darf.

Ein Beispiel davon giebt jener berühmte unglückliche König Jacob der Erste von Schottland. Seltnes Unglück war sein Loos; doch dieser Lichtstrahl sollte die Nacht seines Elends erhellen. Er, geschmückt mit der höchsten Liebenswürdigkeit, mit Tugenden, Talenten und allen Eigenschaften eines edeln Ritters, ward durch einen gewaltthätigen König von England, Heinrich den Vierten, in achtzehnjähriger Gefangenschaft gehalten, und mußte die Jahre der besten Kraft und des ersten feurigen jugendlichen Aufstrebens in qualenvoller Unthätigkeit hinbringen. Das erste Erwachen des Frühlings seines Herzens fühlte er zwischen Kerkermauern, und Schmerz ward die Sehnsucht, womit er sich das Bild eines ihm verwandten, ihm angehörenden Wesens ausmahlte. Er stand am Fenster des Thurms, in welchem er in fester, doch anständiger Gefangenschaft gehalten ward *); der Frühling schüt-

*) Man muß König Heinrich dem IV. wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die trefflichste Ausbildung des gefangenen Prinzen beförderte.

tete eben seinen reichsten Blumen- und Blüthenschmuck über das kleine Gärtchen aus, welches von hohen Mauern umgeben, doch anmuthig mit Hecken und Lauben verziert an den Thurm stieß. Die Nachtigall sang süß schmerzliche Liebeslieder aus tiefer sehnsuchtsbanger Brust; Turteltauben girrten im zarten Laube und Alles regte sich und athmete Leben und Liebe.

Das Herz schlug dem armen jugendlichen Gefangnen, als wolle es die Brust zersprengen, und er mußte sich immer und immer die Frage wiederholen, warum, da Alles im Weltall Freiheit und Liebe fühle, warum nur er ausgeschlossen sey von der großen Wesenkette? da trat eine Jungfrau in den anmuthigen Raum des Gärtchens, deren sanfte Schönheit, deren Blick und jede ihrer Geberden ganz das Ideal seiner still schwärmerischen Träume darstellte. Es war Lady Jane, Tochter des Lord von Sommerset und eine Verwandte Heinrichs des IVten. Je mehr Jacob sie sah, und je öfter, je inniger fühlte er sich von ihr angezogen; sie ward fortan die Herrin seiner liebenden Gedanken, und der Gegenstand mancher zarten Dichtung, wozu der liebenswürdige Gefangne vorzügliche Anlage hatte.

Er stand in seinem 29sten Jahre, als König Heinrich ihm endlich die so lang widerrechtlich geraubte Freiheit zurückgab. Und jetzt wollte es eine wunderbare Fügung des Himmels, daß es der König aus politischen Rücksichten für gut fand — um den Freigewordenen durch unauflöslichere Bande an sein Haus zu fesseln — ihn mit eben jener Verwandtin, der liebenswürdigen Lady Jane, zu vermählen, die lang der Gegenstand seiner feurigsten Leidenschaft gewesen war.

Eine Zeit höchsten irdischen Glücks, im Besitz seines väterlichen Thrones, im Besitz seiner angebeteten Gemahlin, schien jetzt die lange Reihe seiner leidensvollen Jahre vergüten zu wollen, denn die holdselige Königin liebte ihn nicht minder, als sie von ihm geliebt ward. Und selbst als der, dem Unglück einmal Geweihte, bestimmt war, unverdient von aufrührerischer Mörderhand zu fallen, da ward sein Tod noch durch den höchsten Beweis zärtlicher Liebe versüßt, denn die liebende Gemahlin, sich vor ihn werfend, empfing in ihrer treuen Brust einige von den mörderischen Streichen, durch welche ihr Geliebter fiel.

Selten ist solch ein Glück; und möchte ein warmes Bild davon ganz die Größe der Selbstüberwindung zeigen, welche die heiligste der Pflichten gleichwohl von denen fordert, die auf die Höhen der Menschheit gestellt sind.

Eine Sage aus der altsächsischen Geschichte gehört in dies Gebiet *), und der darin eingewebte Brief einer hochherzigen Geliebten könnte vielleicht den Standpunkt klar bezeichnen, von welchem Herrscher über Tausende ihr Glück und ihre Pflichten zu betrachten haben.

Ein junger Prinz von Sachsen hatte auf seinen Reisen durch Italien zu Rom ein Mädchen kennen lernen, welche nicht allein durch ungewöhnliche, anziehende Talente für die

---

*) Ausführlicher hat die Verfasserin diese Sage behandelt in dem Rautenkranz. s. Romantische Blüthen I. B. 1817 Wien, Gerold.

A. d. H.

Kunst ausgezeichnet war, sondern auch durch eine seltne Hoheit der Gesinnung. Unter dem angenommenen Namen eines gewöhnlichen Ritters erwarb der liebenswürdige Prinz ihre Liebe; und sie, welche bisher in stolzer Unabhängigkeit von den Fesseln der Liebe ihr Leben nur der Kunst gewidmet hatte, ihn liebte sie feurig und grenzenlos, und weihte ihm ihr ganzes Daseyn.

Er aber, unauflöslich von ihr angezogen, blieb schwankend in einem peinlichen Kampfe. Er konnte nicht daran denken, ein andres als ein rechtmäßiges Band der edeln Angelika zu bieten, und gleichwohl wußte er, daß ein solches von den Verhältnissen seiner Geburt, und den Rücksichten einer unerläßlichen Staatskunst undenkbar gemacht ward. Er verzögerte also seine Rückkehr nach Deutschland von einem Tage zum andern, ob ihn gleich dringende Regentenpflichten in die Heimath zurückriefen.

Man erfährt an seinem väterlichen Hofe die Ursache seines immer verlängerten Aufenthalts in Rom; und hochsinnig beschließt man, sich selbst an die unschuldige Armida zu wenden, die selbst nicht ahnet, in welchem unheilbringenden Zauber sie ihren Geliebten hält. Von ihr selbst begehrt man die Lösung desselben. Ein furchtbarer Kampf entsteht in ihrem Innern, daß sie derjenige getäuscht hat, den sie unendlich liebt, aber — getäuscht aus Liebe. — Sie fühlt die Macht, ihn fest zu halten auf immer; — allein ein höheres Gefühl siegt. — Sie sendet den nachfolgenden Brief an ihn, nachdem sie schon ihren heldenmüthigen Entschluß ausgeführt hat.

Empfange, o du, den einzig meine Seele wählte, em-

pfange mit diesen Zeilen den letzten Beweis einer edeln, aber bittern Liebe! denn bitter sind die Thränen, die um dich aus meinen Augen fließen."

„Ich weiß das Geheimniß deines Standes, weiß, daß du mich hintergangen hast! — allein sey ruhig! ich weiß auch, daß nur Liebe, nur die reinste Liebe dich zu diesem Schritte bewog, und nimm von mir das Geständniß an: wie die arme Angelika es wagt, den auf dem Throne noch zu lieben, der einst im schlichten Ritterkleid der Abgott ihrer Seele war. Doch dieß Bewußtseyn, o mein Freund, es ist der einzige Antheil vom Glück, der fortan unsrer Liebe zugemessen ist. Glück und Genuß des Lebens ist, ach! größtentheils nur Erbtheil derer, die in dem friedlichen Schatten der geringern Stände wohnen! Wer, wie mein Freund, geboren ward, in den Sonnenstrahlen edler Herrscherhoheit zu wandeln, dem ziemt ein großmüthiges Vergessen seiner Selbst. Dem seligen Geiste gleich, dessen Stelle er auf dieser Welt vertreten soll, muß er nur wirken, und schaffen für das Wohl seines ihm anvertrauten Volkes. — O. mein Friedrich! dein Herz so heiß, so empfänglich für alles Große, sollte es für diesen Edelmuth verschlossen seyn? Dein treues Volk ruft dich zurück, die liebenden Eltern fordern den Sohn, ach und ich selbst muß dich ihnen zurückgeben!"

Hartes Schicksal, o du tiefe Liebe,
Tiefer, stärker als des Lebens Trieb!
Bietend mit dem selbst vergeßnen Triebe
Was ihr einzig liebstes Kleinod blieb!

Untergehn will ich auf dunkle Zeiten
In der Brust, die einst mein Himmel war!

Liebe soll den Opferdienst bereiten
Auf der Tugend heiligem Altar.

Ja, vergiß mich, Seele meines Lebens!
Daß der Aufruhr deiner Wünsche schweigt,
Bis am Ziele deines Heldenstrebens
Sich die Palme dir entgegen neigt.

„Trage, mein edler Freund, die Liebe, die du einst der glücklichen Angelika schenktest, — — ach ich bin noch zu schwach, um sagen zu können: trage sie über auf deine fürstliche bestimmte Braut! — Das aber darf ich mindestens flehen: Laß sie übergehen auf dein treues Volk! Laß in segensreichen Thaten die Erinnerung unsers Glückes blühen! Untergehn mag diese hohe Liebe, und ein schöner Phönix steige aus ihrer Asche empor!"

„Suche nicht den Entschluß deiner Treuen zu erschüttern; o mein Friedrich, wenn dieß letzte Lebewohl zu deinen Ohren dringt, dann ist mein schweres Opfer schon vollbracht; die Aebtissin eines nahen Klosters wird ohne Probejahr meinen Eid empfangen, und Gott geweihte Mauern scheiden mich dann für diese Welt vom Leben und von dir."

„So leb' denn wohl, Geliebter! und lebt wohl, Ihr Sachsen! die arme Angelika, — stolzer Gedanke! — macht Euch ein Geschenk mit — — ihrem ganzen Glück!"

Und nicht vergebens blieb das hochsinnige Opfer; sie hatte ihn sich selbst und seinen erhabenen Pflichten zurück gegeben.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wie sehr verschiedene Gemälde bietet das Leben zweier Könige dar,

die beide die Geschichte aufgezeichnet hat. Der eine ist, Don Pedro, Infant von Portugal, der Geliebte jener liebenswürdigen und unglücklichen Ines de Castro, besungen von den Dichtern alter und neuer Zeit.

Ausgeschmückt mit allen Eigenschaften eines trefflichen Ritters, doch schon vermählt mit einer Gattin, die man ihm ohne Neigung des Herzens nur aus Rücksichten der Staatskunst gegeben hatte, lernte Don Pedro einst auf der Jagd die holde Ines kennen, die, obwohl aus einem sehr edeln Rittergeschlecht entsprossen, dennoch seiner königlichen Abkunft nicht ebenbürtig war. Der schöne, feurige Jüngling machte einen nicht minder tiefen Eindruck auf das Herz des gefühlvollen Mädchens als sie auf ihn, allein die Schwierigkeiten seiner Lage kennend bemächtigten sich alle Qualen einer hoffnungslosen Leidenschaft seiner Seele. Eine alte Romanze sagt von ihm:

Entfernt von ihr tönt seine Klage,
Fühlt er der Schwermuth ganze Macht;
Sie ist sein einz'ger Wunsch am Tage,
Sie ist sein süßer Traum bei Nacht.

Indeß offen und bieder, wie er es in allen seinen Handlungen war, konnte er es nicht über sich gewinnen, sie einen Augenblick über seine wahren unglücklichen Verhältnisse zu täuschen; und Ines nur Liebe, und sanfte, selbstvergeßne Zärtlichkeit, willigt ein, die Gattin seines Herzens zu seyn, ohne Anspruch seine königliche Gemahlin zu heißen. Sie bringt ihm das schwere Opfer ihres bis dahin tadellosen Rufs; und ihr verführtes Herz beschwichtigt ihr Gewissen mit dem Gedanken, wie sie auch nicht den klein-

sten Theil von dem verlange, was seine fürstliche Gemahlin bisher besessen habe; wie sie ihr Ehre, Wohlleben und Glanz des Hofes gern überlasse, um nur in wenigen abgemüßigten Stunden sein liebendes Weib seyn, und ihn von überstandnen Mühseligkeiten erquicken zu können.

Und so fand Don Pedro eine Zeit lang den ganzen Himmel ehelicher Seligkeit; wenn er nach manchem schweren Tage in die stille waldumgebne Wohnung eilte und in den Armen seiner geliebten Ines und zweier lieblichen Kinder ausruhen konnte.

Allein trotz der gänzlichen tiefen und demuthsvollen Zurückgezogenheit, in welcher Ines lebte, konnte sie doch dem Zorne des stolzen und strengen Königs, des Vaters ihres Geliebten, nicht entgehen. Auch seine Staatsräthe stimmten ihm bei, theils vielleicht aus beleidigtem Stolz, ihren künftigen Beherrscher in ungleichem Bündniß zu sehen; theils aus natürlichem Gefühl des Unrechts, welches er seiner rechtmäßigen Gemahlin that. Vielleicht auch wohl, daß in der Brust der hochherzigen Portugiesin eine Ahnung von jener hohen, edelsten, erhabensten Pflicht eines Regenten aufstieg; zumal da der Hof, von welchem die verschmähte Gemahlin abstammte, sich über die erlittene Beleidigung zu regen begann. Vergebens aber waren alle Vorstellungen der staatskundigen Männer gegen den glühend=leidenschaftlich liebenden Prinzen; und im offnen Kampfe den jungen Löwen sein Theuerstes entreißen zu wollen, dies schien ein eben so gefahrvolles als vergebliches Unternehmen.

Immer höher steigt so die Erbitterung der beleidigten Großen und des aufgebrachten Vaters, und so wird endlich

Unrecht durch noch weit größeres Unrecht durch die grausamste und empörendste Gewaltthat gerochen. Man benutzt Pedro's Abwesenheit, die unglückliche Ines zum Opfer für die Staatskunst weihend, dringt in den abgeschiednen Aufenthalt, und ungerührt von ihrer sanften Schönheit, und ihrem und ihrer unschuldigen Kinder Flehn, durchbohren die Klingen ihrer grausamen Richter das Herz, das noch im Tode für den Unausssprechlichgeliebten schlägt.

Pedro kehrt zurück; die Wonne seines Herzens wähnt er zu finden, und findet die Leiche der über Alles, der einzig Geliebten. Ja, einem Löwen gleicht er in seiner verzweifelten schmerzvollen Wuth! Friede bitten die noch im Tode holdseligen Züge des bleichen Angesichts; aber Rache scheinen die blutenden Wunden zu fordern. Rache! wiederholt es in allen Tiefen seines Wesens. Doch darf er diese nicht an dem Vater, nicht an den hochverehrten Räthen, den Stützen seines Thrones üben; so schwört er der ganzen Menschheit Rache.

Und er hielt seinen Eidschwur, als er einige Jahre später den Thron seiner Väter bestieg, so daß ihn die Geschichte noch bis heute Peter den Grausamen benannt hat. Er that kein Unrecht, allein mit unerbittlicher Strenge führte er die eisernen Zügel der Regierung, und schien jedes Mitleid aus seinem Herzen verdrängen zu wollen, gegen Menschen, die ihn, wie er meinte, aus ihrer Mitte gestoßen hatten. Und war es', sagte er, war es denn Unrecht, Ehemann zu seyn, und der zärtlichste, treuste, den je die Erde sah! War ich denn allein ausgeschlossen von einem Glück, das die Natur auch dem Geringsten meiner Unterthanen gewährt hat?

Es scheint Wahrheit in diesem Grunde seiner Gesinnun-

gen zu liegen, und die empfindsame Nachwelt hat das Recht größtentheils auf seine Seite gelegt; allein es ist ein Scheingrund. Don Pedro, offen, tapfer und gut, bewies, daß er ein trefflicher Privatmann geworden wäre, allein daß er sich doch nicht zu der Größe emporschwingen konnte, welche eines Völkerbeherrschers würdig ist. Wohl muß dieser des großen Ganzen wegen oft einem Glück entsagen, das dem Geringsten seiner Unterthanen zugemessen ist; allein nicht rechten soll er deshalb mit ihnen, sondern sich höher, göttlicher über sie hinauf stellen, durch edle, anbetungswürdige Selbstvergessenheit.

Durch einen glücklicheren Impuls, man möchte es: Genie der Herrscher = Tugend nennen, war der große Gustav Adolph von Schweden, er, dessen seltne Eigenschaften ihm schon die allgemeine Bewunderung gesichert haben, ganz auf die entgegengesetzte Richtung geleitet. Auf ähnliche, obwohl minder barbarische, doch eben so schmerzvolle Weise hatte man auch ihm die angebetete Geliebte seiner Jugend geraubt. Ebba von Brahe, die Tochter seines würdigen Vormundes, wurde von ihm mit aller Stärke, mit allem Feuer der ersten Liebe angebetet; und ihre Vorzüge des Körpers und der Seele rechtfertigten vollkommen eine so ausschließende Leidenschaft; allein erst als er seinen ersten Waffenzug auf der Insel Oeland gegen die Dänen that; als er ihr am Abend vor dem Aufbruch Lebewohl sagte, und nun der Schmerz des Abschiedes beider Herzen noch weicher und hingebender machte, gestand er ihr das ehrerbietige, doch glühende Gefühl, und erhielt das schüchterne Geständniß ihrer zärtlichsten Gegenliebe. Jetzt stand sein Entschluß fest, die tugendhafte und ihn so

zärtlich liebende Ebba mit sich auf den Thron zu erheben. Von ihrem Bilde begleitet eilte er in den Krieg und kehrte ruhmvoll daraus wieder.

Eine glückselige Zeit begann jetzt für die beiden Liebenden, wo er Ebba fast täglich im Schlosse ihres Vaters sah; wo er in dem Bewußtseyn rühmlicher Thaten sich seiner Liebe überlassen durfte; wo sie den Werth des Geliebten, den ihr Herz immer geahnet hatte, nun auch in der Wirklichkeit bestätigt sah, und höchste Achtung zu der feurigsten Liebe gesellen konnte. Gustav hatte nicht gezögert, nicht nur der Geliebten, sondern auch ihrem Vater den Vorsatz der Ehre zu erklären, seiner geliebten Ebba vor dem Altar die Hand zu reichen; und der edelstolze Graf von Brahe fand nichts Beispielloses darin, daß die Tochter eines so edlen Geschlechts selbst die Hand ihres Königs empfangen sollte.

Allein die Königin, Gustavs Mutter (— entfernt von ihm in Stockholm lebend —) obwohl sie an der frühverwaisten Ebba, ihr von ihrer sterbenden Mutter, einer Freundin der Königin, anvertraut, gewissenhaft Mutterstelle vertreten hatte, erbebte bei dem Gedanken, daß eine Unterthanin den altberühmten Thron der Wasa's theilen, und die Gattin ihres herrlichen Sohnes seyn solle. Ihr Stolz überwog ihre Mutterliebe; und ohne Rücksicht auf das Herzensglück ihres Sohnes sann sie Tag und Nacht darauf, wie sie seinen Vorsatz vereiteln wolle.

Nur fernes Wetterleuchten durch die Stille benachrichtigte damals den arglosen jungen Helden von dem Sturme, welcher dem ganzen Glück seines Lebens drohte, und er wollte eben mit der Geliebten und ihrem Vater zu Rathe gehen,

wie es bald gänzlich sicher zu stellen sey; als ihn, mitten in der liebend traulichen Unterredung mit Ebba ein Bote vom Heer überraschte, der ihn zu neuen Kämpfen forderte. Eilt, mein König! — rief ihm der abgesandte Officier zu, — „die Dänen sind gelandet! Die Danebrogsfahne weht schon in Schwedischer Luft!"

Und ohne Wanken riß sich der edle König aus den Armen der Liebe, und flog dahin, wohin die Pflicht ihn rief; und nicht einen Augenblick verlor er, den er zur Sicherung seines eignen Wohls dem allgemeinen Wohl entzogen hätte.

Und welcher Lohn ward ihm indeß bereitet für seine großmüthige Selbstverläugnung. Die Königin benutzte eben diese Abwesenheit, um ihn durch unübersteigliche Schranken von derjenigen zu trennen, von der keine Gewalt der Erde sein starkes, festes Herz würde haben losreißen können.

Der Graf de la Gardie kam um diese Zeit nach Schweden zurück, und seine äußere männliche Schönheit, so wie die Vorzüge seines Geistes und Herzens, ließen die Königin schnell einen tauglichen Gegenstand für ihre Plane finden; sie hoffte sich zugleich durch ihn mit ihrem Herzen versöhnen zu können, das Ebba immer geliebt hatte und ihr jedes Glück gern gegönnt haben würde, das einzige ausgenommen, das auf dem Thron von Schweden winkte. Als die Gattin eines so edeln und liebenswürdigen Mannes als La Gardie konnte sie ihr theures Pflegkind nicht anders als glücklich denken, und glaubte sich so mit dem Schatten ihrer Mutter abgefunden zu haben.

Sie wußte den Grafen auf eine Weise mit der reizenden Ebba bekannt zu machen, die in ihm eine lebhafte, doch

hoffnungslose Leidenschaft erregte; dann schlug die Königin ihm in einer vertrauten Audienz ganz unumwunden vor, sich um die Hand der schönen Ebba zu bewerben. Erschrocken versetzte der Graf, daß er es nie wagen werde, seine Gedanken zu der Auserwählten seines Herrn zu erheben. Allein darauf setzte ihm die Königin auf das Bündigste aus einander, wie sie als Mutter bestimmt wisse, daß die Neigung ihres Sohnes nur ein vorübergehender flüchtiger Rausch sey, wie oft bei jungen Herren seines Standes; und wie es selbst eine Wohlthat für die arme Ebba sey, wenn sie durch die Hand eines biedern Gatten vor später Reue geschützt würde.

So fand die Leidenschaft des Grafen selbst einen Vorwand in seiner Großmuth und Herzensgüte, und so berauscht von seinen Gefühlen, willigte er in Alles, was die Königin für gut hielt. Diese bewies ihm, wie nur die äußerste Schnelligkeit die vorgesetzte Verbindung sichern könne, denn so wie Gustav zurückkomme, werde er schon aus jugendlichem Herrschereigensinn Alles thun, sie zu zernichten. Der Graf, der den König kannte, sah dies ein; den letzten Einwand aber, den La Gardie's ankämpfendes Zartgefühl machte, daß er, so sehr er Ebba liebe, doch nimmer ungeliebt von ihr sich mit ihr verbinden könne, entkräftete die Königin durch die Versicherung, daß sie schon sichere Zeichen der Neigung für ihn bei ihrer Pflegetochter bemerkt habe, und daß die Schwärmerei von Treue gewiß bei der Behandlung eines so edeln Gemahls bald schwinden werde. — Und so wagte der Liebende zu hoffen, daß er durch sein schonend zartes Betragen auch ihre Liebe wohl gewinnen werde. Selbst Ebba's Vater hatte die Königin für sich zu stimmen gewußt, durch Vorstellung

der bürgerlichen Unruhen, die dieser ungewöhnliche Schritt leicht nach sich ziehen könne. Ihm selbst schien es gerathener, sein Kind dem Schutze eines so trefflichen Gatten zurücklassen zu können, als sie vielleicht nach seinem Tode mancherlei Anfechtungen ausgesetzt zu sehen. Und so bestürmt von allen Seiten mußte die arme Ebba einem Bunde entgegen gehen, den man ihr als höchste Tugend, ja selbst als unerläßliche Pflicht darstellte. Von ihrem Geliebten hatte sie lange jeder Nachricht entbehrt, durch die Vorfälle des Kriegs abgeschnitten; zu der Entscheidung des Geliebten, sonst dem Orakel der Liebenden, konnte sich also ihre bestürmte Seele nicht flüchten.

Gustav indeß kämpfte heldenmüthig in seinen Heeren gegen die mächtig vordringenden muthigen Feinde; als ihn ein treuer Freund aus Stockholm die Nachricht zuzubringen wußte, welcher entsetzliche Verlust ihm unterdeß drohe.

Zum Tode verwundet durch diese Nachricht benutzte der verrathne Held einige Tage des Waffenstillstandes, und eilte Tag und Nacht der Hauptstadt zu, um noch wo möglich dem fürchterlichen Schlage zuvorzukommen. Tausend Qualen der Angst, des Zweifels, ob es noch Zeit seyn werde, zerrissen seine Seele. Er kömmt an, — und o! Wunder!! — in derselben Stunde, wo das bräutliche Paar zum Altar geht. Bebend für Hast stürzt er nach der Kirche. — Halt! ruft seine donnernde Heldenstimme zwischen die verhaßte Feierlichkeit — doch weh! es ist zu spät! nur einen Augenblick zuvor ist das entsetzliche verhängnißvolle Ja von den Lippen der Neuvermählten geflohen, und die schöne bebende Braut wankt einer bleichen Lilie gleich zurück in die Arme ihrer Begleiterinnen.

Auch auf des Königs Antlitz malt sich die Todtenblässe des Entsetzens, des namenlosen Schmerzes, um wenige Augenblicke zu spät gekommen zu seyn, der verzweiflungsvollen Wuth. Er will das Band wieder zerreißen, das man verrätherisch in seiner Abwesenheit geknüpft hatte; allein die Reichsräthe stellen ihm vor, wie ein solches gewaltthätiges Ueberschreiten der eingeführten Landesgesetze, und um eignen Vortheils willen, eines Königs nicht würdig sey, und welche unheilbringende Folgen diese Handlung für das Volk haben könne; — und — gewaltsam drängt der edle König den Schmerz des Menschen in die blutende Brust zurück. — Sein hoher Geist überblickte schnell, daß nur Irrthum, nicht unedle Gesinnung den selbst trostlosen Grafen de la Gardie zu seinem Gegner gemacht hatte. Er selbst suchte Ebba, die in Thränen zerfloß über ihr Schicksal, an der Seite eines biedern, sie liebenden Gatten zu beruhigen. — Dann drückte er noch einen Kuß auf die Stirn der holden verlornen Geliebten und eilte in den ehrenvollen Kampf zurück.

Noch auf des Königs Antlitz malt sich die [illegible] des Tartaren, des unmuthigen Schmerzes, um wenige Augenblicke zu spät gekommen zu seyn, der vorzüglich [illegible] würde. Er will das Glück wieder erringen, das [illegible] [illegible] in seiner Abwesenheit geraubt hatte; [illegible] [illegible] stellten ihm dar, wie ein solches [illegible] [illegible] der eingeschlossenen Landesgegner, und um eigenen [illegible] willen, eines Königs nicht würdig sey, und welche unabsehbaren Folgen diese Handlung für das [illegible] haben könnte — und — gewaltsam bringt der edle König den [illegible] des Menschen in die blutende Brust zurück. — Sein hoher Geist überblickte schnell, daß nur [illegible], nicht [illegible] den selbst [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] gemacht hatte. Er [illegible] [illegible], die in [illegible] [illegible] über das Schicksal an der Seite eines [illegible], [illegible] [illegible] zu [illegible]. — Dann [illegible] er noch einen Blick auf die [illegible] des holden, [illegible] [illegible] und eilte in den [illegible] Kampf zurück.

VII.

Irrwege.

Psychologische Gemälde

aus der weiblichen Welt.

In einem Kloster am Fuße der Alpen, da, wo das reizende Italien mit dem erhabenen Schweizerlande grenzt, trafen zwei Frauen höheren Standes zusammen, beide entschlossen, ihre einsamen Tage da zu verleben: Donna Fiora von Villa bella, welche die Jahre ihres Witwenstandes hier am anständigsten hinzuträumen glaubte, und Gräfin Paola von Gheradescha, unvermählt, die einzige verwaiste Erbin eines angesehenen Grafenhauses. — Beide schienen zwar noch kaum die Mittagshöhe des Lebens erreicht zu haben, allein die Spuren tiefen Grams zeichneten sich auf beider Angesichtern unverkennbar, so sehr sie beide auch von der Natur zu reichen Ansprüchen an das Leben berechtigt schienen; Donna Paola, von mehr einnehmenden und interessanten, als regelmäßig schönen Zügen, ward vorzüglich durch einen edlen Ausdruck hervorgehoben, welcher in ihren Mienen, in jeder ihrer Bewegungen lag; Donna Fiora war noch mit Resten einer außerordentlichen Schönheit geschmückt, die nicht durch die Zeit, sondern durch einen verheerenden Gram verblichen schien; und wie ihr Name sagt, so glich sie einer schönen Blume, die aber früh der Sturm verwüstet hat. — Fiora war aus der Schweiz, Paola aus den heißern Gegenden Italiens in das Kloster gekommen; gleichwohl trug die Erstere ganz das Feu-

er eines südlichen Himmelsstrichs in ihren funkelnden tiefschwarzen Augen, in ihren reizend lebhaften Bewegungen, in jedem Zuge ihres guten, aber höchst leidenschaftlichen Gemüths. Paola schien dagegen alle die Sanftmuth, alle die idealische Reinheit in sich zu vereinigen, welche man mehr den Frauen des Nordens zuschreibt; das Räthsel dieses geistigen Wunders schien sich dadurch zu lösen, daß Fiora, obgleich in der Schweiz erzogen, doch Italienerin war; Paola dagegen, obwohl ihre Eltern in Italien heimisch waren, von schweizerischen Vorfahren stammte. Ein Zusammentreffen, welches die Freundschaft zwischen beiden noch lebhafter, noch schwärmerischer machte. Fiora dachte, wenn sie die ursprüngliche Helvetierin in ihre Arme schloß, ihrer friedlichverlebten Kindheit in den heiligen Schweizerthälern; Paola erinnerte sich bei Fiorens Anblick wehmüthig süß ihrer vergangenen italischen Seligkeit. — —

Die Frau von Villa bella hatte schon seit einem Jahre den Schleier genommen, als Paola in dem Kloster ankam, und sie in der liebenswürdigen Traurigen eine interessante Leidensgefährtin fand, da die Einförmigkeit der übrigen Ordensschwestern bisher ihrem lebhaften Gemüth nur eine öde Leere gelassen hatte. In Paola's sanfter, aber tieffühlender Seele, fand sie ganz die lindernde Theilnahme, deren ihr Herz, in welchem der Sturm noch nicht beschworen war, so sehr bedurfte; und wieder Paola fand in Fiorens leidenschaftlicher Zärtlichkeit Nahrung für eine schwermuthsvolle, umsonst bekämpfte Sehnsucht nach einem einst besessenen, jetzt hoffnungslos verlornen Glück.

So entstand schnell eine begeisterte Freundschaft zwischen

ihnen. Beide faßten jede Stunde, wo sie allein zusammen seyn konnten, verlangend auf. Oft, wenn die Schwestern alle schon sich längst zur Ruhe begeben hatten, blickten die beiden noch in freundlichem Gespräch aus dem kleinen Fenster in der Zelle Fioras hinaus in die milde Nacht jener Gegenden, wo das Flüstern der einsamen Pappeln, die sich davor im Winde wiegten, und das gleichförmige Wassergeräusch der Cisterne im benachbarten Klosterhofe ihre Worte melancholisch zu begleiten schien; oder ergötzten sich an der reizenden Aussicht aus Paola's heiteren Zimmern, die diese nur als Kostgängerin bewohnte. Wenn dann die Landschaft in weißem, zart duftigem Mondnebel lag, so pflegte Paola wohl schmerzlich zu sagen: Ach, so unendlich dämmernd liegt auch das zauberische Land meiner Vergangenheit!

Aus Rücksicht gegen das Ansehen und das Vermögen der Gräfin, die man ebenfalls gern für das Kloster gewonnen hätte, gestattete man auch ihrer Freundin Fiora (die hier Schwester Elisabeth hieß) mehrere Freiheit; sie durften oft auch in solchen Stunden in dem anmuthigen Klostergarten wandeln, in denen sich die übrigen Schwestern daraus zurückziehen mußten. Und in einer solchen stillen Stunde war es, wo einst beide ihre Herzen in wechselseitiger Vertraulichkeit über die Schicksale ihres Lebens aufschlossen, da sie vorher immer zu fürchten geschienen hatten, die Schmerzensquellen zu eröffnen, die doch, nur mühsam verhalten, in ihren Busen ruhten. Sie wandelten eines Abends zwischen würzig duftenden Nelkenbeeten des Gartens, die sich in tiefer Farbengluth als lange Streifen den Garten hinabzogen; die Sonne war im Untergehen, und goß noch wallendrothe Schim-

mer über die Blumenflur, und hob vor allen die Gipfel der fernen Gebirge deutlicher hervor, die man über die Mauern des Gartens hinweg in weiter, duftiger Ferne steigen sah. O, sieh! sagte die lebhafte Fiora, die ihrer aufwallenden Bewegung nicht länger mächtig war, indem sie nach Norden zeigte, und Thränen heiß aus ihren Augen stürzten: Sieh, wie dort die ehrwürdigen Alpen der Schweiz zu mir herübersehen! das heilige, mir ewig theure Land! — Gleichsam als ob sie zu mir sagen wollten: Warum, Unselige! verbanntest du dich selbst aus unserm Friedensschooße? Aus dem für dich bestimmten Paradiese?

Ach Gott! seufzte die sanfte Paola, und Zähren drangen auch in ihre seelenvollen Augen; und siehst du dort, nach Süden hin, die herrliche Gebirgskette? Das sind die Apenninen! Sie ziehen sich bis an jenes Land, in dem mir einst so himmelvolle Tage verflossen! — Erinnerung verlorner Seligkeit, warum verweilst du doch so grausam fest bei denen, für die nur linderndes Vergessen heilsam wäre!

Und wollen wir denn nicht endlich, rief Fiora, die Erzählungen unserer Schicksale gegen einander austauschen?

O, längst verlangte ich darnach! — erwiederte Paola innig. Ich wagte nur nicht, deinen Schmerz zu wecken; — — der nun — — ich fürchte, doch in aller seiner Heftigkeit erwacht ist, — setzte sie mit besorgt theilnehmendem Blick hinzu. —

Fiora bog sich auf ihre Schulter und weinte reichliche Thränen am Busen der treuen Freundin. —

Sanft unterstützte Paola die Erschütterte; sie zog sie neben sich auf einen Rasensitz und bat sie, jetzt ihren Ge-

fühlen Worte zu geben. Hier, sagte sie, zwischen den himmelanstrebenden Zeugen unserer Vergangenheit, die Alpen rechts, und links die Apenninen in nebeliger Ferne, hier laß uns die Erzählung unserer unglücklichen Schicksale austauschen!

Ach Gott! seufzte Fiora, unglücklich seyn, es fällt wohl immer hart; doch, wenn es uns der Himmel schickt, so ist noch Trost bei unsern Leiden. Nur da, wo wir es selbst verschuldeten, sey es auch nur durch Irrthum, ach da ist es so schwer, so unaussprechlich schwer zu tragen!

Unselig Loos der armen Menschheit! Düster
Liegt Nebel oft auf unsrer Zukunft Bahn,
Und reger Stimmen täuschendes Geflüster
Verlockt uns oft zu trügrisch irrem Wahn;

Und so wie wir den einen Pfad erwählten,
So bricht ein blendend Sonnenlicht hervor
Und hellt den rechten Weg, den wir verfehlten,
Und zeigt ein Glück, das unser Wahn verlor.

Ach, grausam mahnend schmückt der helle Schimmer
Nun vor der hoffnungslosen Sehnsucht Blick
Mit Strahlen das verlorne Gut; und nimmer,
Ach, nimmer! dorthin führt ein Weg zurück!!

Ja, höre die Geschichte meines Lebens, theure Gefährtin! fuhr Schwester Elisabeth (Fiora) fort, sie wird dir die Wahrheit jener dichterischen Worte lebhaft vor Augen stellen.

In einem der friedlichen schönen Schweizerthäler wuchs meine ungetrübte Kindheit auf. Geboren bin ich auf toskanischem Gebiet, und aus einem alten Geschlechte dieses Landes; doch nach dem frühen Tode meiner Eltern, die mich oh-

ne Vermögen, als ein hülfloses Kind zurückließen, nahm mich ein Jugendfreund meines Vaters, ein biederer Helvetier, Herman von Erlach, in sein Haus.

Er lebte mit seiner frommen Hausfrau auf einem alten, ritterlichen Schlosse, das sich mit seinen stattlichen Thürmen am Abhang eines Berges erhob und ein freundlich grünendes Thal beherrschte. Hier flossen meine Kindheitstage hin, wie die Wellen des klaren Bachs, der ruhig in gemächlichen Ufern das Thal bewässerte.

Vom Kind zur Jungfrau aufgewachsen, ging noch die einfache Eintheilung meiner Stunden fort. Wir gaben und empfingen nur selten Besuche aus der Nachbarschaft. Ein Nonnenkloster, in der Entfernung einer halben Stunde von unserm Schlosse war das gewöhnliche Ziel meines Ausgehens. Meine Pflegeeltern hatten mich von den dortigen Nonnen in manchen kunstreichen, weiblichen Arbeiten unterrichten lassen, und noch immer sahen sie es gern, wenn ich meine Freundinnen, deren ich dort mehrere unter den Klosterjungfrauen hatte, zuweilen heimsuchte, und den jugendlichen Drang nach Mittheilung und Geselligkeit in so guter Gesellschaft zu befriedigen suchte. Einigemal in jeder Woche wallfahrtete ich dahin; die beinah patriarchalische Sitteneinfalt, welche in unserer Gegend herrschte, und worin die Bewohner der Ritterburg, mit denen der ländlichen Hütten, vollkommen übereinstimmten, machte mir jede schützende Begleitung überflüssig; und mir war es willkommen, allein und ungebunden die reizende Landschaft zu durchwandeln, und mich ungestört meinen kindlichen, von einer rosigen Zukunft träumenden Phantasieen überlassen zu können. Nur Hirten, die ihre Heerden

heimwärts trieben, oder bekannte Landleute mit ihrem Ackergeräth hatten grüßend der harmlos Wandelnden begegnet, als eines Tages doch eine ungewöhnliche Erscheinung meine einförmige Sicherheit unterbrach.

Ich hatte mich einst früher, wie gewöhnlich, von meinen Freundinnen im Kloster getrennt, da ich bei den kürzer werdenden herbstlichen Tagen fürchtete, vielleicht vom Abenddunkel überrascht zu werden, und meinen guten Pflegeeltern um keinen Preis hätte Unruhe verursachen mögen.

Die weißen Nebel stiegen aus den Wiesen auf, und die Sonne neigte sich zu ihrem Untergange, als mir das heimathliche Schloß am andern Ende des Thales winkte; da sah ich vom Bach herauf zwischen den umschattenden Bäumen, die schon der Herbst anfing allmählig braun zu färben, einen Mann von interessantem Ansehen, mir entgegen wandeln. Er grüßte mich ehrerbietig und schlug dann einen Weg ein, welcher, den meinigen durchkreuzend, in ein anderes Thal führte.

Ich durchwandelte das unsere; bei guter Zeit kam ich im Schlosse an, und, offen, wie ich immer war, erzählte ich meinen Eltern, daß mir ein Fremder heut begegnet sey; doch ohne daß es bei ihnen oder auch bei mir besonderen Antheil erregte. Die Mutter meinte, daß er wahrscheinlich ein Ausländer gewesen sey, deren mehrere die Schweiz durchreisen, und der sich vielleicht, wider Gewohnheit, in unser abgelegenes Thal verirrt habe; und es geschah des Vorfalls weiter keine Erwähnung.

Mehrere Tage waren hingegangen, wo ich mein Wallfahrten nicht hatte unternehmen können, theils durch üble

Witterung, theils durch häusliche Geschäfte verhindert. Jetzt endlich, an einem schönen Octobermorgen, zog mich die Sehnsucht nach meinen Freundinnen in aller Frühe hinaus. Der Himmel lachte blau und heiter, und das Grün der Bäume und der Sträuche war unterdeß in mannigfache bunte Farbenmischung übergegangen. Gleich Blumengewinden hingen die gelb, roth und braunen Büsche um die felsigen Berge; und die Natur glich einer Liebenden, die sich zum Abschied noch recht lieblich schmückt, um ihr Bild noch holder und sehnsuchtregender in dem Herzen des Scheidenden zurückzulassen.

Fröhlich eilte ich meinem Ziele zu; allein der bisherige Regen hatte die Pfade schlüpfrig gemacht; und als ich in der Mitte des Wegs einen Bergabhang hinunter zu gehen hatte, bereuete ich fast, nicht jemand zur Begleitung mit mir genommen zu haben; — als ich, indem ich aufblickte — wie durch Zauber herbeigerufen, den Unbekannten an meiner Seite sah, der besorgt meine unsichern Tritte zu beobachten schien, und mir mit schonender Ehrerbietung die Hand bot, um mich den unwegsamen Hang hinab zu leiten, was ich mit der kunstlosen Einfalt eines Landmädchens, dankbar annahm. — Und so allein, mein Fräulein, sagte er, als er nach überstandener Schwierigkeit noch auf demselben Wege neben mir hinwandelte, so einsam legen Sie ihren Weg zurück?

Heut hätt' ich freilich jemand mit mir nehmen sollen, versetzte ich, da der Weg so schlecht ist. —

Und wenn auch dies nicht wäre, fuhr er fort, — fürchten Sie sich denn gar nicht?

O nein! versetzte ich mit aller meiner natürlichen Unbefangenheit. — Ich würde für Räuber eine schlechte Beute

seyn, denn ich nehme weder Geld noch Schmuck mit mir. Selbst meine gewöhnliche goldne Kette hat meine Mutter aufgehoben.

Er lächelte, und, wie es mir schien, wohlgefällig über meine unschuldigen Ansichten.

Und überdem, — fuhr ich zu sprechen fort, wie ein zutrauliches Kind, überdem sind Räuber in unserm biedern Schweizerlande etwas so Seltenes, als Schnee in Afrika!

Wirklich? — sagte er, wie zweifelnd. —

Gewiß und wahrhaftig! rief ich mit Feuer; — Sie sind wahrscheinlich fremd in diesem Lande? sonst kennten Sie dies herrliche Volk so gut, als ich, das Biedersinn, Treue und Tapferkeit, mit einem Worte, alle Tugenden in sich vereint. — Auch ich bin eine Fremde, die hier nur Gastfreundschaft und Schutz gefunden hat; allein ich liebe dies mein neues Vaterland, wie man nur eine theure Heimath lieben kann!

Ein sonderbares Feuer glänzte in seinen Augen, während ich auf diese Weise redete. Er wollte sprechen; allein wir wurden gewahr, daß wir, im Eifer des Gesprächs, eben das Kloster erreicht hatten; ich trennte mich von ihm mit einer leichten, freundlichen Verneigung und eilte, meine lang nicht gesehenen Freundinnen zu begrüßen.

Im Laufe unsrer Unterhaltung erzählte ich ihnen auch von meinem Zusammentreffen mit dem Fremden; auch sie wußten sich nicht zu erklären, wer er seyn müsse? und unsere Gespräche wechselten zu lebhaft, als daß sich meine Gedanken lange bei ihm hätten verweilen sollen.

Allein, als ich des Nachmittags, auf die gewohnte Weise, meinen Heimweg antrat, — wen sah ich, als ich mich zur

wenige Schritte vom Kloster entfernt hatte? — wieder den Unbekannten! — Er schien mich erwartet zu haben, und bat mich um die Erlaubniß, mich nach meiner Wohnung begleiten zu dürfen, die ich ihm auch nicht zu verweigern wußte. Zu sehr, sagte er, hat mich unser voriges Gespräch entzückt, als daß ich nicht seine Fortsetzung wünschen sollte.

Und ich glaubte beinah, versetzte ich, Sie, als einen Fremden, beleidigt zu haben, indem ich die Schweizer allzueifrig über andere Völker erhob.

Beleidigt, Fräulein? rief er. Im Gegentheil muß ich gestehen, daß der Antheil, den ich, vom ersten Augenblick, an Ihnen nahm, noch tausendmal erhöht worden ist durch die chöne Wärme, womit Sie meiner geliebten Heimath gedachten.

Sie sind ein Schweizer? rief ich freudig.

Ich bin es. Ja, mein Fräulein, ich habe das Glück, diesem edlen Volke anzugehören, das auch in fernen Ländern sich die Achtung der Besseren zu erhalten gewußt hat.

Er erzählte mir darauf, wie er frühzeitig alle seine Verwandten verloren habe, dann, nach der Sitte seines Volks, in fremde Kriegsdienste gegangen sey, und jetzt zurückkehre, um, nach dem Tode des bisherigen Besitzers, seine angestammten Güter in diesen Gegenden in Besitz zu nehmen. — In jenem Thale, wohin ich ihn hatte gehen sehen, liege sein Wohnsitz. —

Ich erzählte ihm dagegen meine ganzen Verhältnisse, nannte ihm den Namen meiner lieben Pflegeeltern, und zeigte ihm ihr Schloß, das eben vor uns lag. —

Ich hätte gewünscht, daß er mit mir zu meinen Eltern hineingekommen wäre; allein er entschuldigte sich damit, daß

es heut zu spät sey, und versicherte, daß er nächstens dem edeln Herrn von Erlach seinen Besuch machen werde. —

Beim Abschied hielt ich es doch für gut, ihn auch nach seinem Namen zu fragen. — Mein Name — erwiederte er, — ist: Walter von Müllinen. — Er grüßte mich noch einmal und entfernte sich. —

Als ich in das Schloß kam, war mein Pflegevater noch nicht von der Jagd zurück, die Mutter, wegen einer landwirthschaftlichen Anordnung, entfernt; so ging ich, sie zu erwarten, in den Saal, wo wir gewöhnlich zusammen zu kommen pflegten, und wo, die herbstliche Abendkühle zu erwärmen, ein freundliches Kaminfeuer angezündet war. Die Dämmerung war schon eingebrochen, allein der Schein des Feuers zerstreute sie wohlthuend und hob die Ahnenbilder hell hervor, die rings die Wände des Saals verzierten. Mir kam es vor, als blickten die ehrwürdigen Schweizerhelden bedeutsam, ja, fast wehmüthig auf mich nieder. — Ich setzte mich vor den Kamin; und wie ich in die spielenden Flammen blickte, regten sich mancherlei Gedanken und Phantasieen in meinem Innern; die Ahnung eines Glücks, das noch den Umgang mit meinen Freundinnen, das fromme, kindliche Verhältniß mit meinen Wohlthätern überträfe, hatte mir schon seit einiger Zeit vorgeschwebt; jetzt trat sie mit dem Bilde meines freundlichen Begleiters zusammen; ich konnte mir nicht verhehlen, daß er eine Art der Theilnahme für mich gezeigt hatte, wie niemand noch vorher; es that mir wohl, und ich fühlte vielleicht zum erstenmal meine jugendliche Eitelkeit erweckt und geschmeichelt.

Die Eltern kamen zurück, und ich erzählte ihnen treulich

den ganzen Hergang meiner heutigen Begebenheit. Die beiden einfachen Alten kamen jetzt wohl darauf, daß sich die einsamen Wallfahrten des halbkindlichen Mädchens nicht mehr ganz für die herangewachsene Jungfrau ziemen möchten. — Als ich indeß in pünktlicher Folge meiner Erzählung am Ende den Namen des Fremden nannte, da heiterte sich plötzlich das etwas verdüsterte Antlitz des biedern Erlach auf, und er sagte: Wenn er das ist, so gehört er zu einem der edelsten Rittergeschlechter unserer Vorfahren; kein edleres giebt es in der Schweiz! — Ich weiß, daß seit einigen Wochen ein Herr von Müllinen in unsre Gegend gekommen ist, um seine erblichen Besitzungen zu übernehmen, welche nicht unbedeutend sind.

Höchst angenehm klang mir diese Anerkennung meines neuen Bekannten; und ich wünschte nur, daß er sie auch bald durch seinen Besuch rechtfertigen möchte. Wie freute ich mich, als nun wenige Tage nachher ein Diener den Herrn von Müllinen bei meinen Wohlthätern anmeldete.

Er ward freundlich empfangen, und es erwies sich, daß er derselbe war, von welchem mein Vater gesprochen hatte. Man freute sich gegenseitig der künftigen nahen Nachbarschaft, und Walter ward eingeladen, recht oft unser Haus zu besuchen. Er erzählte meinen Eltern, wie er mir begegnet sey, und wir konnten unbefangen unsere Bekanntschaft erneuern.

Walter benutzte die gegebene Erlaubniß; er kam oft, und ward den folgenden Winter über ein beinah unentbehrlicher Gesellschafter für die einsamen Stunden. Die Männer gefielen sich immer besser zusammen; denn, obwohl Erlach nah am Greisenalter, Müllinen noch auf der Grenze

zwischen den Jünglingsjahren und dem reiferen Mannesalter stand, so schienen ihm doch manche härtere Erfahrungen, selbst Leiden, einen Ausdruck von Ernst gegeben zu haben, der über seine Jahre, und mit einem höchst anziehenden Zuge von Schwermuth gemischt war. Der Ausdruck unendlicher Güte war übrigens der herrschende in seinen Zügen, die, so wie seine Gestalt, edel und männlich waren, ohne auffallend zu seyn. Auch meine Mutter sah ihn gern; sein einfaches Betragen hatte zugleich etwas sehr Sanftes, welches den Frauen gefällt, und was auch die bejahrte, würdige Hausfrau für ihn einnahm; sie hörte ihn gern von manchen seiner Erfahrungen in der Fremde erzählen. Mit Erlach ging er zuweilen auf die Jagd, doch selten, da beide diese Belustigung nicht vorzüglich zu lieben schienen; desto öfter saßen sie bei dem sinnigen Schachspiel, das Walter leidenschaftlich liebte. Gegen mich schien seine Neigung mit jedem Tage zu wachsen. Er gab mir tausend zarte Beweise einer innigen, reinen Zärtlichkeit; und meine Wohlthäter faßten die froheften Hoffnungen für mich, die mir nicht ganz entgehen konnten. Mit Wohlgefallen sprach oft mein guter Vater von dem schönen Schloß im benachbarten Thale und andern vorzüglichen Besitzungen seines Freundes Müllinen. — Allein es war, als ob sich Walter nur mit zarter Scheu der heiligen Flamme nahe, als ob er fürchte, das Geständniß auszusprechen, an welches ein so tiefes Gemüth, als das seinige, das ganze Glück des Lebens bindet. — Auch ich empfand herzliche Neigung für ihn: doch blieb sie ruhig, und ich konnte ihn eben so unbefangen gehen, als erscheinen sehen.

Jetzt kam der Frühling, und mit seinem erwachenden

Leben rings um mich her fühlte ich auch mein Inneres von einer wunderbaren, unruhigen Sehnsucht bewegt, welche durch nichts, was mich umgab, Befriedigung fand. Ach! es war, als ob Walters Ernst, seine zarte Zurückgezogenheit meinem lebhaften Streben nicht genüge. Wenn er tiefsinnig mit dem Vater am Schachbret saß, oder die Landcharte aufgeschlagen, die beiden ehrwürdigen Alten, sanft hingebend, durch seine Erfahrungen zu unterhalten suchte, hätte ich lieber gesehen, daß er mit mir durch Garten und Wiese geschwärmt wäre. Und so ging ich eines Tages allein hinaus in die liebliche, von einem zartgrünen, duftigen Schleier überzogene Landschaft. Ich ging nach dem Bache hinab, um nach den Geweben selbstgesponnener Leinwand zu sehen, die dort auf der Bleiche lagen. Alles lag in fröhlicher Feier; die Blüten brachen auf und schienen, gleich blendendem Schnee, an die Hänge der Berge geweht, und die goldenen Sonnenstrahlen spielten um die grüne und weiße Flur. Unwillkürlich wiederholte ich mir im Gehen leise die Worte eines Liedes, dessen Stimmung der meinen angemessen war: —

Von neuem Leben schwellen
Die Pulse der Natur!
Es flüstern zarte Quellen
Durch die erwachte Flur.

Und Nachtigallen schlagen
Im zartbegrünten Hain
Und hauchen süße Klagen
Im holden Dämmerschein.

Du fühlst dich leis' ermatten
Von unbekanntem Weh,

Und fliehst zum Rosenschatten
Zum duft'gen Blütenschnee.

O, fühlst du nicht das Wehen
Der unbekannten Macht,
Die still und ungesehen
In allen Zweigen wacht? —

Wie der vom Eis entfesselte Bach jetzt wieder freudig durch das Thal irrte und im Schimmer der warmen Mittagssonne blitzte! wie die Aue, gleich grünem weichem Sammt, sich vor mir ausbreitete! Ich war ziemlich weit ab vom Schloßbach hinunter gegangen, bis auf eine sehr anmuthige Rasenstelle, die wilde Rosenhecken rings umzogen, indessen auf der andern Seite der silberhelle Bach vertraulich plätscherte; die Rosen waren noch nicht aufgeblüht, allein ihre Blätter bildeten ein dichtes Gehege. Mir war es wohl in diesem kleinen, verschwiegnen Heiligthum, und ich ließ mich auf den schwellenden Rasen nieder.

Da ward ich auf einmal in meinen unbestimmten Träumen durch ein Geräusch erweckt, das sich zu nähern schien; ich hörte Rosseshufschlag; der Weg führte ganz dicht an meiner Hecke vorüber; ich bog die Zweige aus einander und sah eine Erscheinung, die etwas Blendendes hatte, und die bei meiner augenblicklichen Stimmung mir beinah zauberartig vorkam. Auf hohem, stattlich schönem Roß erblickte ich einen Jüngling, der ganz das Idealische hatte, das meinen unruhigen Träumen vorschwebte. Mit allen Reizen jugendlicher Schönheit geschmückt, stralte er in meine geblendeten Augen.

Er war in kriegerischer Kleidung, von einem Diener, ebenfalls zu Pferde, begleitet. —

Wie ward mir aber, als er im langsamen Vorüberreiten, mit einer Stimme, ach so zauberisch und süß! wie ich noch nie gehört hatte, ein Lied anstimmte, dessen Worte ich damals nicht gänzlich verstand, die aber doch, mit ihrer herzberauschenden Weise, hinlänglich waren, mir eine reizende Bedeutung zu enthüllen. Er sang:

Gemsen fliehn in diesem Lande,
Windgeflügelt, gleich dem Aar;
Flieht man auch der Liebe Bande
Hier so scheu und wunderbar?

Aber schöner blüht die Rose
An der schroffen Alpenwand;
Sittsam eingehüllt im Moose;
Doch dem Blick nicht abgewandt.

Wer aus Südens Blumengründen
Sich zum Land der Gletscher kehrt,
Eine Rose hier zu finden,
Wär' ja wohl der Kühne werth!

Auch in wilder Felsen Schooße
Fänd' er dann sein holdes Glück; —
Eilig dann, geliebte Rose,
Zeig', o zeige dich dem Blick!

Die Rosen waren noch nicht aufgeblüht an meiner Hekke; allein meine Wangen mochten wohl noch höher glühen, als die Rosen, wie ich so durch die grünen Blätter lauschte, ganz verloren in die reizenden Töne. Ein Glück, daß der

Sänger keinen Blick auf die Hecke warf, sondern ahnungslos seinen Weg verfolgte.

Ich sah ihn, der Heerstraße folgend, um die Ecke des Berges lenken, auf welchem unser Schloß lag. Halb träumend blickt' ich ihm nach; ich sah die hellen Farben verschwinden, hörte die reizenden Klänge verschweben; — mir war es, als ob sie mich zu einem unbekannten Paradiese lockten, und mir dahin voranschwebten. —

Ich ging dann langsam auf das Schloß zurück. Beim Eintritt bemerkte ich sogleich eine ungewohnte Bewegung unter den Dienstleuten, und die Dienerinnen kamen mir mit der Nachricht entgegen, daß unterdeß ein wunderschöner, vornehmer Fremder angekommen sey, zu dessen freundlichster Bewirthung die Hausfrau alle Anstalten getroffen hatte.

Ein süßer, ahnender Schrecken durchbebte mich bei dieser Nachricht, und meine erste Bewegung war, mich zu verbergen; allein meine Pflegmutter, die herzu kam, führte mich sogleich in den Saal und stellte mich mit einem mütterlichen Wohlgefallen dem Fremden vor, den ich hier im Gespräch mit dem Herrn des Hauses und Walter von Müllinen sah.

Wohl erkannte ich ersten Blickes in ihm jene bezaubernde Gestalt, die ich im Thale schon erblickt hatte. Hinter der Ecke des Berges, um welche sich die Heerstraße bog, schlängelte sich auch der Burgweg hinauf, den er, wider mein Erwarten, eingeschlagen war. Die Mutter sagte mir, daß es ein Ritter aus Italien sey, welcher an ihren Gemahl Empfehlungen habe, und nannte ihn Rosario von Villa bella. Ach, Zauber tönte schon für mich aus seinem Namen!

Mit hochklopfendem Herzen, mit hochglühenden Wan-

gen trat ich in den Saal; er verbeugte sich nur leicht gegen mich, sagte mir einige verbindliche Worte, und wandte sich wieder zu dem Gespräch der Männer; aber einige seiner Blicke waren schon zu mir herüber geflogen, die siegend sein Reich in meinem Herzen gründeten. Zum erstenmal in meinem Leben kam mir mein ländlicher Anzug zu gering vor, so reinlich, ja selbst zierlich er auch war, und ich benutzte den ersten freien Augenblick, um mich in mein Gemach zu stehlen, das Möglichste von meinem kleinen, kunstlosen Putz zusammen zu suchen. Ich nahm mit Eifer den Spiegel zu Hülfe, ich rollte die natürlichen Ringel meiner Locken noch sorgsamer, und als ich nun an der Abendtafel dem schönen Fremdling gegenüber zu sitzen kam, so hätt' ich gleichwohl einen Schleier über mich werfen mögen. —

Ich war in meinem ganzen Wesen zu kunstlos, zu fremd jeder Verstellung, als daß dieß kinderhafte Bestreben, mich zu verschönern, hätte unbemerkt bleiben sollen; es entging weder dem sieggeübten Rosario, noch dem bescheidenen, tieffühlenden Walter.

Mir selbst unbewußt, wuchs mit jedem Tage, an welchem der Fremde seinen Aufenthalt bei uns verlängerte, der Eindruck, welchen er auf mich gemacht hatte. Einen Hauptvorzug vor dem edlen Müllinen gab ihm in meinen Augen seine reizende Gabe der Tonkunst; eine Eigenschaft, die ich immer an jenem vermißt hatte. Statt daß der ernste Walter oft Stundenlang mit meinem Pflegevater bei dem tiefsinnigen Schachspiel saß und den biedern Alten dadurch zu ergötzen suchte, bezauberte Rosario durch seine Klänge das ganze Haus.

Es war, als ob ein neuer italischer Frühling in unser stilles Schweizerthal gezogen sey.

Rosario versäumte nicht, den Vortheil geltend zu machen, den er über mich gewonnen hatte; auch er schien von flammender Leidenschaft für mich ergriffen; ich schildere nicht alle die schnellen, berauschenden Uebergänge, durch die sich unser Gefühl gegenseitig erklärte, und bald zur vollkommensten Uebereinstimmung kam.

Dem Auge der wahren, treuen Liebe, dem Auge Walters, konnte dies Alles nicht entgehen. Mit tiefem Schmerz hatte er es bemerkt; aber als auch meine treuherzigen Pflegeltern davon unterrichtet wurden, als sie mir Vorwürfe machten, daß ich ein schon erprobtes, werthvolles Gut so leicht einem neuen, blendenden Schimmer aufopfere, da war er es, der mit großmüthiger Selbstverläugnung die Vertheidigung meiner neuen Liebe übernahm, und dem ungeduldig dringenden Rosario die Einwilligung meiner Eltern erleichterte.

O Gott! konnte dies hochherzige Betragen nicht einen Stral in mein verblendetes Herz werfen? Ach, vergessen war das gute Land, das ich vor Kurzem noch in schwärmerischer Dankbarkeit so hoch erhoben hatte, aufgeopfert sein edler Sohn! — —

So willst du uns denn verlassen? sagte meine Pflegmutter unter hervordringenden Zähren. — Ach, Fiora! gebe nur Gott, daß die Flamme kein Irrlicht sey, der du den milden, treuen Stern aufopferst, der dein Leben erleuchtet haben würde. — —

Aber Rosario drang mit seiner unwiderstehlichen Lebhaftigkeit auf schnelle Vollziehung unseres Bundes, um mich

sogleich als seine Gattin mit nach Italien führen zu können; — wir wurden vermählt — und reisten des nächsten Morgens nach der Heimath meines Gemahls.

Ich hatte nun das Ziel meiner Wünsche erreicht. Doch wie so anders erscheint uns oft ein unerreichtes, durch Schwierigkeiten von uns getrenntes Gut, als wenn wir es erstrebt, und in der Nähe mit unbestochnem Blick betrachten! Als unser glänzender Reisewagen durch die bekannten Gegenden leichteilend hinflog, als ich nun den geliebten, ersehnten Mann an meiner Seite sah, mit aller seiner Anmuth, mit seinem ganzen, verführerischen Reiz, warum schlug dennoch mein Herz so beklemmt? nicht blos der Abschied von meinen ehrwürdigen Wohlthätern lastete darauf; auch eine düstere Ahnung schien mir zu sagen, als ich von diesen guten, schützenden Bergen, diesen freundlichen Thälern, der Wiege meiner Kindheit, schied, daß ich zugleich von Glück und Ruh auf immer scheide.

O, wie so wenig doch an körperlicher Gegenwart gelegen ist! wie man sich oft nah, und doch, dem Herzen nach, so weit entfernt ist, und wieder oft, durch weiteste Fernen, Gedanken der verwandten Seelen schnell, wie der Lichtstrahl, zu einander eilen und sich vereinigen! Rosario war an meiner Seite; allein nur zu bald wurden mir Spuren eines Charakters sichtbar, welcher vorher, im blendenden Glanze der Liebe, mir entgangen war. Nur zu bald ward ich gewahr, daß der innere Gehalt seines Wesens der schimmernden Außenseite nicht gleich kam, daß weder seltene Ausbildung des Geistes, noch Reichthum der Gefühle mich beglücken werde, und daß dagegen das Bewußtseyn seiner

Schönheit und aller seiner äußern Vorzüge ihm einen Grad von Selbstsucht gegeben hatte, deren oft harte Aeußerungen mir um so empfindlicher seyn mußten, da ich bisher nur an Beweise der uneigennützigsten Zärtlichkeit von dem Manne gewöhnt war, den ich dem glänzenden Rosario aufgeopfert hatte.

Ich übergehe alle die Vorfälle, die ein lebendiges Licht über seine Gemüthsart werfen konnten: denn Schonung verdient auch der tadelnswertheste Mann, mit dem wir einmal Liebe theilten; erwähnen mußt' ich ihrer nur in sofern, als sie die Grundfarben zu der Geschichte meines Unglücks geben. —

Indessen, ich hatte einmal gewählt; und Weisheit hätte mir gerathen, nun durch Geduld und Sanftmuth die Härte meines Schicksals zu entwaffnen. Allein mein lebhaft=leidenschaftliches Gemüth hatte die Schwierigkeiten des Lebens nie gekannt; gleich wie ein junges, des Zügels nie gewohntes Roß, das bisher nur auf Blumenwiesen spielte, jetzt an einen jähen, mit Felsenzacken ihm entgegenstarrenden Abhang kommt, unaufgehalten seinen Weg verfolgen will, und — — sich zerschmetternd in die Tiefe stürzt!

Ich verbarg ihm nicht, wie schmerzlich mir meine Entdeckungen waren; selbst Reue über meine Wahl blickte vielleicht nicht undeutlich hervor; unweise stets in solchem Falle, da sie den Verlornen nicht wiederbringt und den Gewählten nur erbittern muß!

Wir kamen in Turin, der Vaterstadt meines Geliebten an; und hier erfuhr ich, daß er auch über den Zustand seiner äußern Vermögensumstände mich völlig getäuscht, daß er

das an sich mäßige Erbe seiner Väter durch sein früheres zerstreutes Leben zerrüttet hatte und jetzt beinah zur Dürftigkeit herabgebracht war.

Doch dieß war Nahrung für meine zum Romantischen geneigte Phantasie; ich triumphirte in den Aufopferungen, die ich der Liebe bringen konnte; und die blinde Leidenschaft, womit ich den reichherzigen Walter so rücksichtslos dem blendenden Rosario geopfert hatte, erschien mir jetzt zum Theil geadelt, da ich ihm auch die reichen Burgen Müllinens opfern konnte.

Mein energisches Gefühl fand jetzt einen Gegenstand; ich malte mir die Scenen aus, wie Rosario meine Entsagungen erkennen, wie uns ein stillhäusliches Idyllenleben beglücken werde! — Ach, ich hatte nur das flatterhafte Herz meines Erwählten nicht mit in Erwägung gezogen!

Wir waren nicht lange in Turin angekommen, als eine neue Operntänzerin die ganze Aufmerksamkeit meines Gemahls erregte. Ich hatte anfangs keine Vorstellung davon, wie ein Mann, der vor wenig Monden noch aus Leidenschaft für mich zu sterben geschworen hatte, so schnell zu einer Anderen übergehen könne, denn mir waren die Huldigungen Anderer nur darum süß, weil ich sie ihm, dem einzigen Ideale meiner Zärtlichkeit, aufopfern konnte. — Doch nur zu bald erfuhr ich mit Gewißheit, daß er alle Abende, wo er sich frühzeitig von mir entfernte, mit jener Unwürdigen zubringe.

Schrecken, Entrüstung und glühende Eifersucht erwachten bei dieser Nachricht in meinem Herzen; war er mir ehmals schön und liebenswerth erschienen, so erschien er mir es jetzt doppelt, da ich ihm einer Andern überlassen sollte. —

O, hätte ich nur damals den rechten Weg erwählt, es wäre mir vielleicht gelungen, ihn durch Sanftmuth, durch heldenmüthige Selbstüberwindung zu mir zurückzubringen! hätte ich, meinen Schmerz bekämpfend, die Liebenswürdigkeiten hervorzurufen gesucht, die ihn an mich gefesselt hatten, und wäre gleichsam mit jener in die Schranken getreten! Das einzige Mittel, das einem Weibe in meiner Lage übrig bleibt. — —

Doch mein leidenschaftliches Gemüth ließ mich das Entgegengesetzte wählen. Ich hatte mich selbst von der Wahrheit jenes Verdachtes überzeugt, hatte mich herabgelassen, in Mantel und Schleier gehüllt, ihm selbst durch das nebelige Mondgedämmer eines kalten, regnerichen Winterabends, bis an jenes Haus zu folgen. Wüthende Qualen der Eifersucht rissen mich fort. — Ich hatte Gewißheit, und in dem verzweifelnden Schmerz darüber, mischte sich noch heimliche Unzufriedenheit mit mir selbst, und — statt den Kampf der Liebenswürdigkeit um Geliebtes zu beginnen — that ich den letzten Schritt, es gänzlich zu verlieren.

Nach einer fürchterlichen, durchwachten und durchweinten Nacht, bleich, mit zerstörten Haaren, trat ich in das Zimmer, wo ich mit meinem Gatten zu frühstücken pflegte. Er war bestürzt; ich brach aufs neue in heftige Thränen aus, in welche sich die heftigsten und unvorsichtigsten Vorwürfe mischten; ich sagte ihm nicht nur, wie ich seine ganze strafbare Verirrung wisse, sondern auch, wie er mir selbst Geringschätzung errege, da er mich einer Unwürdigen, einer Verachtungswerthen, aufopfern könne.

Abwechselnd erröthend und erbleichend stand er vor mir.

— O Gott, ich hatte ihn beschämt! und einen Mann beschämen — hütet Euch, Frauen, die Ihr liebt, es je zu thun!

Auch sein Stolz erwachte, er antwortete mit Bitterkeit, Worte begegneten Worten, die nur zu oft, gleich tödtenden Pfeilen, treffen! Das Band unserer Liebe war auf immer zerrissen. — —

In wenig Tagen hatte er mit jener Tänzerin die Stadt verlassen. — Ich blieb zurück, fremd — ohne Freunde — ohne Mittel, mein glückloses Leben zu fristen! Ich nahm das Wenige, was mir blieb, zusammen, und mein Entschluß war schnell gefaßt, in das gute Land zurückzukehren, das ich mit so schwerem Herzen verlassen hatte.

Es war beinah dieselbe Jahreszeit wieder, als ich einst, gegen Abend, das stille Schweizerthal, die Heimath meiner Kinderjahre, erreichte. Die Sonne war gesunken, und warf nur noch einige röthliche Streiflichter über das lange Thal. Alles lag schweigend in der milden, sanften Abenddämmerung; zur Seite aber glänzte mir das bekannte liebe Schloß von seinem Bergabhang das Thal herüber, und erhob seine Zinnen und Thürme in alterthümlicher, ritterlicher Pracht. —

Ich mußte weinen bei dem Anblick all der theuern Gegenstände. — Da sah ich — als ich unverwandten Blicks dem Schlosse nahte, — o, mein Gott im Himmel! da sah ich Trauerflöre von den Zinnen wehen! — Von Angst beflügelt, naht' ich dem Thor, — es that sich auf, ein Leichenzug schwebte daraus hervor, — und von der Kirche her begann der feierliche Klageruf der Glocken. —

Ich wußte schon, daß in unserer Gegend das Wehen

des Trauerflors von dem Thurme den Tod des Besitzers bedeutet; ich erfuhr es auch aus dem Munde des jammernden Gefolges, daß der wohlthätigste der Menschen, daß mein zweiter Vater zur Gruft getragen ward. — Seine fromme Gemahlin war ihm schon seit einigen Monden vorangegangen. —

So kamen denn die Thränen meiner Liebe und meiner Reue zu spät! — Wie vieles hatte sich in der Zeit eines Jahres verändert! Auch der edle Walter von Müllinen, an dessen Großmuth ich ohnehin mich nimmer würde haben wenden wollen, — war fern von seinem Vaterlande. Er hatte nicht lange nach meiner Abreise fremde Kriegsdienste genommen, — und — nur die Kunde seines Todes war in sein Land zurückgekommen. —

So war auch dieses gute, schöne Herz dahin, das einst für mich geschlagen hatte! Was blieb mir nun noch übrig in der weiten, freundlosen Welt, als dieser stille Zufluchtsort in gottgeweihten Mauern? Und die Annahme des Schleiers war ja wohl die einzige, ehrfurchtsvolle Huldigung, die ich den theuern Todten bringen konnte? —

Der Hall der Glocken rief jetzt die Freundinnen zum Gottesdienst. Sprachlos umarmte Paola die erschütterte Fiora, und versprach Erwiederung, wenn sie sich spät am Abend in ihrer Zelle wiederfinden würden. Beide eilten dann nach der Kirche; und spät in einsamer Zelle begann auch Paola die Erzählung ihrer Geschichte. Die Kerze brannte düster nieder bei der traurigen Unterhaltung, und der schwermüthige Mondstrahl blickte theilnehmend durch das kleine Fenster, als sey er der rechte Begleiter dieses Gesprächs.

Die Geschichten unsers Lebens sind verschieden, begann Paola. Beide könnten ein Warnungsspiegel für unser Geschlecht genannt werden; wenn du vielleicht zu eigensinnig fest auf der Wahl deiner Leidenschaft bestandest, so sank ich durch strafbare Schwäche zu der nämlichen Verirrung.

Aus einem der angesehensten Geschlechter Toskana's stammend, hatte von früher Jugend an mich eine unwiderstehliche Neigung zur Kunst gezogen, und vorzüglich zu der edlen Kunst, die, durch den Zauber der Farben, die Ideale auf die Erde herabruft. Mein höchster Wunsch wäre gewesen, mich ihr ausschließend weihen zu dürfen, und, entsagend allen Ansprüchen einer vortheilhaften Vermählung, vielleicht einmal als eine zweite Rosalba Carriera wirken zu können. Mein Vater, ob er gleich die Kunst achtete, theilte doch diese Ansichten nicht für sein einziges Kind. — Nur einige geringere Anlagen für Musik erlaubte er mir auszubilden. —

— Und doch so, daß du jetzt die Hauptzierde unsers Chors ausmachst, fiel ihr Fiora ein.

Mit einem dankbar bescheidenen Blicke überging Paola diesen Lobspruch, und fuhr fort: Die Malerei blieb aber immer meine herrschende Neigung, und oft ergötzt' ich mich, einsam die Marmorsäle unsers Schlosses durchwandelnd, an den Meisterwerken der Bildhauer- und Malerkunst, die sie beseelend schmückten. O, wie sehnlich wünscht' ich dann oft, nur Einen jener edlen Meister von Angesicht zu sehen, welche der Himmel selbst durch heilige Begeisterung weihete.

Mein Wunsch ward nicht erfüllt. Zwar fehlte es unserm ländlichen Aufenthalte nicht an Umgang mit dem benachbarten Adel, noch an Besuchen aus der Stadt: doch ei-

nen Sohn der Kunst sah ich nie. Ich wuchs heran; mehrere Vorschläge zu angemeßner Vermählung zeigten sich; ich lernte Jünglinge von mannigfachen Vorzügen kennen; mein Herz blieb kalt, und in meiner Seele wuchs der geheime Wunsch, stets unvermählt zu bleiben.

Einst wurden wir auf ein entfernteres Schloß geladen; wir trafen ein, als schon eine zahlreiche Gesellschaft versammlet war. Unter einer Gruppe von Männern, die in lebhaftem Gespräch begriffen schienen, fiel mir eine jugendliche Männergestalt auf, bedeutend, wie mir nie eine erschienen war, und die mir doch, wie bekannt, wie gleichsam schon geheim erwartet vorkam.

Es war eine edle, schlanke Gestalt; ohne eine außergewöhnliche Größe machte es mehr der Ausdruck seltner Hoheit, der ihn über die übrigen Männer hervorragen ließ. Es lag etwas Idealisches in seinem Wesen; sein schönes Auge flammte im Feuer des Gesprächs, das einen ihm theuren Gegenstand zu betreffen schien. Ich hätte sagen mögen, wie die Muse:

Und du dort, Jüngling, der den Blick erhebt,
Den Blick, in dem des Himmels Glanz sich spiegelt,
Beflammt die Wange, leicht der Erd' entschwebt,
Wer hat zu meinen Lichthöh'n dich beflügelt?

Als ich mit einigen Damen nah an der Gruppe vorüberging und noch einmal meine Augen bewundernd auf den hohen Jüngling richtete, da traf auch mich sein Feuerblick nur im Vorüberstreifen; allein mit einem Ausdruck so voll Seele, daß er bis auf den Grund der Meinen drang, und

unauslöschlich fest darin blieb. Ich hörte zugleich, daß, wie ich geahnet hatte, das Gespräch die Kunst betraf.

Ohne daran Theil nehmen zu dürfen, sah ich, im Kreis der Damen gefesselt, zuweilen noch von fern die idealische Gestalt aus den Uebrigen hervorglänzen; ein Halbgott schien er mir in seiner erhabenen Begeisterung.

Mit welchem Gefühl hört' ich, im Laufe der Unterhaltung, von der Hausfrau, daß eben er Einer von jenem, von mir so schwärmerisch verehrten Stande, daß er ein Maler aus Rom sey, den ihr Gemahl über einige Gemälde befragen wolle.

Seine nähere Bekanntschaft war mir nicht vergönnt. Dennoch, als ich mit meinem Vater in tiefdunkler Nacht zurückfuhr, so kam mir der Weg durch die waldigen Felsenthäler nicht lang und dunkel vor, denn das Licht einer schönen, freundlichen Erinnerung erhellte meinen Geist. Es war kein schnellzündender Blitz der Leidenschaft; wie eine wohlbekannte, holdselige Himmelserscheinung lebte das edle Bild in meiner Seele. Keine stürmische Sehnsucht nach Wiedersehen, kein verwirrender Schmerz, ihn verlassen zu müssen! nur klarer und freudiger in allen meinen Pflichten machte mich dies Begegnen. Ich wachte mit noch zärterer Sorgfalt über die kleinsten Wünsche meines Vaters. Dank sey Gott, ich darf mir dies sagen, jetzt, wo ihn mir der Tod schon seit einigen Jahren entrissen hat.

Mein Schmerz um ihn war tief und innig. Als die erste Zeit der Trauer vorüber war, und nun keine theure Pflicht mehr meinem Leben sein Ziel anwies, da fühlte ich, mit doppelter Stärke, die frühere Neigung für die Kunst

wieder erwachen; ich ging nach Rom, wo der ganze Reichthum der Ton- und Farbenwelt vor mir aufgeschlossen lag, und wo ich mein eignes Geschick, meine Schmerzen und Sorgen über den reinen Genuß vergaß.

Beinahe alle Kunstschätze der großen Römerstadt hatte ich jetzt gesehen, nur die bedeutenden der Villa Borghese noch nicht. Eine Freundin sagte mir, daß ein junger Künstler von ihrer Bekanntschaft uns beiden zum Führer dienen sollte in den Labyrinthen des Schönen. — Wir kamen an. Von einer wunderbaren Ahnung bewegt schlug mein Herz, als ich unter den Säulengängen vor dem Palaste eine schlanke Engelsgestalt uns entgegenwandeln sah. — Ich weiß nicht warum mir, so oft ich daran denke, immer in wehmüthiger Beziehung die Stelle einfällt:

— Und durch blüh'nde Myrthengänge
Mein geliebter Guido kam. —

— Ja, er war es, dessen Bild schon lange in stiller Herrlichkeit in meiner Brust gewohnt hatte; und Guido war auch sein Name; unter einem andern wag' ich seiner nicht zu erwähnen. Ehrfurcht gegen den verehrten Künstlernamen, unter dem er jetzt der Welt bekannt ist, gebietet mir, ihn zu verschweigen. — Er ward unser Führer in jenen Gebieten, in denen er einheimisch war. Er machte uns mit Zartheit auf die mannigfachen Schönheiten aufmerksam; — und ihn sah ich erst hier in seiner ganzen wahren Sphäre; ich sah ihn unter seinen Kunstgenossen, deren hier mehrere zugegen waren; ich hörte, wie sie mit Feuer über Gegenstände ihrer Wissenschaft sprachen; bald übereinstimmend, bald sich wider-

legend. Sein Flammenauge heftete sich oft mit jenem durchdringenden Blick, welcher den Malern eigen ist, auf die besprochenen Meisterwerke. Meine Achtung für ihn stieg — denn weibliche Achtung wird unerläßlich erst dadurch ganz gefesselt, wenn derjenige, der uns wichtig ward, auch das ist, wofür er sich darstellt. Und lebhafter wird dies Gefühl ins Große gesteigert, wenn wir ihn in der Mehrzahl seiner Standesgenossen erblicken. Wo erscheint wohl der Krieger herrlicher, als vor der Kampfordnung, in der Mitte seiner Waffenbrüder? — So erschien mir auch Guido erst ganz er selbst in diesem künstlerischen Verein.

Oft traf mein Urtheil über die Meisterwerke mit dem seinigen überraschend zusammen; eine freudige Röthe streifte über seine Wangen; ein zartes Band knüpfte sich zwischen uns an. Er bat mich um Erlaubniß, mich zuweilen in meiner Wohnung sehen zu dürfen.

Eine schöne Zeit begann von dort an für mich; eine geistige Wechselwirkung zweier verwandter, für die Kunst begeisterter Seelen. Unsere Ideen und Gefühle trafen oft blitzschnell zusammen, gleich als hätten wir sie Eines aus des Andern Innern gelesen. Die zarteste Freundschaft entstand zwischen uns; allein nur Freundschaft im eigentlichen Sinne. Unsere Verbindung war

Nicht durch den Sinnenbrand, der tobt und fluthet,
Nein, durch ein höh'res Geisterband beseelt. — —

— Nicht die leiseste Einmischung eines andern Gefühls oder einer nähernden Aussicht für die Zukunft! Wir sprachen oft ganz unbefangen darüber, wie wir wünschten, unsere

äußeren Verhältnisse, so lang als möglich, vollkommen frei zu erhalten, um desto ungehinderter dem Ziel der Kunst nachstreben zu können. Die Tonkunst, die ich nach dem Wunsche meines Vaters erwählt hatte, und in der ich seinen Willen noch im Tode ehrte, erhielt durch Guido's Theilnahme an mir einen erhöheten Reiz für mich. — Kinder waren wir der Kunst, und wie unschuldige Kinder durften wir unter den Blumen des Parnasses spielen!

Nein, nie kann man ein edleres, ein reineres Verhältniß denken! — Wenn er so, nach rühmlich vollendetem Tagewerk, gegen die Abendstunde zu mir kam, sich bei mir zu erholen — — Fiora, es war eine schöne Zeit! — ach, die ich ewig nicht vergessen werde!

Eben damals kam ein Bruder meines Vaters, der mehrere Jahre mit seiner Gemahlin auf Reisen gewesen war, in seine Vaterstadt Florenz zurück, und drückte mir den Wunsch aus, mich bald auf einige Zeit in seinem Hause zu sehen. Auch ich sehnte mich, den nächsten Verwandten des geliebten Verstorbenen bald zu sehen; — die Bande der Blutsverwandtschaft behaupten immer eine eigne Macht. Nur diese heilige Stimme, nicht das glänzende Leben im Hause meines Oheims, war es, was mich aus meinem stillen, künstlerischen Kreise hinwegrief.

Zwar schankt' ich eine Zeitlang zwischen dem ungeduldigen Verlangen nach dem Wiedersehen der Verwandten, und zwischen Rücksicht gegen meinen edlen, seelenverwandten Freund: denn ich wußte, daß Guido eben zu jenem Zeitpunkte meiner Gegenwart, meiner schwesterlichen Theilnahme mehr als jemals, bedurfte. Er, der ohne alle Bande lie-

bender Verwandtschaft auf weiter Erde, nur nach dem Kampfe mit einem harten Schicksal eine ehrenvolle Stufe der Kunst erstiegen hatte; er meinte, in mir den einzigen Ersatz für entbehrtes Verwandtschaftsglück gefunden zu haben. Mir öffnete er ohne Rückhalt sein Gemüth, machte mich oft zur Entscheiderin seiner Handlungen; mir schloß er selbst die Quellen mancher Schmerzen in seinem tiefen Innern auf, und ließ die Wunden ungehindert vor mir bluten, die ihn ein edler Stolz vor fremden Augen zu verbergen zwang. Auch wußt' ich wohl so ehrendes Vertrauen zu schätzen. Die Kraft, womit er sich aus der Dunkelheit emporgeschwungen, bewährte den Flug seines Genius, und das — was er im Leben schon gelitten hatte, forderte die Freundschaft zur liebendsten Vergütung auf.

Jetzt eben war er in einer Lage, die ihm das Mitgefühl, den Rath eines verwandten Wesens nothwendiger, als jemals, machte, — als ich nochmals einen Brief meines Oheims erhielt, der mich zu unverzögerter Abreise ermahnte. — Ich habe in der Folge erfahren, daß nur seiner ihn leitenden Gemahlin mein späterer Besuch minder bequem gewesen wäre. Damals glaubt' ich einen wichtigen Grund darunter, der meinen schwankenden Entschluß entscheiden solle.

Den folgenden Tag sollt' ich meinen Freund von der so überraschend nahen Abreise benachrichtigen. Ach, unvergeßlicher Tag! Er hatte mich um Erlaubniß gebeten, den spätern Theil des Nachmittags bei mir zubringen zu dürfen — denn ohne diese bestimmte Erlaubniß wagte er nie zu kommen; — alle die ehrerbietigen Pflichten der Ritter gegen unser Geschlecht, sie lehrte ihn sein natürlich richtiges Gefühl.

Er erfüllte alle zarte Aufmerksamkeiten der Liebe, ohne von ihr zu sprechen, oder eine ihrer kühnen Forderungen zu machen.

Ich wußte nicht, daß er mir diesen Tag eine reizende Landbelustigung aufopferte, zu der er eingeladen war. Nichts Ungewöhnliches war dies von ihm: doch heute doppelt rührend, da es ihm so vergolten werden sollte. Wir hatten die Stunde nicht verabredet; allein es war, als ob die wunderbare Sympathie, die zwischen uns herrschte, an diesem Tage ihre äußerste Höhe erreicht hätte. Auch ich war für kurze Zeit aus gewesen, und in demselben Augenblicke, wo er in mein Vorzimmer getreten war, kehrte auch ich zurück. Ich sah, wie sich ein Schatten von getäuschter Hoffnung über sein Antlitz zog, als ihm ein Diener sagte, daß ich abwesend sey. Doch jetzt erblickte er mich; und, o welche Freude blitzte da in seinen schönen, seelenvollen Augen auf! Ach, immer wird der Blick vor meiner Seele schweben! Wie Sterne durch die Wolken funkeln, so wunderbar, süß und mächtig drang oft der Lichtblitz seiner Augen in mein dämmerndes Seyn. —

O warum weck' ich jene Bilder in aller ihrer brennenden Farbenfrische wieder auf? unterbrach sich hier Paola schmerzlich; — oder warum, wenn sie auch nie entschliefen, geb' ich ihnen gleichsam ein neues Leben, indem ich ihnen Worte leihe? — Und doch — was reißt uns zuweilen so übermächtig hin, uns in die ganze Fülle qualvoll seliger Erinnerungen zu versenken?

Es ist die Sehnsucht nach Mitgefühl, theure Paola, was uns zu sprechen drängt, erwiederte Fiora, sie umschlin-

gend; und möchte doch mein inniges deinem verwundeten Herzen wohlthun können!

Paola blickte mit dem Ausdruck wehmüthiger Ergebung vor sich hin; wohl, sagte sie, mag es Linderung gewähren, das kranke Herz einmal so ganz zu öffnen vor dem theilnehmenden Auge der Freundschaft! — O damals, wo er noch so ganz mein gehörte, wo jeder Gedanke, jede leiseste Empfindung uns vereinigte, — damals war es nicht, als ob eine warnende Ahnung mir die Lippen schlösse, so oft ich das Wort der Trennung aussprechen und dadurch sein argloses Herz verwunden wollte, das sich mir eben in aller seiner reichen Schönheit aufschloß. — Einige Stunden flogen so dahin; endlich siegte doch die Ueberzeugung meiner vermeinten Pflicht, und ich sagte ihm entschieden, daß ich des andern Tages nach Florenz abreisen werde.

Noch seh' ich die tödtliche Blässe, welche bei diesen Worten den Purpur seiner Wangen verscheuchte — dann kehrte Hoffnung bei ihm wieder, als hab' ich nur mit seiner schwärmerischen Anhänglichkeit gescherzt; er sah mich zweifelnd-hoffend an; — doch ernsthaft mußte ich ihm den Ernst meiner Worte wiederholen.

— und ist es denn — sagte er nach langem Schweigen, tief Athem schöpfend — ist es denn unabänderlich? In wenig Monaten werde auch ich nach Florenz reisen müssen, und, o wie schön wär' es, wenn — — Jetzt halten mich unvermeidbare Geschäfte hier. — Und muß es denn wirklich schon morgen seyn??

O Gott! wie unaussprechlich zart ist doch der Faden, der uns mit irdischem Glück zusammenhält! Ach, oft ein

Wort, ein einziger Laut ist fähig, uns auf immer davon zu trennen! An diesem: Ja, das ich so eben aussprechen wollte, hing das ganze Glück meines Lebens. — Unglückliche, warum verhärtete ich mein Herz gegen diesen Blick, der aus seinen Augen, kämpfend mit Angst und Zärtlichkeit, so bittend, fragend in die meinen drang! Ach war es denn nicht meine eigne Seele, die mir aus seinem Aug' so innig wiederstralte?

Allein ich glaubte es aussprechen zu müssen, dieses verhängnißvolle Ja, und mit ihm einige Worte über die Nothwendigkeit meiner Reise. —

So wie sie ausgesprochen waren, änderte sich Guido's ganzes Betragen, seine Miene, der Ton seiner Stimme; mit aller der edlen Gewalt, die er über sich hatte, drängte er seine Empfindungen zurück und redete mir selbst zu, die jetzt sich vortheilhaft bietende Reise nicht zu versäumen.

Seine Standhaftigkeit überraschte, ja beleidigte mich. Durfte ich nicht glauben, daß ihm unsre gegenseitige Mittheilung zu einem theuren Bedürfniß geworden sey? — und nun — so leicht konnte er ihr entsagen?

Ich hatte ihm vielleicht etwas von meiner Befremdung nicht bergen können, da sagte er mit aller seiner herzdurchdringenden Innigkeit: — Theure Signora, darf ich es erst versichern, daß ich mich nur in dieser Gegenwart glücklich fühle? — und dabei brach ein Strom von liebewarmen Stralen aus den herrlichen, dunkeln Augen — aber, fügte er hinzu, müßte ich nicht der Verachtenswertheste der Menschen seyn, wenn ich hier nur an meinen Vortheil denken wollte?

Er hatte sich dabei wieder in seiner siegenden Kraft emporgerichtet; ein höheres Wesen erschien er mir in diesen Augenblicken, und doch zugleich so menschlich gefühlvoll, so männlich reizend! — Jetzt in wehmüthiger Bewegung, wandte er sich ab, und hielt die Hand vor die Stirn; nahm darauf meine Laute, die auch er sehr anmuthig rührte, und sang:

Nie wird mir dein süßes Lächeln lohnen,
Nie dein Auge sonnenklar,
Doch dein Bild wird mir im Herzen wohnen,
Und die Zeit, in der ich selig war! —

Er brach dann schnell ab, sagte, ein Lächeln hervorrufend, daß wir uns ja bald wieder sehen würden — und eilte dann schnell hinweg.

Noch hatt' ich zwar die äußere Freiheit nicht zu reisen, allein die innere war schon gehemmt. An jenes einzige, entschieden ausgesprochene Ja reihte sich nun die ganze Kettenfolge kleiner und doch gebietender Nothwendigkeiten. — Jetzt gesellte sich zu meiner frühern Ueberzeugung von Pflicht noch ein weibliches, wohl nicht zu tadelndes Ehrgefühl; und sollte er stärker erscheinen, als ich? Ich bebte bei dem leisen Gedanken, vielleicht selbst in seiner Achtung zu verlieren, wenn ich jetzt noch bliebe; — und — ich reiste.

Doch mit einem dunkeln Gefühl des Unwiederbringlichen. Vergebens mocht' ich mir sagen, daß ich ja wiederkehre, daß ich dem Freund hier noch oft begegnen werde; ach, alle äußern Gegenstände, Wohnung, Geräthschaften können bleiben; man kann selbst die geliebten Menschen in eben die-

ser Umgebung wieder sehen — und dennoch schloß sich hinter uns das unsichtbare Thor des Paradieses! — —

Unter unaufhörlichem Zurückdenken an ihn, den theuren Verlassenen, legte ich die Reise zurück; immer war es mir, als müßten die muthigen Rosse umkehren in ihrem Laufe; doch ach, sie flogen unaufhaltsam mit mir der trennenden Ferne zu! — Unendlich einsam und verlassen fühlt' ich mich in den weiten, fremden Gegenden, die ich durchreiste. Die Sehnsucht ließ mir dann oft aus einem Busch, aus einem Nebelstreifen die liebe Gestalt meines Freundes, meines Beschützers entgegentreten, und doppelt schmerzlich sah ich mich dann getäuscht.

Ich kam in Florenz an. Schon das Wiedersehen der schönen Vaterstadt, deren Zinnen und Thürme in duftiger Dämmerung vor mir lagen, der günstige Empfang im Hause meiner Verwandten, vorzüglich aber der Anblick des verehrten Oheims selbst, der eine auffallende Aehnlichkeit mit meinem geliebten, verstorbenen Vater hatte, dies alles zerstreute meinen Trübsinn. Ich beugte mich in tiefer Rührung auf die Hand meines Oheims, in dem ich oft nachher den Verklärten selbst zu sehen glaubte.

Die Aufnahme, die ich in den gesellschaftlichen Kreisen fand, war glänzend zu nennen; man hatte ein so günstiges Vorurtheil für mich gefaßt, daß ich noch jetzt nicht ohne warme Dankbarkeit an jene heitern Stunden, an jene liebenswerthen Menschen denken kann. Einige ehrenvolle Bewerbungen um meine Hand wies ich schonend, doch entschieden zurück. Unmerklich hatte jenes zarte, geistige Verhältniß mit Guido meinen Entschluß, mich nie zu vermählen, befestigt. —

Seiner hatte ich nie vergessen in allen mich umringenden, heitern Zerstreuungen. Er hatte jetzt seine Reise nach Florenz beschleunigt, und folgte mir dahin. Ein Sonnenblick war seine Ankunft meinem Herzen, der nur zu bald in Wolkendunkel schwinden sollte.

Mit aller Unschuld meines Bewußtseyns suchte ich für ihn das Wohlwollen meines Oheims zu gewinnen, dessen bedeutender Einfluß seinem Streben Erleichterung verschaffen konnte; und ohne Zweifel würde Guido's Trefflichkeit ihren Eindruck auf das unbestochene Herz meines Oheims nicht verfehlt haben, hätte ich nicht das Unglück gehabt, derjenigen zu mißfallen, der mein verwaistes Herz sich mit vertrauensvoller Liebe hingegeben hatte, der jungen, nicht anspruchslosen Gemahlin meines Oheims, Donna Griselda. Ein Unglück darf ich dies Mißfallen nennen, bei der Gewalt, welche sie über meinen Oheim besaß, und bei der wunderbaren Macht, welche dieser durch jene ehrwürdige Aehnlichkeit mit meinem Vater über mein schwaches, nur allzulenksames Herz, hatte.

Ueber die Gründe, warum Donna Griselda meinem Verhältniß mit Guido so eifrig entgegen war, habe ich späterhin manchen Aufschluß erhalten, denen ich nicht weiter nachzuforschen wage; damals glaubt' ich den Tadel, die Geringschätzung, womit sie meinen Freund behandelte, aus ihrer vollen Ueberzeugung entsprungen, und ward lebhaft dadurch beunruhigt. Vorzüglich kränkte mich das düstre, unmuthige Schweigen meines Oheims über diesen Gegenstand. Er vermied mit mir jedes Gespräch, jede Aeußerung über Guido;

seine Gemahlin hatte ihm ihre Ansichten mitgetheilt, und — nur nach diesen, ohne selbst zu prüfen, verwarf er.

An ein freundliches, unbefangenes Sehen war nun nicht zwischen mir und Guido zu denken. Ich hatte mich so kindlich darauf gefreut, ihm die schönen Aussichten meiner Heimath zu zeigen: doch nur ein einziges Mal begegnete ich, mit einer Freundin auf einer reizenden Terrasse am Ufer des Arno wandelnd, dem einsamen Guido. Dies einzige Mal konnte ich mit ihm zugleich in die heimische Gegend hinausblicken; und es war, als ob mir die herrliche Morgenlandschaft noch tausendmal verschönert erschiene, als ob das Gefühl der Heimath in seiner Nähe erst lebhaft werde.

Höchst selten sahen wir uns: allein welches Entzücken, wenn er mich einmal sah; auf welche rührende Weise gab er mir seine innige Anhänglichkeit kund. — — Eine treffliche, erfahrne Freundin, die ihn auch kannte, ergötzte sich oft an dem Ausdruck seiner schönen Neigung, die rein und wahr nur in sich selbst bestand. Sie theilte mir oft ihre Beobachtungen mit, und beschwor mich, ein so werthvolles Wesen, nicht um äußerer Rücksichten willen von mir zu entfernen.

Wenn ich ihr dann in meiner unschuldig idealischen Sicherheit wiederholte, wie keine Ahnung eines nähern, im gewöhnlichen Sinn liebend genannten Verhältnisses zwischen uns Statt finde, und wie weh es mir thun werde, wenn man mir etwas Aehnliches zutrauen könne; dann lächelte sie und sagte liebevoll: Nach meinen Beobachtungen über ihn mag es wohl so seyn, obgleich vielleicht er, vielleicht selbst meine Paola dies Gefühl nicht ganz kennt. — Aber wenn

es nun wäre? — ist nicht Italien stets das Land gewesen, wo edle Künstler anerkannt worden sind?

O, hätte ich ihrer Worte geachtet! hätte ich mein Glück zu fühlen gewußt, da, wo er, der edelste und liebenswürdigste der Männer, so ganz und innig mein gehörte! O mein Guido! wie anwendbar auf dich und mich ist jene schöne Stelle:

Frische Rose! frische Rose!
Liebehauchend, kräftig, schön!
Als ich dich besaß, Geliebter,
Konnt' ich nicht mein Glück verstehn!
Jetzt, wo besser ichs verstände,
Werd' ich nie im Arm dich sehn!

Mit tausend, tausend Thränen hab' ich meinen unglücklichen Irrthum gebüßt! — Aber die Grenzlinie zwischen Tugend und Fehlern ist so unendlich zart! Die beste Eigenschaft, sobald sie diese Grenze überschreitet, wird tadelnswerth. Meine Sanftheit ging in Schwäche, meine Bescheidenheit in Mißtrauen gegen mich selbst und das, was mir theuer war, über.

Nachdem man Alles gethan hatte, um durch geringschätzige Aeußerungen meinen Glauben an Guido's Adel zu erschüttern, regte man in mir ein ängstliches Ehrgefühl auf, durch die Beschuldigung einer zu großen Neigung für ihn, ach, die doch seine Trefflichkeit nur zu wohl gerechtfertigt hätte! —

Durch jene Vermuthungen war erst in mir und ihm der Gedanke eines solchen Verhältnisses erweckt und zugleich

der männlichstolze Widerstand aufgefordert worden, gegen den Zwang, der ihm das Gefühl für mich untersagen wollte. Auch in mir war ein näheres, ein beunruhigendes Gefühl für ihn erweckt worden; allein es ist eine Eigenheit des weiblichen Gemüths, daß wir dem entgegen kämpfen, dessen siegende Obergewalt wir zu ahnen beginnen. Ich fühlte, wie theuer, — sogar wie süß mir Guido's Nähe war — und ich mißtraute meinen Empfindungen für ihn. Ja, selbst jenes ängstliche Ehrgefühl nahm den Charakter des Stolzes an; ich schien ihm Bekannte höheren Standes vorzuziehen, — ach, eben weil ich fühlte, daß er mir höher als Alle galt.

Ihn aber mußte dies Zurücksetzen um so schmerzlicher verwunden, als er stets mit dem Unglück gekämpft, sich nur mit Schwierigkeit über das Dunkel einer geringen Herkunft emporgerungen hatte.

Lang hing er noch mit schöner Treue an unserm Verhältniß; ahnete nicht, daß ihm so tiefe Kränkung von dem Herzen kommen könne, das er mit dem seinen fest vereint geglaubt hatte. Erst, als die Beweise jener Zurücksetzung, worin ich mit meinen Verwandten zu wetteifern schien, zu auffallend wurden, zog er sich, tief verletzt, zerstört in seinen heiligsten Empfindungen, in sein Inneres zurück.

Den letzten Beweis seiner großmüthigen, selbstvergessenen Nachgiebigkeit gegen meine Wünsche erhielt ich noch in dieser Zeit von ihm. Ich verlangte, daß er, um meiner Ruhe willen, Florenz verlassen sollte, wo ihn doch jetzt bedeutende Vortheile zurückhielten. Er that es; er brachte mir dies Opfer, dessen Größe ich erst späterhin erfahren habe. —

Ohne Weigerung, ohne Vorwurf hatte er es gethan; allein dies letzte Zeichen meiner scheinbaren Lieblosigkeit, wie hatte es sein tieffühlendes Herz verwunden müssen! In meiner Seele dagegen dämmerte, so wie er fern war, das Bewußtseyn meines Irrthums auf. — Ich sah, daß ich den Schutz da nicht fand, wo ich ihn so vertrauensvoll gehofft hatte; und mein Herz war es wohl zufrieden, daß mich mein Schicksal jetzt nach Rom zurückrief.

Dort angekommen, hörte ich, daß Guido auf einige Tage verreist sey. Welch hoher Künstler er aber war, erfahr ich erst jetzt; ich sah eine Gallerie, die er gemalt hatte, und die meine tiefste, entzückte Bewunderung hervorrief. Jetzt sehnte ich mich seinem Wiedersehen entgegen. —

Er kam zurück; — doch, ach! es war jetzt anders zwischen uns geworden. Sein einsames, von mir so grausam zurückgestoßenes Herz hatte sich jetzt widerstandloser in die Kreise einer gefährlichen Dame ziehen lassen, die zwar von hohem Range, doch von sehr gewöhnlichen Gesinnungen war. Indem er mich in der Gegenwart meiner vornehmen, ihm vorgezogenen Bekannten glaubte, strebte er, Ersatz suchend, sich dort anzuschließen. Und was der männliche Stolz will, meint er oft nur zu leicht erreicht zu haben.

Vielleicht, wenn ich ihm noch mit der vollen, innigen Wärme meiner Reue, mit dem Erkennen seines Werthes und meines Unrechts entgegen gekommen wäre: vielleicht daß unsre tiefverwandten Gemüther, beim ersten Sehen, einander wieder verstanden hätten! — Allein zum Unglück drängte man sich, mich von jenem neu ihn bindenden Verhältniß zu unterrichten, eh ich ihn selbst wieder sah.

Ein nie gekanntes Gefühl erwachte jetzt in mir; nie hatte er mir die leiseste Veranlassung gegeben, eine Andre mir vorgezogen, mir gleichgestellt zu glauben; und jetzt hörte ich dies mit klaren Worten! Ich fühlte die Heiligkeit unseres zarten, geistigen Bundes, fühlte, wie manches sich bietende, irdische Glück ich ihm aufgeopfert hatte; mein Herz klagte ihn an: — doch ich bedachte nicht, daß ihn Jene erst dann gefunden, als ich ihn verloren hatte.

So sahen wir uns wieder; beide verändert, beide in schmerzlicher Spannung gegen einander. Zwar rief die wahre Sympathie unsrer Wesen wieder den Reiz der Mittheilung zwischen uns hervor; allein Jedes glaubte von dem Andern große Vergütung fordern zu dürfen. Jedes war dem Mißtrauen empfänglich, ohne dies zu gestehen. Auf mir lastete bei dem leichtesten Anschein der Gedanke, mich einer minder Würdigen nachgesetzt zu sehen; und gleichwohl war ich zu stolz, ihm je durch den leisesten Vorwurf eine eifersüchtige Regung zu verrathen.

So ging eine qualvolle Zeit für mich dahin, gegen die ich bei niemandem Linderung suchen konnte. Sonst fand ich Trost über jede Kränkung in seinem Umgange, jetzt gegen wen sollt' ich über ihn, über mich selbst klagen?

Mit dir entzweit, du Seele meiner Seele,
Schein' ich mir mit dem bessern Selbst entzweit!
Mir ist, als ob die Luft zum Athmen fehle,
Und rings um mich nur düstre Einsamkeit.

Nicht mehr, wie sonst, erweckt der rothe Morgen
Zu frohen Schlägen mein beglücktes Herz;

Ach, ringsum zeigt er mir nur trübe Sorgen,
Und der belastenden Erinnrung Schmerz!

Zwar blieb das Recht mir; doch ich kann genießen
Des Sieges Frucht allein nicht, ohne dich!
Dein Blick muß erst die Wonne mir versüßen!
Die Freude selbst umfängt wie Trauer mich.

Gern will ich Unrecht haben, will verschmerzen
Mein Recht, sey nur versöhnt, geliebter Feind!
Ach, der bestochne Richter mir im Herzen
Ist ewig doch nur deiner Sache Freund.

Er forscht so lang, bis er den kleinsten Tadel,
Die kleinste Schuld in meinem Handeln fand,
Und triumphirt in deines Werthes Adel. —
— O, dann zum Frieden reich die liebe Hand!

So überwog nicht selten das Gefühl für ihn jede bittere Aufwallung. Zuweilen wiegt' ich mich in den seligen Traum, als sey noch Alles, wie es gewesen. —

Wenn ich dann eben ein recht herrliches Werk seines Genius gesehen hatte — und nun er selbst, der Hohe, so idealisch vor mir stand, dann war es mir oft, als müßt' ich vor ihm niedersinken! — dann — ach glückselige Schwärmerei! — ließ ich mich wohl neben dem Kamin, neben welchem er stand, auf die Kniee nieder, scheinbar beschäftigt, das Feuer anzuschüren; — doch ach! — nur um vor ihm zu knieen. — Wenn dann die Gluth mein zu ihm aufgewandtes Antlitz überstrahlte, so ahnete er wohl nicht, daß Andacht und Begeisterung für ihn meine Wangen röthete. —

Meine Schwärmerei für ihn war jetzt höher gestiegen als je; erregt durch die unvorsichtige Vermuthung einer irdischern, nähern Zärtlichkeit zwischen uns, und durch die von jetzt an immerwährende Furcht, ihn zu verlieren, im höchsten Reiz erhalten:

Nicht als Einen von der Erde Söhnen,
Nein, als Ersten von der Engel Chor,
Als das Urbild des Unendlichschönen
Stellte dich die Phantasie mir vor!

Süßes Lächeln, daß der Sieg nicht fehle,
Milderte des Glanzes Flammenspiel,
Der bezaubernd mir in Aug' und Seele,
Wie ein Tag des Paradieses fiel.

Hätte ich mich immer auf dieser Höhe der Empfindung erhalten können! Allein der allgemeine Hang der Menschen, das Edelverbundene zu entzweien, drängte sich in die einmal aufgerissene Spalte zwischen unsern Herzen. Man wußte durch so täuschende Umstände mich in die Sphäre des irdischen Verdachts herabzuziehen; das Gift, das ich aus den so oft wiederholten Reden in Florenz eingesogen hatte, wirkte jetzt nach, und vereinte sich mit jenem trügerischen Anschein. — Fiora, laß mich die einzelnen Umstände übergehen, die unsre gänzliche Trennung herbeiführten! Einer entsprang aus dem andern, — ach! und der schöne Ankergrund der Freundschaft und alles liebenden Glücks, das heilige Vertrauen zwischen uns, war untergraben. Auch in Guido erwachte, bei meiner Verstimmung das Andenken an mein früheres, kränkendes Verläugnen. — Wir trennten uns in der er-

schütterndsten Entzweiung; — und — wir haben uns nie wieder gesehen! — O Fiora, Fiora! —

Paola beugte sich erschöpft auf die Schulter ihrer Freundin; und noch einmal bei dieser Stelle von aller Gewalt ihres Schmerzes ergriffen, machte sie sich durch einen Strom von Thränen Luft.

— Zu spät erfuhr ich — nahm sie nach einer Weile wieder das Wort — wie Unrecht ihm mein Verdacht gethan; zu spät! Guido hatte Rom verlassen, und weite Fernen lagen bald trennend zwischen uns. — —

Vergebens rang meine reuevolle Sehnsucht, ihn wieder zu erreichen, als nun das volle Licht der Wahrheit über seine Tadellosigkeit hereinbrach; — doch, es ist eine schreckliche Erfahrung, daß wir ein Gut, welches wir blind von uns stießen, fast nie wieder erreichen. — Und gleichwohl fühlt' ich jetzt erst ganz, was er mir gewesen und wie sehr er mir angehört hatte. Gott! mit verzweiflungsvollem Schmerz empfand ich es.

Nicht zu gewinnen ein Herz, das uns wohl reizte, wir tragens;
Das zu verlieren, was wir reizten und liebten, das schmerzt!

Ein wüstes Meer lag nun das ganze, weite Leben um mich her; und wie ein schönes, blühendes Eiland ragte meine Vergangenheit daraus empor. Ein Anflug von Poesie schien mir damals gleichsam vom Himmel gesandt zu werden, die Schärfe meines Leids zu mildern; in jener Zeit dichtete ich das nachfolgende Lied, als ich, nicht mit Erbitterung,

aber mit bitterm Schmerz, an diejenigen dachte, die meinen unschuldigen Traum von Glück zerstört hatten.

Was zart und heilig im Verborgnen blühte,
O, warum rißt Ihr grausam es ans Licht?
Und dieses Herz, das rein und edel glühte,
Warum denn wollt Ihr, daß es blutend bricht?

Warum zerstörtet ihr den tiefen Frieden,
In dem ein himmlisch hehres Bild gewohnt?
War mir des Kummers nicht schon g'nug beschieden?
Ward so manch edler, schwerer Kampf belohnt?

War's nicht genug, uns aus des Lebens Fülle
Zu drängen in des Ideales Reich?
So trübt Ihr auch die innre, fromme Stille?
Ein schuldlos Glück erbebt als Schuld vor Euch!

Und Schrecklichstes! wenn, beim Verlust des Lieben,
Das bange Herz noch mit sich selbst zerfällt!
Wenn schwach, von fremder Willkür fortgetrieben,
Selbstvorwurf sich zum heißen Schmerz gesellt.

Grausame! habt Ihr Alles dann genommen,
Ein theures Gut, und des Bewußtseyns Ruh?
Der Sonnenstrahl, der kaum mir aufgeglommen,
Erlöschend senkt er schon der Nacht sich zu!

Doch immer kann der wilde Sturm nicht währen
In einer Brust, die treu das Gute wählt!
Und schwand das Glück, wird doch der Friede kehren,
Wo nur der Wahn, wo nicht das Herz gefehlt.

Und mindestens eine Vorbotin des Friedens, die sanftere Wehmuth, kam in mein zerrissenes Herz. — Ich konnte in der Länge das Leben in der Welt nicht ertragen, wo ich ehemals mit ihm gelebt hatte, und zog mich in diese gott-

geweiheten Mauern zurück. — Hier ist es stiller in mir geworden; und dich, meine theilnehmende Freundin, habe ich hier gefunden. Du, die mir noch den letzten Theil meines kampfvollen Pfades erleichtert. —

Gott hat mir noch die Gnade gethan, daß ich Guido's Spuren, in weiter Ferne, aufgefunden habe; daß ich wie sein schützender Geist ihn unsichtbar habe umschweben, in Stunden der Leiden ihm unerkannt Trost und Hülfe habe senden können! — Und — ich fühle es, — bald vielleicht — wird der Friede Gottes ganz zu mir niedersteigen! — und dort, in jenem Lande, wo Alles Klarheit ist, dort werden die getrennten Verwandten einander versöhnt, — selig wieder erkennen.

Paola schien in einer stillen, ahnenden Vorempfindung gesprochen zu haben; ihr tieffühlendes Herz war durch den tiefen Schmerz zernagt. Nur kurze Zeit nach dieser deutungsvollen Nacht kniete Fiora an dem Sterbelager der armen Paola, die bleich, einer gebrochnen Lilie glich, doch lächelnd ihrer Verklärung entgegen harrte.

In stiller Entzückung schien ihr Geist zuweilen voran hinüber zu dringen in die Gefilde des Lichts und das Wiedersehn mit dem himmlischen Geliebten zu feiern. Wie sollten jetzt erst die Worte der sterbenden Aebtissin durch beider gleiches Schicksal treffend werden:

— — — — —

— Neue, himmlische Gesänge
Mein entzücktes Ohr vernahm;
Und durch blüh'nde Myrthengänge
Mein geliebter Guido kam. — —

— Ihr stilles Grab umschlossen die Mauern des Klosters, das ihr im Leben eine Freistatt gegeben hatte.

Fiora war nun einsam. In stiller, ernster Trauer feierte sie das Andenken ihrer vorangegangenen Freundin; und ihr Sinn machte sich in dem Prüfungskampfe immer mehr los von dem Reiz, den das Leben stets für ihr lebhaftes Gemüth gehabt hatte. — Da ward sie in einer so stillen Stunde einst in das Sprachzimmer gefordert. Ein Fremder wünschte sie zu sprechen. — Es war — Müllinen, — der aus dem Kriege kehrte, — und, von dem Unglück der Nievergessenen hörend, eilte, sie aufzusuchen.

Zwar sagte er ihr nicht, daß er gekommen war, ihr seine Hand zu bieten, eh' er ihr unauflösliches Gelübde vernahm; allein nur zu wohl sagte ihr dies ihr Herz; ihre Prüfung war nicht geendigt; sie mußte fühlen, welch seliges Loos sie an der Seite dieses Mannes gehabt haben würde, dessen edle Treue Alles zu übertreffen schien. Er blieb fortan in ihrer Nähe und strebte, mindestens durch seine zarte Freundschaft ihr verfehltes Leben zu erheitern.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft sagte der großmüthige Walter von Müllinen zu Fiora, daß er ihr einen eben angekommenen Freund vorstellen werde, mit welchem er auf seinen Reisen einen innigen Freundschaftsbund errichtet habe. Der Fremde trat ein; und ein ahnendes Gefühl ließ Fioren bald in dieser edlen Gestalt, in diesen herzgewinnenden Zügen den Freund ihrer verklärten Paola erkennen. Er war es wirklich; die Zeit hatte bei ihm die Sache Paola's geführt. Er war von dem edlen Antheil unterrichtet worden,

womit sie in Stunden schwerer Leiden unerkannt ihm Beistand gesendet hatte, und mit offnen Vertrauen wandte er sich an sie. In Euch, ehrwürdige Frau, sagte er, darf ich wohl hoffen, eine Vermittlerin meines Irrthums zu finden. Schon in Rom vernahm ich von Eurer nahen Verbindung mit der edlen Paola, mit dieser Herrlichsten und Gefühlvollsten ihres Geschlechts, die ich Unglücklicher eine Zeit lang verkannte. Zu meinem Glück hat sie, wie ich zugleich erfuhr, den Schleier noch nicht genommen, ist noch nicht durch ein unauflösliches Gelübde an diese Mauern gebunden. —

Fiora schwieg; sie kämpfte mit sich, wie sie dem Mitleidswerthen die vernichtende Kunde geben solle; doch ihre hervorbrechenden Thränen verriethen nur zu bald die Wahrheit.

Erbleichend drang Guido mehr durch seine angstvollen Blicke, als durch Worte, auf nähere Erklärung. Ja, sagte sie endlich, sie ist dahin gegangen, wo ihr weit festere Mauern, als die unsers Klosters, die Rückkehr in die Welt verwehren, doch wo sie ein weit stilleres Friedensland umfängt.

— Erst spät erholte sich Guido von dem erschütternden Schmerze. Sein Genius nahm, von dort an, einen trauervollen, doch einen nur höheren Flug. Um Paola's Grab schwebte sein Geist, und mit den herrlichsten Werken seiner Kunst hat er die Kirche geschmückt, welche die Asche seiner unglücklichen Freundin umschließt.

VIII.

Die wandernden Verse.

Die Brunnenzeit hatte viel schöne Welt in dem romantischen Badeorte versammelt, der, in steigender Aufnahme, der Gäste jährlich immer mehr anzog. Eine der lieblichsten Blumen im Kranze der Damen war Eugenie von B., eine junge Wittwe von ansehnlichem Vermögen; noch reicher aber an Liebenswürdigkeit, an Talenten und geistreicher Anmuth.

Sie hatte sich ein kleines Haus, von einem lieblichen Gärtchen umgeben, ganz allein gemiethet, und lebte da so eingezogen, als es der gesellschaftliche Geist des Ortes nur gestatten wollte. Im gegenüberliegenden größern Hause dagegen wohnten nicht weniger als drei Liebhaber von ihr auf einmal beisammen. Der eine davon hieß Baron von Wahl, der andere Baron von Flachingen; und der dritte, Julius mit Namen, war ein kleiner blonder Lockenkopf, mit großen, freundlichen himmelblauen Augen, der dreijährige Sohn der Wirthsleute, der die fremde schöne Dame so lieb gewonnen hatte, daß er alle Tage wenigstens zwanzigmal zu ihr herüberlief, und sich in der holdseligen Freundlichkeit, womit sie ihn liebkos'te, so glücklich fühlte, daß er Vater und Mutter, ja oft selbst Essen und Trinken darüber vergaß. Man hätte glauben können, das schöne Kind sey der personificirte

Liebesgott, der unzertrennlich bei den beiden feurig liebenden Anbetern wohne. Diese Beiden hatten übrigens, außer dem gleichen Gegenstande ihrer Liebe, nichts Gleiches mit einander, als daß sie in gleicher Etage wohnten; — in Eugeniens Herzen dagegen standen sie keineswegs mit einander auf einer Höhe; denn der fade Flachingen war ihr eben so sehr zuwider, als sie sich unwiderstehlich von der interessanten Wahl angezogen fühlte. Ihrem ersten Gemahl war sie, noch halb ein Kind, ganz ohne Wahl und Neigung, nur nach Familienrücksichten übergeben worden, und hatte daher — wenn auch nicht unglücklich — doch auch nicht glücklich mit ihm gelebt. — Ihr jetzt erst erwachendes Herz fühlte nun das Verlangen zu lieben, und einem geliebten und liebenden Manne anzugehören; sie sehnte sich nach einer eignen Wahl, und kein Wunder wäre es gewesen, wenn der deutungsvolle Name des Barons ihre Vorliebe geweckt hätte.

Sie hatte diese Nacht unruhig geschlafen. Mancherlei Träume, bunt durch einander schwirrend, hatten ihre Seele beschäftigt; allein in allen war das liebenswürdige Bild Ferdinand's — dies war der Vorname des Freiherrn von Wahl, welchen Eugenie zufällig, ohne daß er es selbst wußte, erfahren hatte, vorherrschend gewesen. Er hatte sie am vorigen Abend aus dem Salon nach ihrer Wohnung begleitet. Wie sie nun beide so unter dem funkelnden Sternenhimmel gewandelt waren, da hatte sie am Arm des hohen schützenden Führers ein wunderbar wohlthuendes Gefühl von Sicherheit empfunden, und oft deutlich an seiner bewegten Stimme zu bemerken geglaubt, wie auch ihm ein höheres Gefühl für sie die Brust beklemme, — eine selige Ahnung, zu welcher

sie schon oft seine Blicke, sein ganzes Betragen berechtigt hatten.

Mit rothen, durch den unruhigen Schlaf erhitzten, Wangen trat sie in den duftenden Garten heraus, ähnlich dem Morgen selbst, der die thaufunkelnden Blumen und Blüthen mit frischeren Farben schmückte. Sie hatte heute nicht nach dem Brunnen gehen wollen; sie fühlte sich zu angegriffen nach der ruhelosen Nacht, um dem wahrscheinlichen Begegnen des Heimlichgeliebten so früh schon entgegenzugehen, ehe sie Zeit gehabt, einige Fassung zu sammeln. Sie ging nach der anmuthigen rundgewölbten Laube, wo sie zu frühstücken, und sich dabei ihrer Lieblingsbeschäftigung, des Lesens oder Schreibens, zu überlassen pflegte. Die Morgenluft spielte, als sie so zwischen den blühenden Stauden dahinging, mit ihrem einfach weißen, doch eleganten Morgenanzuge, und mit den finstern, heut nur nachlässig aufgeschürzten Locken.

Schwermüthig setzte sie sich in der Laube auf einen überblühten Sitz, und stützte das liebliche Haupt in die Hand. Der aromatische Geruch des Kaffee's, der selbst den Jasmin und Jelängerjelieber der Laube überduftete, und den sie sonst sehr liebte, war heut nicht im Stande, sie aus ihren tiefsinnigen Träumereien zu wecken. Sie dachte sich nämlich die Möglichkeit, doch wohl zu irren! — von ihm, von dem einnehmendsten der Männer doch wohl übersehen zu seyn; — denn wann ist wahre Liebe ganz von Zweifeln frei?

Leise Thränen rannen bei diesen Betrachtungen über die zarten Wangen; sie zog ihr Taschentuch hervor, um sie zu trocknen, und ließ es dann, nachlässig in den Händen haltend,

in den Schoos sinken. Während nun ihre Blicke so verloren auf dem feinen Tuche ruhten, — da bemerkte die weibliche Ordnungsliebe (die sich oft selbst mitten durch die Zerstreuung der Leidenschaft geltend macht) — daß dies Tuch nicht das ihrige sey.

Und dies verhielt sich nämlich so: Eugenie und Baron Wahl hatten, als sie gestern Abend im Salon neben einander saßen, und allzusehr vertieft in das wechselseitige Gespräch waren, beide ihre Taschentücher auf den Sitzen liegen lassen; der dienstfertige flinke Marqueur hatte sie ihnen zwar gleich nachgetragen, und noch am Ausgange überreicht, aber nicht, wie er meinte, Jedem das seine, sondern Jedem das des Heimlichgeliebten. —

Eugenie sah, ahnend den Zusammenhang, auf die Ecke des Tuchs und fand ein W. darin gezeichnet. — Seltsamer Zufall! rief sie aus, indem ein leichtes Erröthen ihr liebliches Gesicht überflog, muß mich denn heut Alles an ihn erinnern? an ihn, den ich vielleicht lieber vergessen sollte! —

Doch trocknete sie, — in Gedanken, — gleich noch einmal die schönen Augen mit dem Tuche des gefährlichen Freundes; — und drückte es, — ebenfalls in der Zerstreuung, — mit einer leisen Bewegung — an die zarte aufwallende Brust.

Da sprang plötzlich der kleine blauäugige Amor in die Laube, ein weißes halbbeschriebenes Blatt in der Hand, das er wie triumphirend in die Höhe hielt, und dabei rief: Da bring ich dir wieder etwas, liebe Dame!

Er pflegte nämlich Alles, was ihm nur in den Weg kam und irgend hübsch dünkte, zu Hause fortzutragen und zu

Eugenien zu bringen, die nur immer zu thun hatte, diese gar nicht abzuwendenden Zeichen seiner Liebe wieder hinüber zu schicken.

Dießmal war sie nicht so ehrlicher Gesinnung; denn als sie kaum einige Zeilen von den Versen gelesen hatte, die auf dem Blatte standen, und die: An Eugenien überschrieben, keinen Zweifel über die Eigenthümerin ließen, als sie den Inhalt zu anziehend fand, um ihn zurückgeben zu wollen; so nahm sie, im Gegentheil, den kleinen Entwender auf ihren Schoos, drückte das Lockenköpfchen und das rosige Aepfelgesichtchen an die Brust, und überhäufte den erfreuten Liebling mit Küssen und Liebkosungen. Wenn jetzt ein Maler in die Laube geblickt hätte, er müßte ein treffliches Modell für die Göttin von Paphos und ihren schönen Sohn, in diesen Beiden gefunden haben.

O Gott! rief jetzt Eugenie, als ihre freudige Ueberraschung endlich Worte gefunden hatte, — ich Glückliche! Ja, es ist kein Zweifel, es ist von ihm, dies zarte, seelenvolle Gedicht, obgleich sein Name nicht unterzeichnet ist, — ganz trägt es seinen Charakter! — Nicht wahr, mein Julius? wandte sie sich wieder liebkosend zu dem Kleinen, du bringst mir das von dem Baron?

Ja, von dem Baron, — wiederholte das Kind, und sah sie dabei mit den großen blauen Augen so treuherzig an, daß es ihr war, als versichere sie der Mund der Unschuld ihres Glücks. — Vorsichts halber fing sie aber doch an, ihn um die näheren Umstände zu befragen, und der kleine Getreue berichtete nun, in seiner gebrochenen Mundart, wie der fremde Herr vorhin unter der Acacie im Hofe geschrie-

ben habe, dann Besuch gekommen sey, und, während er diesem entgegengegangen, und mit ihm gesprochen habe, das Blatt vom Winde weggeführt worden sey; er, Julius, habe es aufgefangen, und sey geschwind damit herübergelaufen.

Und der Baron hat es wirklich geschrieben? fragte Eugenie nochmals.

Ja, ja, der Herr Baron! versicherte der Kleine wieder, und nickte dabei bekräftigend mit dem lockigen Köpfchen.

Nun entstand freilich die bedenkliche Streitfrage: Welcher von den beiden Baronen? da es der unangenehme Flachingen nicht minder war, als der anziehende Wahl, und beide nur unter dieser Benennung dem Kinde bekannt waren. — „Nicht wahr, der mit der schwarzen Kleidung?" fragte Eugenie.

Ja, ja! antwortete Julius freudig, gerade der!

Mit den braunen Haaren? fuhr die tiefdenkende Inquisitorin fort. —

„Ja! rief der Befragte immer eifriger — der Große, Schöne — er hat — wart, ich will ihn gleich noch einmal ansehen!

Damit sprang der kleine unstäte Liebesgott hinweg, und wieder nach seinem älterlichen Hause hinüber, um treuherzig die gewünschten Merkzeichen einzusammeln; ehe sich die zerstreute Liebende nur besann, ihn zurückzurufen, war er schon außerhalb der Gränzen ihres Gebiets; zum Glück hatte sie seine letzten Worte nicht gehört, sonst hätte sie wohl sein Beobachtungsplan sehr geängstigt; und zum Glück traf er auch keinen der zu beobachtenden Herren mehr zu Hause.

Als sich Eugenie aber recht besann, fiel es ihr ein,

wie sie doch eigentlich den Kleinen um gar nichts recht Bezeichnendes gefragt hatte; denn schwarz gekleidet gingen zuweilen beide; hatten auch beide braune Haare, und waren groß von Wuchs, und ob der Schönheitsgeschmack ihres kleinen Lieblings gerade mit dem ihrigen übereinstimme, das war doch auch nicht eben ausgemacht; vielleicht hielt er den faden Flachingen für schön, und er war der Schreiber gewesen! — „Doch nein! nein, das ist nicht möglich!“ rief sie aus. Es muß von ihm, von ihm seyn, das zartsinnige, herzvolle Gedicht, zu wahr spricht sich sein ganzes Wesen in jeder Strophe aus! — Und — so entschieden erklärt er mir die zärtlichste Liebe in dem Gedicht? — Nein, undankbar wär' ich gegen das Schicksal, und gegen ihn, wenn ich die Hand eines solchen Mannes ausschlagen wollte! — Nein, wahrlich, hat der Liebesgott dein Herz getroffen — fügte sie lächelnd hinzu, das Gedicht wieder überblickend — so traf er auch das meine! — Bei Gott! ich glaube, mich selbst ergreift die poetische Laune! Laß sehen, Eugenie! auch dir waren ja sonst die Musen zuweilen hold; ob dir nicht eine Antwort auf die lieblichen Verse glücken sollte. Sie dichtete, und las die Verse halblaut, sich selbst oft mit Ausrufungen unterbrechend. —

Eugenie glaubte, wie es sich versteht, allein zu seyn, als sie diesen vielhaltigen Monolog aussprach; allein den einen ihrer Anbeter hatte die Ungeduld, die schöne Nachbarin zu sehen, nicht allein schon aus seinem Hause, sondern herüber auf ihr Gebiet geführt. Und da man, um in ihre kleine Wohnung zu gelangen, durch den Garten gehen mußte, so trat er in dies morgentlich blühende Heilig-

thum, und nahte sich der Laube, als er etwas von Eugeniens weißem Gewand daraus hervorschimmern sah; als er aber ihre begeisterten Ausrufungen über das Gedicht hörte, so blieb er unwillkürlich in freudiger Ueberraschung stehen, und hörte mit verzeihlicher Neugier Alles an, was sie darüber sagte, und was sein Herz mit doppeltem Entzücken füllen mußte, denn giebt es wohl einen glücklicheren Zustand, als wenn der Sieg des Dichters zugleich den Sieg des Liebhabers entscheidet? Der Hörende glaubte in diesem Falle zu seyn.

Es war aber — — nicht der erwählte Wahl, sondern — der gute, für so flach gehaltene Flachingen! — In ihm erhob sich jetzt, mit dreister Zurechnung, der Stolz des Dichters, mit der Beseligung des Liebhabers zugleich; o Macht der Dichtkunst! rief er für sich aus; wie schnell weißt du doch die Gefühle eines verstellten Weiberherzens zur Sprache zu bringen! Wie stellte sie sich immer gleichgültig und abgemessen; und jetzt mit einem Mal das völlige Geständniß? Glücklicher Einfall, daß ich versuchte, ihr mein Herz in Versen zu offenbaren!

Als sie aber die Feder niederlegte, und nun das feine weiße Blättchen mit ziemlicher dichterischer Zufriedenheit durchlief, — das so zart war, als ihre Empfindungen; — da trat der glückliche Dichter selbst hervor, mit freudeglänzendem Gesicht — und fragte, wie sie geschlafen? und — nicht ohne Bedeutung — wie sie den Morgen hingebracht? — Ihr mit klaren Worten merken zu lassen, daß er ihr Geständniß gehört, erlaubte ihm die Artigkeit nicht.

Die holde Dichterin blickte aber höchst unangenehm überrascht auf, bei der liebreichen Begrüßung ihres Kunstver-

wandten, und rief unmuthig bei Seite: O fatal! muß der mich eben stören!

Ihm aber antwortete sie sehr kalt, daß sie gut geschlafen, und sich so eben in der Einsamkeit recht wohl befunden habe. —

O das glaub' ich, flüsterte der Dichter für sich. — Aber sie ist sichtbar betroffen, in dieser Stimmung überrascht zu werden. — Und wie, meine Gnädige — Verzeihung meiner Theilnahme! — haben Sie sich denn diesen Morgen über beschäftigt? —

Das — das, erwiederte Eugenie — zerstreut vor sich niederblickend, — kann ich so eben nicht sagen. —

O die liebliche Schüchternheit! rief Flachingen für sich; — sie schämt sich ihrer holden, zärtlichen Regungen. — Vielleicht, meine gnädige Frau — fragte er mit schlauem Lächeln, vielleicht mit Poesie? — sie scheint großen Reiz für Sie zu haben. —

Ja! ja mit Poesie! rief Eugenie ärgerlich ausbrechend — und Reiz, den hat sie auch für mich! denn ein geistreiches Gedicht von wenigen Strophen ist mir zehnmal lieber, als ein stundenlanges fades Geschwätz!

O glücklicher Flachingen, jauchzte der Dichter in seinem Innern; und laut sprach er, sich mit galanter Kühnheit der Dame nähernd: Nun dann, meine schönste gnädige Frau! so hören Sie denn, was ich längst habe sagen wollen! — so lassen Sie die Poesie — —

In Wirklichkeit übergehen! — hatte er eigentlich sagen wollen; allein die Kunstfreundin wandte sich so ungeduldig von ihm ab, daß ihm das Wort im Munde stockte; „nein,

ich kann den unerträglichen Menschen jetzt nicht länger dulden," rief sie bei sich, „jetzt gerade, in dieser schönen heiligen Stimmung!" —

Und als nun Flachingen, mit immer steigender Kühnheit, ihre ergriffene Hand festhielt, und so überzärtlich küßte, da hielt sie sich nicht länger; heftig riß sie sich los, und, unter der Versicherung, daß sie heftigen Kopfschmerz habe, und heut Niemand sprechen könne, eilte sie in das Haus, die Thür hinter sich schließend.

Da flieht das holde verschämte Kind! lächelte Flachingen, ihr nachblickend. — O wie doch Sittsamkeit das weibliche Geschlecht verschönert!

Aber so entrüstet hatte Eugenie'n Flachingen's Kühnheit, daß sie bei der Eile ihrer Flucht selbst das köstliche Blatt zurückgelassen hatte; den unwiderlegbaren Zeugen ihrer Gefühle für den Dichter, für den sie freilich den heimlichgeliebten Wahl hielt. Denn Flachingen dafür zu halten, war ihr auch nicht im Traume eingefallen; weßhalb sie auch seine Anspielungen so gar nicht verstanden hatte. Dieses Kleinod fiel nun unmittelbar in die Hände ihres entzückten Anbeters. Von der Fliehenden fielen seine Augen sogleich auf diese Trophäe seines Siegs; er las: An F. — — Flachingen! ergänzte der Entzückte, nach aller Wahrscheinlichkeit; die Schreiberin hatte freilich eigentlich: An Ferdinand damit gemeint, und in dem Sinn zarter Liebe, selbst der leblosen Feder nicht einmal den geliebten Namen ganz anzuvertrauen gewagt.

Flachingen las weiter, und fand ganz die treue Beantwortung seines Gedichts in den nachfolgenden Strophen:

„Hat der Gluthpfeil dich getroffen,“
(Flachingen hatte diese Idee in seinen Versen geäußert.) —

„O er traf auch mich zugleich!
Laß denn, laß vereint uns hoffen
Eines milden Gottes Reich!“

Wenn dies nicht bestimmt gesprochen hieß, so war es nichts in der Welt, und man durfte nicht weniger eigenliebig seyn, als es der gute Flachingen im Grunde war, um seine ausgesprochenen Wünsche für völlig erwiedert zu halten.

Sorgfältig barg der Glückliche das theure Blatt in seinem Portefeuille, und wandelte in dem behaglichen Gefühle seines ganz gesicherten Besitzthumes vor der Wohnung der Erwählten hin und wieder! als auch sein Nebenbuhler mit der unruhigen Eile der Liebe in den Garten trat, und auf die Wohnung zuging. —

Allein Flachingen trat ihm in den Weg, und fragte mit entschiedenem Tone: Wohin so eilig, Baron Wahl?

Zu Frau von Berg, Baron Flachingen, erwiederte jener eben so bestimmt.

Ist nicht zu sprechen, erklärte Flachingen im vorigen Tone.

So? haben Sie vielleicht schon diese Erfahrung gemacht? frug Wahl mit einem, beinahe etwas spottenden Lächeln.

Ich nicht, rief der gereizte Flachingen, ich habe sie so eben gesprochen.

Und darf ich dann fragen, sagte Wahl, ebenfalls scharf, welches Recht Sie haben, mir das Glück ihres Anblickes so ganz abzusprechen?

Welches Recht? Es giebt Rechte in der Welt, lieber Wahl, — sagte nun Flachingen geheimnißvoll, die mehr noch, als durch persönliche Vorzüge, wie Liebenswürdigkeit, äußeres Ansehen u. s. w., durch Talente schnell hervorgebracht werden. So darf ich sagen, daß ich nie bei Damen unglücklich gewesen bin, indem ich — —

O der entsetzliche Narr! — rief Wahl ungeduldig für sich, — daß er mich eben jetzt mit seinem Geschwätz aufhält! — Recht gut, lieber Flachingen! setzte er laut hinzu, sprechen wir ein andres Mal davon! jetzt muß ich eilig zu Frau von Berg.

Mit diesen Worten wollte er in Eugeniens Wohnung; allein Flachingen vertrat ihm förmlich den Weg, und rief mit Autorität: Ich habe Ihnen gesagt: das können, das dürfen Sie jetzt nicht!

Das geht zu weit! rief Wahl; noch einmal jetzt im Ernst! welches Recht haben Sie in diesem Tone zu sprechen?

Ich habe nur das kleine Recht, erwiederte Flachingen langsam und betonend — daß Eugenie seit einer halben Stunde als meine Braut zu betrachten ist. —

Ist das zum Lachen, oder zum Rasendwerden? rief Wahl halblaut für sich. —

Der arme Mensch, er könnte es sich wirklich zu Kopfe ziehen, sagte Flachingen für sich; ich will ihm nur lieber Alles deutlich eröffnen. — Hören sie doch, Lieber, Bester; — ich habe Frau von Berg meine Liebe in einem Gedichte ausgedrückt.

In einem Gedichte, Sie? — frug Wahl, in dem für

diesen Augenblick das Lachen die Oberhand über den Aerger zu gewinnen schien.

Ja doch, Lieber! — fuhr Flachingen fort, Sie entsinnen sich vielleicht der Stelle aus einem älteren Dichter:

„In Versen, mein Ismen, in Versen schreib' an sie!
Siegst Du durch Verse nicht, Ismen, so siegst Du nie!"

Aber bemerken Sie auch, sagte Wahl, daß der geist- und witzreiche Gellert dieß nur im Scherz gesagt hat; und erinnern Sie sich auch der Antwort, die der dichtende Ismen erhalten hat? *)

Auf mein Gedicht, erwiederte der Erzähler, ohne sich an Wahl's Belesenheit zu kehren, hab' ich die schmeichelhafteste Antwort erhalten. Ganz unverhehlt hat mir die schöne Frau die allerzärtlichsten Regungen für mich eingestanden; sie —

Tod und Teufel! brach hier Wahl aus, bei dem der Ernst wieder furchtbar die Oberhand gewann, — was sprechen Sie da für unsinniges Zeug? von einer Dame — die — ich ehre.

Bester Baron, fassen Sie sich doch, bat Flachingen — Mein Glück — mein Gedicht — —

O ich will auch dichten! unterbrach Wahl ihn wild — Auf: Wahl reimt: Stahl!

Was wollen Sie damit sagen? frug der glückliche Liebhaber ganz betroffen — — —

*) Diese Antwort lautet in dem Gellertschen Gedicht wörtlich: Mein Herr, Sie sind nicht klug.

Nun wenn das noch nicht deutlich genug gesprochen ist! rief der ergrimmte Wahl! — das will ich damit sagen, daß Sie sich mit mir schlagen müssen!

Aber, mein Gott! rief Flachingen ängstlich, was kann ich denn dafür, wenn ich es nun aus ihrem eigenen Munde gehört, ja von ihrer eigenen Hand geschrieben bei mir habe? —

Er langte bei diesen Worten schon nach dem sorgfältig verwahrten Blatte.

Von ihrer Hand? Geschrieben? tobte Wahl, und riß dem bestürzten Flachingen das Blatt aus der etwas bebenden Hand, das dieser nun aus seinen Hüllen herausgewickelt hatte.

Aber Todesblässe bestreifte das Gesicht des Lesenden, als er nun wirklich Eugenien's Handschrift erkannte, die er schon bei einer zufälligen Gelegenheit gesehen, und mit der Gedächtnißtreue der Liebe sich eingeprägt hatte. —

Es ist wohl besser, den Ungestümen jetzt allein zu lassen, sagte Flachingen für sich; denn in der Leidenschaft kennt sich der Mensch selbst nicht. —

Er entfernte sich bei diesen Betrachtungen behutsam aus dem Garten.

Seine Leidenschaft für Eugenien nämlich war nicht so stark, daß er sein Leben, — welches er überhaupt in ziemlich hohem Grade liebte, — deßwegen hätte in Gefahr setzen sollen; ihrer persönlichen Annehmlichkeiten sowohl, als ihres Vermögens wegen, schien sie ihm eine vortheilhafte Parthie. Vorzüglich aber spornte ihn seine Eitelkeit zu der Bewerbung; denn da er sich bei Damen überhaupt für unwiderstehlich

hielt, so war es ihm jetzt darum zu thun, bei der für so geistvoll bekannten Eugenie einmal eine recht glänzende Eroberung zu machen, — und ihres Geistes wegen war er auch auf den Einfall gekommen, sich in der Dichtkunst zu versuchen, und so gleichsam durch die Defileen des Geistes die Festung ihres Herzens zu überraschen.

Jetzt, als er sich von dem schlaglustigen Wahl entfernt, dachte er darauf, lieber zu einem Rechtsgelehrten zu gehen, und mit diesem zu überlegen, was etwa in der Sache zu thun sey? der gefälligen Feder mehr vertrauend, als dem starren, unbiegsamen Degen; auch beiläufig das Ohngefähre des Ehecontracts zu besprechen.

Wahl indeß blieb, alle Furien der gekränkten, der verzweifelnden Liebe in der Brust, auf der Stätte zurück, wo er den Todesstreich aller seiner Hoffnungen empfangen hatte. Zehnmal durchlas er das verhängnißvolle Blatt, und mußte sich immer von neuem überzeugen, daß die verhaßte Nachricht kein Traum sey. — „Nein, ist es möglich?" rief er — kämpfend zwischen Schmerz und Erstaunen, — „ist es möglich, daß diese so geistreiche, so gefühlvolle Frau den faden, eingebildeten Geck lieben kann? — Und wie er zu einem so guten, ihr Herz gewinnenden Gedicht gekommen seyn soll? begreif' ich auch nicht! — O Gott, Eugenie!" brach er dann wieder in rührender Wehmuth aus, — „ich liebte dich so aufrichtig und wahr! und du hast so grausam gespielt mit meinem Herzen? Warum erwecktest du fruchtlose Hoffnungen in mir? — O Gott, wie schwärmte ich noch vor einer Stunde für dich! — Dies theure Pfand, dies Tuch" — er zog dabei Eugeniens Taschentuch aus dem Busen,

wo er es nahe, dem für sie glühenden Herzen bewahrt hatte. — Auch ihm war diesen Morgen die Verwechselung bemerkbar geworden, doch nur an der in die Augen fallenden Stikkerei. — „Ich kam", fuhr er fort, „nicht, um es dir zurückzugeben, — nein, um es als unschätzbares Geschenk von dir zu erbitten! — Jetzt geh' nur hin, leichtes Gespinnst! so leicht als der Sinn deiner Besitzerin!"

Er ließ bei diesen Worten, mit einem Rückfall von Wuth, das Tuch aus einander flattern, es nur noch an einem Ende festhaltend; die Luft entfaltete es, und — heraus flog ein beschriebenes Blatt.

Schnell beugte sich der Liebende darnach, und mit ängstlicher Hast überflog sein Auge das Blatt; doch ehe er noch Geduld gewann, die darauf stehenden Verse zu lesen, war schon die Ueber- und Unterschrift hinreichend, ihn — furchtbar zu beschäftigen. An Eugenien lautete die Ueberschrift, und mit einem zierlichen: „von Flachingen" war es förmlich unterzeichnet. —

Also," — rief Wahl — „so theuer sind ihr seine Zeilen, daß sie sie unzertrennlich in ihrem Taschentuche verborgen mit sich herumträgt. — Nun, so laß doch sehen, worin der Zauber dieser Verse liegt!" — Und mit vorsätzlicher Geduld las er die ganzen vier Strophen des Gedichts. — „Nun, bei Gott!" rief er dann, und lachte bitter auf, — „wenn solche Poesie dein Herz gewinnen kann, Eugenie, so hätt' ich es wohl auch wagen können, dir meinen unbedeutenden Versuch zu überreichen; er schien mir zu schlecht, doch solchen Wettstreit hätte er allenfalls bestehen können." —

Während sich der unglückliche Liebhaber so mannichfach

abmühte und quälte, war Eugenie in der Haft ihres Zimmers durch die Nähe des so verhaßten Flachingen, gleichsam wie in einer eingeschlossenen Burg gehalten worden; als sie, durch die Gardinen lauschend, gewahr ward, daß sich die handelnden Personen auf dem blühenden Schauplatz verändert hatten, und statt jenes abstoßenden, ein anziehender Gegenstand aufgetreten war; da war der Kopfschmerz gleich so artig sich zu empfehlen; sie warf ihren leichten Morgenshawl recht malerisch um sich, und erwartete Wahl's Eintritt jede Minute. —

Als er aber nicht kam, als sie, wieder durch's Fenster blickend, ihn in so sichtbar unruhiger Bewegung sah, da überwand die wahre Neigung, die sie für ihn hatte, jede weiblich-furchtsame Bedenklichkeit, und sie eilte hinab, ihm theilnehmend Beruhigung zu bringen.

Allein ganz verwundert war sie, als sie im Nahekommen sah, daß sich diese leidenschaftlich-unmuthige Stimmung gegen sie kehrte. Mit auffallender Kälte grüßte er sie, und bat um Verzeihung, daß er sie in ihren — wahrscheinlich dichterischen Morgenbetrachtungen störe, da sie, wie er unläugbare Beweise habe, die Dichtkunst sehr liebe. —

O ja, die Dichtkunst lieb' ich allerdings, lächelte Eugenie, ganz befremdet über den sonderbaren Eingang.

O der glückliche Dichter! rief Wahl, dem es vergönnt ist, seinem Gefühl auf diese Art wirksamern Ausdruck zu geben!

Wohl! versetzte Eugenie, mit einem leichten Erröthen, — ist dies nicht die zarteste Sprache für tiefe, heilig bewahrte Gefühle?

O herrlich!! rief der Verzweifelte mit seinem bittern, beinahe wilden Auflachen, — und der zugleich die edle Dreistigkeit besitzt, sein schönes Machwerk der Gefeierten zu überreichen! —

Immer verwunderter über die seltsamen Reden, blickte Eugenie den Sprechenden an; mancherlei Möglichkeiten durchkreuzten sich in ihren Gedanken. Sollte ihr Blatt in seine Hände gefallen seyn und ihm den Besitz des seinen verrathen haben? — Allein wie könnte er deßhalb so böse seyn? — Die Sorge um dies vorhin in der Eil vergessene Blatt hatte sie schon oben beschäftigt, und gleichwohl traute sie sich jetzt nicht, von Wahl zu gehen und es zu holen. — Auf jeden Fall machte die Furcht, ihm wehe zu thun, daß sie halbschüchtern sagte: Zuweilen führt auch die Luft des bescheidensten Dichters Werk in die Hände der Freundin. —

Die Luft! die Luft! lachte Wahl noch wilder, — und die Luft birgt es auch wohl sorgfältig-zärtlich in die battistnen Taschentücher?

Nein, ist er denn ganz wahnsinnig geworden? dachte Eugenie für sich; gleichwohl der sichtliche Anblick, wie sehr er litt, wie die tödtliche Blässe des zerreißendsten Schmerzes immer einmal über das andere sein Gesicht überzog, hielt jeden Ausbruch von Empfindlichkeit in ihr zurück, und sie sagte mit der mildesten, gefühlvollsten Stimme: Lieber Baron, — um alles in der Welt —? —

„O nicht diese Sanftheit, gnädige Frau!" — unterbrach sie Wahl mit nicht mehr zurückzuhaltender Heftigkeit, sprechen Sie unverstellt mit dem Manne, dem Sie das Herz zerrissen haben, den Sie mit diesen falschen einschmei-

chelnden Sirenentönen zu Hoffnungen erweckt hatten, die Sie nun schonungslos einem Elenden, einem Ihrer ganz unwürdigen Thoren zum Opfer bringen! —

Nein, das ist zu arg! rief Eugeniens Ehrgefühl bei allen diesen beleidigenden Worten. — Baron, sagte sie mit Würde, — auf solche Sprache hab' ich keine Antwort; — und zugleich wandte sie sich ernst von ihm hinweg, zu gehen.

Nun hier — rief er — doch etwas bestürzt durch ihr beleidigtes Abwenden — hier ist ja das fluchwürdige Zeugniß meines Unglücks!

Er reicht ihr dabei das Blatt hin: allein Eugenie wollte nicht darauf achten, sondern verfolgte ihren abgewandten Weg. O Gott, Eugenie, rief er nun, überwältigt, mit dem hinreißenden Tone der wahrsten, tiefsten Leidenschaft — wende Dich nicht so von mir, Weib, um das ich mein Herzblut hingegeben hätte! und verzeih', wenn der Schmerz, mich von Dir verstoßen, verrathen zu sehen, meine Ausdrücke minder schonend machte!

Diese Worte, diese Stimme wirkten auf das Herz der Beleidigten. Sie warf die Augen auf das Blatt, von dem sie Aufschluß erwartete; sein Inhalt zog sie an; unwillkürlich spielte eine Anwandlung von Lachen um den reizenden Mund, als sie es durchlas; allein schnell durchdrang ihr weiblicher Scharfsinn den ganzen Zusammenhang; Flachingen hatte nämlich, nach seiner Meinung sehr sinnreich, den Abend vorher im Salon sein Geistesproduckt in Eugeniens Taschentuch verborgen; und dies war, ohne daß die Arme ein

Wort davon erfuhr, durch die Verwechslung des Marqueurs in Wahl's Hände gekommen.

Und nun, da ihr wieder leicht um das Herz war, sann sie auf eine schelmische Strafe für den eifersüchtigen Liebling, der sich in seinem übereilten Argwohn ein so ungerechtes, so beleidigendes Betragen gegen sie erlaubt hatte.

„Ei, seht, das wußt' ich nicht, Sie haben heißes Blut!“ sagte sie leise für sich, — und das muß anders werden. — Er hatte ihr aber auch zugleich in dieser Aufregung das förmlichste, bündigste Liebesgeständniß gethan, das ihre heimliche Sehnsucht bisher nur hatte wünschen können, und dies milderte seine Strafe in Etwas.

Alles Lachen schnell unterdrückend, sagt sie, das Blatt sorgfältig zusammenlegend: Ja, ich läugne nicht, daß dies Gedicht außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht hat; allein auch außerdem würde Baron Flachingen ohne Zweifel mein Herz gewonnen haben. —

Wie? wirklich? — O ich Unglücklicher! brach Wahl wieder aus.

Wollen Sie mich ruhig anhören, Baron? oder soll ich mich entfernen? fragte Eugenie wieder mit imponirendem Ernst — und der zerknirschte Wahl schwieg ehrerbietig.

Baron Flachingen, fuhr sie fort, besitzt solche Eigenschaften, wie sie zu dem Glück einer Gattin erforderlich sind: Er ist sanftmüthig —

Wahl seufzte betroffen.

Er ist von keiner tollen Eifersucht geplagt; von keiner übereilten Hitze, — denn glauben sie wohl, Baron, daß ein

Betragen, wie das Ihrige vorhin, geeignet sey, ein fein fühlendes, wohlerzogenes Weib glücklich zu machen?

Wahl, die Wahrheit des Vorwurfs fühlend, erröthete jetzt eben so sehr, als er vorhin vor Zorn und Schmerz erblaßt war.

Hören Sie jetzt sein inhaltvolles Gedicht! beschloß Eugenie — dieß hatte die Schelmische noch als härtesten Strafpunkt für ihn aufgespart und als Büßungsprobe für seine reumüthige Geduld.

Sie las mit Pathos und verstelltem Wohlgefallen Flachingen's Gedicht:

Es ist nicht gut, mein schönes Kind,
Daß so allein du lebst.
Drum rieth ich dir, daß du geschwind
Mir's liebe Händchen gäbst.

Dich aus dem traurig led'gen Stand
Zu führen; glücklich dich
Zu machen; mit dem Rosenband
Zu fesseln, schickte mich

Hierher der Liebesgott nach Brauch;
Geworfen sein Geschoß
Hat er auf mich; auf dich doch auch?
Das ist des Schicksals Loos.

Und daß du sieh'st, ich spreche wahr
Vom süßen Eheband;
So stell ich von Person mich dar,
Und bitt' um deine Hand.

Wahl's richtiges ästhetisches Gefühl litt beinah eben so viel bei diesem Vortrag, wie sein Herz, doch heldenmüthig bestand er die Probe der Büßung. — Eugenie, davon gerührt, und den größten Beweis wahrer Liebe in seiner Selbstverläugnung erkennend, sagte nun milder: Und glauben Sie wohl, lieber Wahl, daß Flachingen in wüthender Eifersucht entbrennen würde, wenn ich z. B. ein anderes Gedicht empfangen und dieß poetisch beantwortet hätte?

Sie ging bei diesen Worten schnell in die Laube, — der sie sich im Sprechen genähert hatten — um ihr Blatt zu holen, — und das seinige hervorzuziehen, denn sie hatte dies, nicht minder zärtlich schwärmend als ihr Liebhaber, nahe dem Herzen geborgen; daß sie das ihrige nicht fand, störte sie in diesen erhabenen Augenblicken nicht, sie wußte es auswendig, oder besser, nach französischer Mundart zu reden: par coeur. —

Sie hielt den Ueberraschten sein Blatt vor die Augen, das die folgenden Strophen enthielt:

Ist die Freiheit mir entrungen?
Sie, des Mannes Ruhm und Heil?
Ach ich fühl's! er ist gedrungen,
Tief ins innre Herz, der Pfeil!

Und ich kann nicht mehr gesunden. —
Doch, sind Ruh' und Freiheit hin,
Fänd' ich lindernd meine Wunden,
Eine milde Herrscherin!

Auf dieß Gedicht paßte nun unstreitig noch weit mehr als auf jenes, Eugeniens Antwort:

Hat der Gluthpfeil **dich** getroffen,
O er traf auch **mich** zugleich!
Laß dann, laß **vereint** uns hoffen
Eines milden Gottes Reich!

Wenn ich nun, sagte **Eugenie** lächelnd, während sich des Erstaunten Blicke auf seine Handschrift hefteten, auf dieß Gedicht antworte:

Hat der Gluthpfeil **dich** getroffen?
O er traf auch **mich** zugleich.

Wie ein Nebel schien es jetzt von den Augen des Verblendeten niederzufallen, und der Blick innigster Liebe, den **Eugenie** auf ihm ruhen ließ, vollendeten seine Enttäuschung. Er stürzte ihr zu Füßen, und Entzücken, Reue und Beschämung sprachen wechselnd aus ihm; als sich, doch nur halblaut und schüchtern, noch der einzige Zweifel erhob: Wie doch ihr Gedicht ganz deutlich mit einem F., folglich **Flachingen**, überschrieben gewesen sey.

O **Ferdinand**! rief **Eugenie** mit dem Accent der tiefsten, seelenvollsten Zärtlichkeit; wie seyd ihr Männer doch so ganz unfähig, ein liebendes weibliches Herz zu verstehen!

Der glückliche Bund war geschlossen. Das Erstaunen des mit sich selbst so sehr zufriedenen **Flachingen** bedarf keiner Schilderung; doch tröstete ihn bald eine andere, wenn auch nicht **geist**reiche, doch **reiche** Verbindung. Der kleine Liebesgott und Liebesbote aber zog mit dem liebenswürdigen Ehepaare, damit da, wo Hymen Herrscher ward, auch Amor nicht fehle.

Aber noch lange nachher sagte Eugenie zu ihren glücklichen Gemahl: Nein, Ferdinand, Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, nur muß sie nicht zu einer so verblendeten Eifersucht führen, die dich sogar verleiten konnte, mir einen so entsetzlich schlechten Geschmack in der Dichtkunst zuzutrauen.

IX.

Das Militär.

Nach einer stürmevollen Jugend kehrte der Freiherr Maximilian von Eschingen zu seinen friedlichen Besitzungen zurück. — Er hatte schon einen weiten Weg hinter sich und sah sich dennoch immer noch in beträchtlicher Entfernung von dem Ziel seiner Reise; als er sich einst bei einbrechendem Abend von einer heftigen Unpäßlichkeit überrascht fühlte, die ihm das Weiterreisen höchst beschwerlich machte. Die Stadt, die er hatte vor Nacht erreichen wollen, lag noch entfernt, selbst seinen Diener hatte er um einiger Besorgungen willen im letzten Orte zurückgelassen, und so befand er sich mit dem unbeholfnen Postillon allein in einer weiten baum- und dorflosen Feldgegend. Höchsterfreulich war es ihm daher, als er im Abendroth, gegen das sie fuhren, einen ländlichen Kirchthurm emporsteigen, und bald darauf ein freundliches umbüschtes Dörfchen im ebnen Felde liegen sah.

Er beschloß hier zu übernachten. Sie kamen an; es war ein armes protestantisches Dörfchen; und die Herberge darin so abschreckend schlecht, daß er sich hier geringe Bequemlichkeit versprechen durfte. Er besann sich nicht lange, sondern aus mancher Lage seines frühern Lebens bereits daran gewöhnt, aus der Noth eine Tugend zu machen, gebot er dem Postillon

kurz, nach dem Pfarrhause zu fahren und dort für einen Reisenden um eine Nachtherberge zu bitten.

Er hatte dabei seinen Familienamen genannt. Der Geistliche, ein schon bejahrter gutmüthiger Mann, hätte auch wohl einem namenlosen Fremden die Pflichten der Gastfreundschaft nicht versagt, allein da er noch aus den Jahren seines Hofmeisterstandes eine besondre Hochachtung gegen adelige Namen hegte, so war ihm die Nennung eines so bekannten, sehr angesehnen Geschlechts doch doppelter Beweggrund zu der besten Aufnahme des Fremden. Er ging sogleich selbst an den Wagen, den Herrn Baron willkommen zu heißen und in sein Haus zu führen. Darauf bat er ihn, nur eine kleine Weile in seinem Wohnstübchen zu verziehen, während Martha, die alte Köchin und Wirthschaftsregentin, die kleine wenig besuchte Oberstube in besten Bewirthungsstand setzen mußte.

Alle mögliche Bequemlichkeit, Pflege, und was nur das Haus zu seiner Bewirthung vermochte, ward dem Erkrankten zu Theil, so daß er schon des nächsten Morgens, als ihn sein Wirth beim Frühstück besuchte, wieder außer dem Bett seyn, und sich mit diesem über mancherlei Gegenstände heiter unterhalten konnte. Er zeigte seinem Pfleger die lebhafteste Dankbarkeit, der, durch den gutmüthigen Frohsinn, durch eine gewisse biedre Offenheit und Entfernung alles Stolzes in dem Wesen seines vornehmen Gastes ganz für ihn eingenommen ward.

Der Pastor hatte sich diesen Morgen ganz amtsmäßig gekleidet und entschuldigte sich bei dem Freiherrn, daß er ihn gestern so in seinem nachlässigen Hausanzuge habe bewillkom=

men müssen, worüber ihn Maximilian auf des Leutseligste beruhigte. Es erwies sich darauf auch im Laufe des Gesprächs, daß der Pfarrer ehemals in dem Hause einer Verwandten des Freiherrn längere Zeit als Erzieher gelebt, und dort einer sehr guten Behandlung genossen hatte. Alles vereinigte sich, den erfreuten Alten nur noch in seinem Wohlwollen gegen den liebenswürdigen Fremdling zu bestärken; dazu kam, daß Maximilian, obgleich noch in das Jünglingsalter zu rechnen, doch so gesetzt, so herzlich von dem Glück des stillen häuslichen Lebens sprach. Die Augen wurden dem guten Pastor feucht, denn er dachte dabei an seine verstorbene Gattin.

Nur dort, fuhr der Freiherr mit Wärme fort, nur in den ehrwürdigen Mauern meines väterlichen Wohnsitzes, die nie durch Unrecht oder Bedrückungen entweiht worden sind, — nur in dem Glück meiner Unterthanen, und — — vielleicht in der Liebe eines treuen Weibes, — wünschte ich auszuruhen von Manchem, was ich erfahren, von Manchem, was ich überstanden und gelitten habe! — Der erste Theil von dem, was ich nannte, kann mir vielleicht gewährt werden; mein Stammgut liegt in einer der schönsten, gesegnetsten Gegenden am Ufer des Neckar und meine Unterthanen soll man die glücklichsten im ganzen Umkreis nennen, eher will ich nicht ruhen und rasten! — — Aber ein liebendes, und meiner vollen Liebe werthes Weib! — ich wünsche es zu finden, — allein ob ich es finden werde?

Der Herr Baron scherzen! sagte der Pastor ehrerbietig, — wen das Glück so begünstigt, — und wem — ohne Schmeichelei zu sagen — auch die Natur so hold gewesen

ist — er warf dabey einen verbindlichen Blick auf das männlichschöne Gesicht des Freiherrn, den dieser mit einem dankbaren Lächeln erwiederte, — der darf ja wohl nur unter den schönen und reichen Fräuleins wählen, deren es jetzt so viele giebt, da der leidige Krieg die mehrsten jungen Männer hinweg gerafft hat.

Lieber Herr Pastor, erwiederte Maximilian, ich muß Ihnen nun offenherzig sagen, ich bin ein ganz wunderlicher Mensch; zu sehr habe ich in meinem Leben mit angesehen, wie selten ein Mann ganz um seiner selbst willen geliebt wird, und da hab' ich mir nun die Grille in den Kopf gesetzt, lieber nie zu heirathen, wenn ich nicht ein Mädchen finde, von dem ich gewiß überzeugt seyn kann, daß ich allein, ich selbst geliebt werde.

Auf solche Weise schlossen sich die Herzen immer mehr gegen einander auf, und als nun Maximilian davon sprach, daß er gegen Mittag abzureisen gedenke, da drang der Pfarrer auf das Inständigste in ihn, doch ja seinem Hause noch einige Tage den Vorzug seiner Gegenwart zu schenken! Und da der Freiherr im eigentlichen Sinne frei und sein eigner Herr war, so willigte er gern in den Vorschlag, bis zu seiner völligen Herstellung unter diesem freundlichen Dache zu verweilen. Er war sich bewußt, durch sein Vermögen die hier empfangne Güte auf eine zarte Weise vergelten zu können. — Es ist mir — sagte er, indem er dem Pfarrer treuherzig die Hand drückte, es ist mir, als ob ich einen alten Freund in Ihnen sähe.

Der gute Pfarrer fand sich nicht allein durch das ganze einnehmende Betragen seines Gastes geschmeichelt und ge-

ehrt, sondern Maximilians Munterkeit unterbrach auch an sich auf eine dankenswerthe Weise den sonst im Hause gewöhnlich herrschenden einförmig düstern Ernst; denn das Dörfchen lag in der weiten Feldebene, beinah gleich einer Oase in der afrikanischen Wüste.

Auch Martha, die alte treue Dienerin, achtete ihrer vermehrten Arbeit nicht, sondern hatte selbst ihre anspruchlose Freude an dem muntern schönen Freiherrn, der ihr immer so freundlich begegnete. Auch freute sie sich, daß er, der erst mit bleichen Wangen, mit schmerzverdüsterten Zügen auf ihrem Gebiet angekommen war, nun unter ihrer Pflege wieder aufzublühen begann gleich einer thauerquickten Rose.

An dem Geistlichen aber bemerkte Maximilian, der bei aller seiner Fröhlichkeit sehr fein und theilnehmend für Andere fühlte, daß wohl den alten Mann ein innrer Kummer drücken müsse; und als sie das nächsten Abends beisammen saßen, wußte er auf gute Weise ihn zur Mittheilung aufzufordern.

Ach, lieber Herr Baron, erwiederte der gute Alte, dem es willkommen war, sich einmal recht von Herzensgrund aussprechen zu können: Sie haben wohl nicht mit Unrecht bemerkt, daß schwerer Kummer auf mir lastet — und seine Ursach ist: — — — das Militär.

Das Militär? rief Maximilian verwundert aus, ich sollte doch meinen, Sie hätten in Ihrer Gegend gerade am wenigsten von den Kriegslasten gelitten? Nicht einmal Durchzüge haben Sie gehabt?

Das wohl! das wohl! erwiederte der Pfarrer, — und dennoch —

Und dennoch? frug Maximilian mit einem theilnehmenden Blick. —

Ach lieber Herr Baron, sagte der ehrliche Pfarrer, ich sehe wohl, ich werde Ihnen die ganze Geschichte erzählen müssen! — — Wenn es nehmlich Denselben nicht unangenehm ist. —

Der Freiherr versicherte ihm lebhaft das Gegentheil, und der alte Mann rückte seinen Stuhl behaglich an den Tisch, und begann:

Lieber Herr Baron, wenn ich Ihnen den ganzen Verlauf meiner Unfälle mittheilen soll, so werden Sie selbst sehen, wie mich einzig das Militär beinah um alle die vorzüglichsten Güter meines Lebens gebracht hat!

Es sind bereits funfzehn Jahr, meine selige Dorothea lebte noch, und wir hatten schon in mehrjähriger gottgefälliger Ehe mit einander verharrt, immer in diesem unsern stillen Dörfchen, wo wir unser hinlängliches Auskommen hatten; — denn der Weise strebt nicht nach hohen Dingen — als der Krieg, der leider seit der Rebellion in Frankreich, durch ganz Europa, und auch durch unser deutsches Vaterland gewüthet hat, selbst in unsre friedlich gesinnte Gegend eine beträchtliche Truppenabtheilung auf dem Durchzug führte. In unser Dorf nun gerade kam Mannschaft eines Husarenregiments. — Nun werden mir der Herr Baron Recht geben, daß man von allen Gattungen des Militärs immer diese gerade für eine der ausgelassensten und zu muthwilligen Streichen bereitesten gehalten hat. Und denken Sie! ich armer Mann, der ich doch meines Amtes wegen billiger Wei-

se von aller Einquartierung frei bin, ich bekam einen Offizier und zehn Gemeine auf meinen Pfarrhof angewiesen.

Wir waren Alle in der äußersten Bestürzung, ich, meine Dorothea, das Gesinde, — die beiden Kinder waren noch klein; — nur mein Julian, der Aelteste von beiden, bezeigte eine unverständige Freude über die ungewohnte Erscheinung; — wie das gewöhnlich die Knaben bei der drückenden Einquartierung thun. — Er lief ihnen vor das Hofthor entgegen, als wir das Pferdegetrappel vernahmen, obgleich die Mutter ihre beiden Kinder gern bei sich behalten hätte, und ihm vergebens nachrief; allein er sah und hörte nicht; er war um die Husaren herum, als ob sie die erfreulichsten Gäste wären, half ihnen die Pferde einziehen, trug ihnen das Gepäck, und was dergleichen Thorheiten mehr waren. — Auch sie schienen Gefallen an dem zehnjährigen Krauskopf zu finden, der mit den blitzend schwarzen Augen so muthig und zutraulich in die Welt hinein schaute, als ob sie sein gehörte. Die Herrn Mavorssöhne lachten ihn an, führten ihn an der Hand und ergötzten sich an seinen muntern Gesprächen.

Ich hatte während dem in der Eil die nöthigsten Anstalten zu Bewirthung der Mächtigen getroffen, — denn mit dem Starken kann sich der Friedfertige nicht messen. — Zugleich aber bereitete ich mich ohne Weiteres, zu dem Befehlshaber der Krieger in den benachbarten Ort zu gehen, und von ihm durch zweckmäßige Vorstellungen Befreiung von den lästigen Gästen zu erhalten, die Morgen einen Rasttag bei uns haben sollten.

Doch konnte ich mich nicht ohne Besorgniß von meinem Hause entfernen; meine Dorothea war noch in mun-

tern Jahren, und von Ansehn sehr wohlgebildet, diese sollte ich nun ohne Beschützer unter diesem jungen muthwilligen Kriegsvolk lassen. Der Offizier, ein aufgeschoßner junger Mensch von etwa sechzehn oder siebzehn Jahren, schien ein Ausbund von Leichtfertigkeit und Muthwillen; er trieb sich lieber mit meinem Julian herum, als daß er sich mit einem gesetzten Manne wie ich in Unterhaltung eingelassen hätte.

Nun befindet sich aber in meiner Wohnung ein kleines Kämmerchen, das einen unbemerkten Eingang hinter der Treppe hat, und auch nur ein einziges kleines Fenster auf den Hof; auch zu diesem kann man nicht leicht gelangen, weil sich ein kleiner Teich, — hier nur mit ländlichem Ausdruck: die Entenpfütze genannt — bis beinah dicht an die Mauer darunter zieht; ich bat meine Gattin da hinein zu treten, bis zu meiner Rückkehr; — was sie auch ohne Weigerung that; — denn sie war überhaupt ein musterhaftes Weib.

Die kleine Mariane, unser jüngstes Kind, ging mit ihr in die Freistatt der Tugend. Dieß war ein gutes frommes Kind, ganz das Gegentheil ihres leichtfertigen Bruders, ob sich gleich beide sehr liebten, und sie ihm auch sehr ähnlich sah, nur daß ihre schönen, schwarzen Augen etwas Sanftes, beinahe Schwärmerisches hatten, ihre kastanienbraunen Haare waren nicht so kraus, wie die ihres Bruders, sondern flossen in seidenweichen Wellen um ihren Hals, dabei war sie weiß und zart wie ein Lämmchen im Frühling. — Doch verzeihen der Herr Baron, daß ich so ausführlich von meinen Kindern spreche! allein gewiß halten Sie es einem armen Vater zu gut, wenn er noch gern von seinen Kindern spricht, die seine ganze Freude waren.

Waren? und nicht mehr sind? frug Maximilian erschrocken und theilnehmend —

Leider muß ich so sagen! erwiederte der Erzähler, ohne sich unterbrechen zu lassen.

Ich wollte noch hinzufügen — so nahm er genau wieder den Faden der Erzählung auf, — während Julian den wilden Kriegern entgegen lief, blieb das liebe Kind, seine Schwester, bei mir, schmiegte sich ängstlich und liebkosend an die Mutter, und Thränen hingen in ihren großen, dunkeln Augen. Aus Liebe für den Bruder eilte sie ihm zwar einige Schritte nach und suchte ihn bittend zurückzurufen; als sie aber unter den Thorweg kam und die nahenden Reiter erblickte, floh sie erschrocken zurück und verbarg sich an der Seite der Mutter.

Diese beide theuren Güter nun verwahrte ich in dem gedachten Kämmerchen, und trat, anständig gekleidet, meinen schweren Gang an. Mit dem Wildfang, dem Julian, war einmal nichts anzufangen, ich sah ihn, als ich mit Sorgen belastet meinen Weg ging, mit den Husaren lustig nach dem Flusse reiten, um Pferde zu schwemmen. Ohne Sattel und Zeug saß er kerzengerad und fest auf den wilden, pohlnischen Pferden. Fast so wie ich mich erinnre, auf Schulen in dem großen Geschichtschreiber Livius gelesen zu haben von einer wilden Nation, Numidier genannt. — Mit einem stillen Gebet ging ich weiter.

Der Himmel gab auch meinen Worten Kraft, daß sie Eingang fanden in das Herz des Gewaltigen und ich meinen billigen Zweck erreichte.

Welche Kränkungen waren mir aber unterdeß in mei-

nem Hause bereitet worden! Sey es nun, daß das Kriegsvolk selbst in einer müßigen Laune den Aufenthalt der verschloßnen Treue ausgespürt, sey es, daß vielleicht gar der kleine Taugenichts, der Julian, ihn dem Feinde verrathen hatte; genug der Herr Cornet schwur hoch und theuer, daß hier eine gefangne Prinzessin aus der fabelhaften Ritterzeit aufbehalten werde, die er schlechterdings befreien, oder — zum mindesten betrachten müsse.

Da nun die Thür fest von mir verschlossen worden war, so ward auf das kleine Gitterfenster aller Angriff gerichtet; — zu bemerken ist auch, daß der Cornet keinen Einzigen von seinen Leuten dazu genommen hat, sondern daß blos Julian als sein treuer Gehülfe ihm allenthalben dabei an die Hand gegangen ist. —

Nun stößt wie gesagt, die erwähnte Pfütze bis beinah an die Mauer des Hauses, so daß ein schmaler Raum dazwischen bleibt. Dahin kletterten nun beide, zwischen Wasser und Mauer hin, um in das Fenster zu sehen, allein so lang der Herr Cornet auch aufgeschossen war, so fehlte doch ein gutes Stück, eh' er hinauf reichen konnte, weil von der Hausflur auf, mehrere Stufen in die Kammer führen. Da nun nicht gleich Holz oder Steine zum Unterlegen da sind, auf was fallen die beiden gottlosen Vögel? In mein kleines Studirzimmer gerathen sie, das unten gleich neben der Hausthür hinein geht, hohlen mir nicht nur einige Kirchenväter in Folio heraus und legen sie als Grundsteine unter das Fenster, sondern, da diese noch nicht reichen wollen, so vergreifen sie sich auch an ein Paar Heften, die ich gewohnt war, als meine beste Habseligkeit zu betrachten.

Ich hatte mir nämlich den flüchtigen Geist der Gelehrsamkeit fest zu machen gesucht; alle Predigten, die ich als Student und späterhin als Hauslehrer gehalten, und wobei ich mich doch auf das Beste anzugreifen gesucht, hatte ich mir sorgfältig aufbewahrt, um gleichsam einen Anhalt für die spätern Jahre zu haben, — denn — der größte Geist erschöpft sich am Ende. — Mit einem Wort, diese Blätter hatt' ich nun alle einzeln und wohlgeordnet in Pergamentmappen gelegt; diese nun fassen die beiden Unheilstifter, tragen sie auf die Foliobände und wie sie das Gerüst nun hoch genug glauben, so steigt der saubre Herr Offizier, — fürwahr ein schönes Beispiel für die ihm untergeordnete Mannschaft! — darauf, und will nun, wie er sagt, nach Herzenslust mit der gefangnen Prinzessin conversiren.

Aber, o Himmel! die glatten Pergamentbände weichen und gleiten ihm unter den Füßen hinweg, und Alles stürzt rücklings zusammen! Er selbst fällt bis an die Knie in die unreine Pfütze — was wohl als eine gerechte und bessernde Strafe für solchen Muthwillen anzusehen seyn möchte; — aber ach! auch meine theuer verwahrten Blätter flattern aus einander und werden auf dem schmählichen Pfuhl zerstreut!

Während nun der Cornet beschäftigt gewesen war, sich anders anzukleiden, Julian sich nach Knabenart versteckt hatte, der wohlverdienten Strafe auszuweichen, statt seinen Fehler wieder gut zu machen, niemand aber außerdem den Verlust gewahr worden, waren die hehrgehaltnen Blätter schmählich zerweicht, ja selbst die Enten waren darüber hergefallen, und hatten noch größere Zerstörung darunter angerichtet. —

Als ich nun nach wohlausgerichtetem Geschäft vergnügt in meine Behausung trat, — welcher Anblick stand mir bevor! — Herr Baron, der Stand des Gelehrten ist nicht leicht! mit mancher schweren Kopfanstrengung ist er verbunden; — und wenn man nun seine mühsam gesammelten Kenntniße so —

In der Entenpfütze versinken sehen muß! — setzte der Freiherr mit einer nicht länger zurück zu haltenden Anwandlung von Lachen hinzu, das dem Erzähler jetzt bei seiner traurigen Erinnerung sehr nachtheilig überraschend kam. Doch suchte es der gutmüthige Maximilian bald wieder auszugleichen, indem er mit erneuerter Theilnahme um Fortsetzung der Erzählung bat, die endlich der verletzte Pastor wieder aufnahm, wie folgt:

Ich übergehe die weitern Umstände dieser Begebenheit, da sich der Herr Baron nicht ganz in meine Empfindung versetzen zu können scheinen. — Genug der Herr Offizier ward ausquartiert — der — ganz aufrichtig zu sprechen, — mehr einen unschicklichen Knabenstreich, als eine Heldenthat ausgeführt hatte! — —

Ich suchte ihn und den ganzen Vorfall so gut als möglich zu vergessen; — indessen war doch dies der erste kränkende Verlust, den mir das Militär verursacht hatte. — Ich sollte bald deren noch mehrern erfahren!

Der Himmel ließ mir viel Freude an meinen Kindern erleben, die sich mit jedem Tage meiner Liebe würdiger zeigten; denn auch Julian war ungeachtet seiner Theilnahme an

dem erwähnten Frevelstreiche, was er mir unter tausend Thränen abgebeten hat ein seelenguter Junge; eben so viele Geistesgaben als Herzensgüte; ihm flogen die Wissenschaften nur so in den Kopf, weßwegen ich ihn auch natürlich zum Studiren bestimmte. — Ich widmete ihn der Gottesgelahrtheit; und sowohl von Schulen als nachher von der Academie hörte ich die allererfreulichsten Zeugnisse von seinem Fleiß, von seiner guten, unbescholtnen Aufführung, und von den ausgezeichnetsten Fortschritten, die er in den gelehrten Wissenschaften mache. Sein Lieblingsstudium war die Mathematik; mir schien nun dies gerade zu seiner geistlichen Bestimmung nicht das Nöthigste; da er mir aber bewies, daß diese Wissenschaft für alle Stände heilsam sey, er auch darüber die Hauptsachen nicht versäumte, so wehrte ich ihm nicht; als mir auf einmal ein grausames Schicksal alle auf ihn gesetzte Hoffnungen zerstörte.

Im Laufe des verabscheuungswerthen Krieges, welcher die ersten Jahre unsres Jahrhunderts mit Blut befleckt hat, zog ein siegendes Heer durch die academische Stadt, in der mein damals hoffnungsvoller Sohn lebte. Der Glanz, die Pracht dieses eiteln, unglückbringenden Standes mochte ihn geblendet, und seine alte, thörichte Neigung dafür erweckt haben; genug ich erhielt die Nachricht, daß er — wie ein guter Schriftsteller sagt — statt den canonischen Büchern — den Kanonen gefolgt war.

Denken Sie sich den Schmerz eines rechtschaffnen Vaters bei dieser Nachricht! Was mich dabei noch am mehrsten niederbeugte, war die Parthei, die er ergriffen hatte. Wenn

er noch gegen die allgemeinen Feinde der Ordnung und Religion, gegen die Königsmörder, die Franzosen, die Waffen genommen hätte, wie dies wohl jetzt in unsern Tagen geschehen, so möchte es noch gehen; allein es war zu der Zeit, wo noch Alles für den Weltunterdrücker stritt, und so mußt' ich den Kummer haben, daß auch mein Sohn in einem ihm verbündeten Herre stand. — Aber das galt ihm Alles gleich, nach seiner überspannten Denkungsart. Derjenige, schrieb er mir einst, den äußrer oder innrer Beruf in die Todesreihen dränge, sey ein Werkzeug in Gottes Hand ꝛc und was der überspannten schwärmerischen Dinge mehr waren. Um meine Verzeihung bat er mich freilich auf das Flehentlichste. — Er sey seiner frühern unwiderstehlichen Neigung gefolgt und stehe nun auf seiner rechten Stelle. — — Ach, lieber Gott, verzeihen muß das Vaterherz ja wohl! aber froh werden wird es so leicht nicht wieder!

Er wischte sich die Augen; der Kummer des alten Mannes that dem tieffühlenden Maximilian innig weh, er reichte ihm die Hand, und wollte ihm einige Worte des Trostes sagen; allein Jener fuhr in der Aufwallung seines Schmerzes fort:

Ich war noch froh, daß dieser Schlag mich nur allein traf, daß meine gute Dorothea ihn nicht erlebt hatte! Diese schlief damals schon in Frieden unter der großen Linde des Kirchhofs. — Ich hörte mehrere Jahre nichts von ihm, weil die Briefe verloren gingen, und ich ihn längst in den mörderischen Schlachten geblieben glaubte. Er hatte gleich anfangs, aus Furcht vor meiner Unzufriedenheit, einen andern

Namen angenommen, und diente als Unteroffizier in der Reiterei. — Freilich ein großer Abstand! alle seine Vorfahren, väterlicher und mütterlicher Seits haben in ansehnlichen geistlichen Würden gestanden! — Ein gutdenkender Offizier hat ihm späterhin eine Offizierstelle in der französischen Artillerie verschafft, die ihre Vorzüge haben soll, — denn auch den Feinden muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen — und wo mein Julian um seiner guten mathematischen Kenntnisse willen an seiner rechten Stelle seyn soll. —

Dies, lieber Herr Baron, setzte er seufzend hinzu, war der zweite Verlust, den mir das Militär verursacht hat! — Das einzige Gut, das mir noch blieb, war meine Tochter, meine gute wohlgezogne Tochter! — Sie war die Liebe, der Gehorsam selbst! nie hat sie mich und ihre selige Mutter durch eine Miene gekränkt; sie lernte still und fleißig die Geschäfte der Hauswirthschaft, so daß sie bald der Mutter darin an die Hand gehen konnte. Indessen merkte man wohl, daß ihre hauptsächlichste Neigung vielmehr auf Bücher und Musik, und andre dergleichen Dinge ging, wozu sie immer jeden freien Augenblick begierig anwandte. Die Mutter war nicht wohl damit zufrieden; sie fürchtete, daß sie eine Gelehrte werden möchte; da sie indessen doch auch die Geschäfte einer Hauswirthin nicht verabsäumte, so hatte ich meine Freude daran, wie sie sich immer mehr ausbildete.

Im Stillen aber wuchs jener Hang zur Schwärmerei, den sie von Kindheit auf gehabt hatte, und durch den Tod ihrer theuern Mutter, durch die Sorge um den unbeschreiblich geliebten Bruder, erhielt diese noch eine Mischung von

Schwermuth, die sie mit Mühe gegen mich zu unterdrücken strebte. Ich mußte oft mit Kummer sehen, wie sie in Geheim ganze Ströme von Thränen vergoß; ihre größte Wonne war immer, wenn sie auf der Harfe spielen konnte, die ihr Lieblingsinstrument war. Dies that sie mit so viel Gefühl in Spiel und Stimme, daß Alle, die es hörten, davon gerührt wurden; ihr dunkles Auge und ihr ganzes Wesen hatte dann einen Ausdruck, der sie fast einer Klosterheiligen, — wie manche sagten, der heiligen Cäcilia ähnlich machte. —

Und diese — rief Maximilian mit steigendem Antheil — und diese haben Sie auch verloren?

Leider! erwiederte der Geistliche — leider kann ich so sagen! — das unglückliche Militär!

O Himmel wie? was sagen Sie, frug Maximilian erschrocken.

Hören Sie weiter, lieber Herr Baron, — fuhr Jener fort. — Meine tröstendste Hoffnung war, dies liebe Kind bald durch eine glückliche Heirath versorgt zu sehen; denn sie schutzlos zurückzulassen auf der Welt, dies würde meinen Tod — der vielleicht nicht gar fern mehr ist, — sehr erschweren. — Es fand sich auch bald eine recht anständige Gelegenheit; ein Amtsbruder von mir, Pastor in einem nahgelegenen Dorfe, ein Witwer, noch in seinen besten Jahren, der eine Hausfrau nöthig hat, meldet sich bei mir um ihre Hand. Es ist ein Mann von blühender Gesundheit, gutem Auskommen, mit einem Wort — er wird mich morgen besuchen, da können ihn der Herr Baron selbst beurtheilen. —

Ich glaubte, daß Mariane das Glück selbst einsehen wür-

de, das ihr in dieser Verbindung winkte; doch weit gefehlt! sie schien auch nicht das mindeste Gefallen an dieser Werbung oder an dem Freier zu finden, und äußerte vielmehr ganz offen gegen mich, daß sie es für weit glücklicher halte, gar nicht, zu heirathen, wenn man nicht einen Mann fände, der ganz — wie sie sich ausdrückte, — den Forderungen seines höhern Bewußtseyns entspräche. —

Bei Gott! kein gewöhnliches Mädchen! rief Maximilian, indem er aufsprang, und unruhig einige Schritte im Zimmer hin und wieder ging. — Und wie um Gotteswillen? — —

Ach hören Sie nur! versetzte der Vater. Hierbei hab' ich mir die größten Vorwürfe zu machen, daß ich dem höhern Rathschluß vorgreifen wollte! — doch ich fahre in der Geschichte fort! — Ich brachte meinem Herrn Amtsbruder so schonend als möglich Marianens Antwort vor; er gab aber deshalb seine Hoffnung nicht auf, sondern meinte, daß dies blos mädchenhafte Schüchternheit wäre; auch ich faßte daher neue Hoffnung. —

Zu unserm Unglück kam damals die Nachricht, daß wir starke Durchzüge von der erwähnten — — schönen Parthei! haben würden; daß die Weltbesieger gänzlich geschlagen seyen, und daß sie in reißender Flucht Alles verwüsteten, was sich ihrem verderblichen Strome entgegen setze. Nun ist es unter andern schönen Tugenden der Frankenhelden bekannt, daß sie auch mit Falkenblicken nach den Mädchen spähen; und ist es wohl dem Vater einer liebenswürdigen Tochter zu verdenken, wenn er das einzige Kind vor solchen Raubvögeln zu sichern sucht? Ich beschloß sie ungesäumt zu einer angesehnen

Verwandten zu senden, die zehn Meilen von hier in einer festen Stadt lebt. — —

Doch, ach! wie kurzsichtig ist die menschliche Weisheit! während ich mein theuerstes Kleinod dort zu bergen glaubte, kommt hierher nicht Ein Mann, und dorthin, eben über jene Stadt, zieht sich die ganze unglückselige Flucht! — — und wie ich gefürchtet — —

Und? — und? rief Maximilian kaum Athem holend.

In das Haus meiner Verwandten, — fuhr der Pastor abgemessen fort, — wird ein Schwerverwundeter einquartiert, der einige Wochen dort bleibt. — Für diesen nun faßt Mariane eine so heftige Leidenschaft, daß sie, tief wie das Mädchen fühlt, gewiß zeitlebens ihr nicht wird aus dem Sinne zu bringen seyn.

Der Glückliche! — rief Maximilian unwillkürlich, indem er sich düster die Stirne rieb, — — und ist sie ihm in sein Vaterland gefolgt und hat sich dort mit ihm verbunden? —

Er ist noch sehr krank aus der Stadt weiter gebracht worden, versetzte der Alte, Mariane glaubt ihn todt, und ihr Gebet und ihre heimlichen Thränen gelten ihm. Dies sey das Bild, hat sie mir eingestanden, das ihr von jeher dunkel vorgeschwebt habe, und dem zu Liebe sie nun gern unvermählt sterben wolle. — Es ist nun fast ein Jahr her, und immer bleibt sie fest bei ihrem Vorsatz. — Sie zwingt sich zwar aus Liebe für mich heiter zu scheinen, allein ich sehe nur zu wohl, wie der verschloßne Kummer an ihrem Le-

ben nagt. Um sie ein wenig zu zerstreuen, hab' ich sie auf einige Wochen zu einer benachbarten Freundin reisen lassen, von wo ich sie nun täglich zurück erwarte. —

Hab' ich nun wohl Unrecht, beschloß er seine Erzählung, wenn ich das Militär als die Ursache meines größten Unglücks anklage? und ist nicht dieser letzte Kummer, welchen es mir verursacht hat, groß und bedeutend zu nennen? Ach wohl! ach wohl! rief Maximilian mit einem so innigen Tone aus tiefster Brust herauf, daß der Alte, der schon vorher sein unruhiges Aufstehn mit wohlgefälliger Verwunderung bemerkt, einen tröstenden Beweis seiner Theilnahme darin erkannte.

Ich sehe, sagte er, der Herr Baron beehren mein Unglück mit einem größern Antheil, als ich vorhin bei Gelegenheit meiner verschwommnen Manuscripte zu bemerken glaubte. —

Trotz seiner Düsternheit mußte Maximilian doch unwillkürlich wieder lächeln.

Der wiederholte Ruf des Wächters erinnerte den Pfarrer, daß längst die Zeit zum Schlafengehen vorüber sey. Er entschuldigte sich bei dem Freiherrn, ihn so lange von der Ruhe abgehalten zu haben, und eilte nach seinem Schlafgemach.

Allein die Ruhe blieb heut noch lang entfernt von dem bewegten Maximilian; Alles was er von diesem Mädchen gehört hatte, dies kunstlose, oft mehr dem Tadel gleichende Lob des Vaters, Alles hatte ein Ganzes zusammengestellt, das ihn lebhaft beschäftigte und ihn noch lange wach erhielt, in wehmüthige Betrachtungen verloren.

Großer Gott! sprach er zu sich selbst, eben ein Herz wie dies, hätte das meine so unendlich beglücken können. Ein Weib, welches wie sie, das bequeme Loos der Häuslichkeit verschmäht, weil sie es nicht mit den Forderungen ihres höhern Bewußtseyns vereinen kann! — Und wer weiß, ob der Glückliche, dem ihre edle Zärtlichkeit sich zugewandt — ob er ein solches Herz ganz zu verstehen, ob er es so zu würdigen weiß, — als ich — o Gott! — es verehrt haben würde!

Des andern Tages kam der zugedachte Schwiegersohn, der wohlhabende Landprediger, und Maximilian fand ihn so, wie er sich ihn ungefähr nach des Vaters Worten vorgestellt hatte, blühend von Ansehn, etwas beschränkt und selbstgefällig.

Maximilian war froh, als gegen Abend sich der Nachbar wieder empfahl, weil er nun im vertraulichen Gespräch mit seinem alten Gastfreunde, diesem noch einige Fragen vorzulegen dachte; — allein kaum hatte sich der fremde Prediger entfernt, als ein Wagen vor das Haus fuhr, und er aus dem Hinzueilen des Vaters und der treuen Martha schloß, daß dies die Tochter vom Hause seyn werde. Er sah aus dem Fenster eine holde, zarte, weibliche Gestalt, in einen schwarzseidnen Mantel gehüllt, aus dem Wagen steigen und den Alten, so wie die treue Dienerin, mit kindlicher Herzlichkeit begrüßen. — Alle gingen darauf in die untere Wohnstube.

Der noch Halbkranke fühlte sich peinlich in der Haft seines Zimmers, und hätte gern, wenn man ihn dazu eingeladen, den Aufenthalt in dem gemeinschaftlichen Familienzim-

mer getheilt. — Nach einer Weile kam der Alte, um sich bei seinem Gaste zu entschuldigen, wenn er ihm nicht heut Abend wie gewöhnlich Gesellschaft leiste, da er ja doch in den ersten Stunden so Manches mit seiner lang nicht gesehnen Tochter zu sprechen habe.

Maximilian beschwor ihn, sich in seinem häuslichen Leben um seinetwillen nicht den mindesten Zwang zu thun und wich gern der holden Unbekannten. — Ihr Aeußres, das sein geschärfter Blick noch trotz der einbrechenden Dämmerung unterschieden hatte, glich ganz dem Bilde, das seine Phantasie von ihr entwarf; und die Freude, welche die redliche Martha, die ihm den Abendtisch bereitete, über ihre Rückkehr verrieth, so wie einige Worte über die Güte und Sanftheit der Zurückgekehrten, bestätigten seine Vorstellung vor ihrem Seelenwerth.

So viel er sich auch mit seinem Tagebuch, mit seinen mitgebrachten geographischen Charten, ja selbst mit einigen Büchern, die ihm sein Wirth gebracht hatte, zu beschäftigen suchte, er mußte immer diesen Abend an sie denken! Er hörte, wie Martha von Außen ihr Gemach aufschloß, das nur durch eine kleine Kammer von seiner Wohnung geschieden war, wie sie ihr Gepäck hineintrug, und Alles darin für sie bereitete. Er hörte endlich, als die Glocke auf dem nahen Kirchthurm die Ruhestunde schon geschlagen hatte, die liebenswürdige Nachbarin selbst ihre Wohnung beziehen, von Marthen eingeführt, die ihr dann mit lauter freundlicher Stimme gute Nacht wünschte und sie allein ließ.

Alles ward nun still im Hause so wie in der ganzen Gegend; Maximilian stand noch am Fenster; er sah, wie in dem Dörfchen, von dem er einen Theil überblicken konnte, die Lämpchen alle verloschen waren; über dem einsamen Kirchhofe und den dahinter liegenden Fluren ruhte der funkelnde Sternenhimmel. — Jetzt aber wurden Töne wach, die überraschend, und dennoch wie vertraut zu Maximilians Herzen drangen. Es waren Harfentöne, die aus Marianens einsamem Gemach herüberschwebten. Er mußte unwillkürlich an die so anwendbare Stelle aus dem bekannten Dichter denken:

Alles schläft, nur silbern schallet
Marianens Stimme noch!
Gott, von welcher Regung wallet
Mein beklommner Busen hoch?

Was hätte er darum gegeben, die Töne dieser holden Stimme deutlich zu vernehmen, ja selbst die Worte ihres Gesanges zu verstehen! — Kämpfend mit dem Verlangen danach, und seinem gewissenhaften Zartgefühl über die Pflichten der Gastfreundschaft, wagte er es endlich, in die kleine dazwischen liegende Kammer zu treten, die leer stand; und hier an der innern Thür lauschend, die zu Marianens Gemache führte, vernahm er jedes Wort ihres Gesanges.

Allein wenn schon das nicht erlaubte Oeffnen einer Thür in einem fremden, befreundeten Hause ein Vergehen gegen die Gastfreundschaft ist, so ward Maximilian sehr hart dafür gestraft, durch den Inhalt des Liedes, das einzig ihrem Erwählten, unvergeßlich Geliebten, galt. In weichen Harfentö-

nen, welche die nachfolgenden Worte begleiteten, hauchte sie ihre zärtliche Trauer aus:

O warum in tiefster Seele
Mir so fest, geliebtes Bild?
Klagst du, sanfte Filomele
Auf dem nächtlichen Gefild?

Wen dann rufen deine Töne?
Suchst du nicht der Sehnsucht Ziel?
Bin ich schuldig, weil der schöne
Lichte Strahl ins Herz mir fiel?

Daß die bleichen holden Züge
Sich so tief mir eingeprägt?
Daß ich matt dem Kampf erliege
Gleich von Lieb' und Pflicht bewegt?

— Leis' nur klag' ich meine Schmerzen,
Klage sie der stillen Nacht; —
Schlummer flieht ja, wo im Herzen
Hoffnungslose Liebe wacht!

Ach wohl! das fühl' ich jetzt! seufzte Maximilian, schmerzlich aufgeregt, und ging leise nach seinem Zimmer zurück. Er fühlte sich um so leidenschaftlicher von dem ungewöhnlichen Mädchen angezogen, als er sie hoffnungslos für sich verloren sah. Ein Andrer lebte ja so tief in ihrem Herzen, und vielleicht auch noch in der Wirklichkeit für sie, da es in jenen Zeiten ja nichts Seltnes war, daß ein todtgeglaub-

ter, unverhofft in den Armen seiner trauernden Freunde lag. Zu dem einzigen Linderungsmittel flüchtete er, das nur edlen Gemüthern zu Gebote steht, zu dem Bestreben, freiwillig noch zu dem Glück des Beglückteru beizutragen, und so in dieser edelsten Thätigkeit die Schmerzen der Entsagung zu vergessen. —

Wie? sagte er zu sich selbst, wenn ich noch dazu mitwirken könnte, ihr den so Heißgeliebten wiederaufzufinden? — Vor Allem muß ich morgen mit dem Vater sprechen, und dessen Abneigung gegen die Wahl der Tochter zu überwinden suchen! — Unwillkürlich fiel ihm das schöne Gedicht, Ossians Inamorella, ein; er fand eine bewundernswürdige Aehnlichkeit mit seiner jetzigen Lage und der geschilderten des Barden, und er gefiel sich in dem Entschluß, so zu handeln, wie jener edelmüthige Held gehandelt hatte, einer erkämpften, ihm zugesprochnen Geliebten gegenüber. Die Harfentöne waren verklungen, und einsam in der stillen Nacht wiederholte er sich die beziehenden Worte jenes Gedichts:

Nun verließen die Gäste die Halle,
Jeder suchte das Lager der Ruh;
Der Schlaf schloß die Augen alle,
Nur Ossians Auge nicht zu.

Er wachte noch, in die Fülle
Seiner liebenden Träume versenkt;
— Auf der Burg lag tiefe Stille;
Der Mond war mit Wolken umhängt.

Und rührende Tön' ergossen
Sich plötzlich mit süßer Macht;
Von der Harfe begleitet flossen
Sie durch das Schweigen der Nacht:

„In Fingals hohen Hallen
„Werd' ich künftig traurig gehn!
„An fremden Strömen wallen,
„Den Geliebten nimmer sehn!

„Verschwunden, ach verschwunden
„Ist meines Lebens Glück!
„Ich lasse bedeckt mit Wunden
„Meinen edlen Geliebten zurück!

„Ihn drücken ehrne Bande,
„Es bricht sein tapfres Herz,
„Indeß mich im fremden Lande
„Begleitet mein ewiger Schmerz.“

„Nein wahrlich! das soll nimmer,
Rief der Jüngling, nimmer geschehn!
Deiner Augen holder Schimmer
Soll nicht in Thränen vergehn!

Dein Glück ist nicht verschwunden,
Du sollst nicht sterben für Schmerz
Ich habe Feinde überwunden
Jetzt überwind ich mein Herz!“

Er rief's; und stillen Muthes
Harrt' er dem Morgenstrahl,

Dann würdig Tremnors Blutes,
Eilt er zum Königssaal:

Lebe wohl, o König der Meere!
Mich ruft das erwachende Licht
Zur Rückfahrt, doch ich begehre
Deine holde Tochter nicht.

Kannst du so treue Liebe verachten,
Mir bieten so theuern Lohn?
Und in Fesseln sollte schmachten
Ein edler Heldensohn?

Stets kam er von Schlachten als Sieger,
Ihm hat sich das Fräulein geweiht;
Vergiß dann endlich, o Krieger,
Den Haß, der die Väter entzweit!"

— Und der König gerührt sich wandte
Zu enden der Liebe Schmerz;
Er löste des Helden Bande
Und führt ihn der Treuen an's Herz. —

Auch den erwachenden Maximilian fand der Strahl des Morgens entschlossen, seinen großmüthigen Entschluß auszuführen; und als sein alter Gastfreund wie gewöhnlich zu ihm heraufkam, so säumte er nicht, das Gespräch danach zu lenken. — Und hat denn, fing er an, Ihre liebe Tochter gewisse Nachricht von dem Tod ihres Freundes? — Sie scheinen doch ein allzuhartes Vorurtheil gegen eine Nation zu nähren, — mein lieber Freund, — die an und für sich doch viel Edles hat! — wer weiß, kann nicht noch alles gut werden! — wenn der Franzos noch lebt, so — —

Der Franzos? — wiederholte der Pastor erschrocken. —

Und war der verwundete Offizier nicht Einer? — frug Maximilian.

Nein so tief hat mich doch die gütige Vorsicht nicht beugen wollen! erwiederte der Pastor. — Ich glaube das Herzeleid hätt' ich nicht überlebt! Nein, Herr Baron, es war nur ein Würtemberger.

Ein Würtemberger? wiederholte Maximilian lebhaft.

Ja, versetzte der Pastor, indessen das ist gerade eins von den verbündeten Völkern, das mit den Glaubensfeinden immer gut kameradschaftlich gewesen ist. Und auch im Kriege immer mit vorweg, drauf und dran!

Ich dächte nun das wäre gerad so übel nicht, sagte der Freiherr mit einem sonderbaren Lächeln, das der Pastor beinah übel genommen hätte. — Aber sagen Sie mir, fiel er gleich wieder mit seiner einnehmenden Herzlichkeit ein, hat ihre liebenswürdige Tochter Briefe mit ihm gewechselt? und diese sind nun ausgeblieben? — Oder welche Ueberzeugung hat sie sonst von seinem Tode?

Ach, lieber Herr Baron! erwiederte der Alte verlegen; ich muß Ihnen nur da die ganze Lage der Sache aufrichtig entdecken! Ich muß Ihnen nur geradezu sagen: Meine Kinder alle Beide — sind Schwärmer! Lieber Gott! wie bin ich nur zu solchen schwärmerischen Kindern gekommen? An mir werden der Herr Baron keine Anlage zur Schwärmerei bemerken; ist es nicht wahr, lieber Herr Baron?

Nein, wahrhaftig nicht! lächelte Maximilian.

Nun denken Sie um Himmelswillen! das Mädchen hat so eine heftige Liebe gefaßt für einen Menschen, der ihr gar keine Erklärung gethan, nicht an mich in üblichen Bewerbungen geschrieben hat; sondern er wird blos schwer verwundet und ohnmächtig in das Haus meiner Verwandten gebracht — so hat mir diese nach der Zeit alles erzählt, und Mariane auch nicht geläugnet. — Wie es nun freilich in solchen Zeiten hergeht, daß Alles im Hause mit angreifen muß, um Hülfe zu leisten, — so wird nun Mariane gleich ganz für ihn eingenommen; — wie er mehr einer Leiche ähnlich vor ihr liegt. — Er mag ein hübsches Gesicht gehabt haben, und so in voller Uniform, wie sie ihn zuerst erblickt hat! — — was aber nun vollends seine Kameraden, und sein Bedienter, und selbst die gemeinen Soldaten, die unter ihm gestanden, zu seinem Lobe gesagt haben, während er zwischen Leben und Tod gelegen hat, das Alles ist zusammen gekommen, um dem Mädchen eine Idee in den Kopf zu setzen, nicht anders, als ob dies ein wahrer Engel gewesen sey, wovon sie auch noch diese Stunde nicht abzubringen ist. — Ach lieber Gott! die Engel sind heut zu Tage nicht so häufig! am wenigsten im Militär! Er wird seine Fehler so gut gehabt haben als irgend Einer.

Ja wohl! bestätigte Maximilian. —

Dazu kommt nun noch, fuhr der Alte fort, daß sein Bedienter, der den Herrn schon als todt beweinte, sie zuweilen in dessen Tagebuch hat lesen laßen, wo sie behauptet, daß sie nie so schöne Gedanken und so edle Gefühle ausgedrückt gefunden habe.

Und dies hat wahrscheinlich nachher eine gewiße Annäherung zwischen Beiden hervorgebracht? rief Maximilian, indem er wieder unruhig aufgestanden war. — Ich kann nicht läugnen, daß ich ihn um einer so schön entstandnen Liebe willen höchst glücklich nenne.

Keineswegs, Herr Baron! erwiederte der Alte eifrig, er bekümmert sich gar nicht um sie, er denkt nicht an sie — — mit einem Wort — er weiß gar nichts von ihr! — Er ist so matt gewesen, daß er nicht hat sprechen können, und viele Tage lang in einem halbbetäubten Zustande geblieben ist. Mariane hat ihn eifrig gepflegt, und als er etwas besser gewesen, ihm vorgelesen, denn sprechen hat er wegen Brustwunden nicht dürfen. — Als er nun endlich ein wenig geworden ist, so daß er Hübsch von Häßlich hätte unterscheiden können, — siehe, da wird er weiter gebracht, dem Heere nach; — und Mariane behauptet nun, daß er die weite beschwerliche Reise nicht werde überlebt haben, und hat sich nun steif und fest vorgenommen, seinem Andenken treu zu bleiben, und ihn in einer anden Welt noch zu lieben. Zuweilen scheint sie sich aber auch zu denken, er könne doch wohl noch leben! — Gnug, meinen Herrn Amtsbruder, den Pastor, behandelt sie ganz, — ich möchte sagen — ganz indifferent! und — —

Und wie hieß die Stadt, wo er sie hat kennen lernen? frug Maximilian.

Frankfurt, mein Herr Baron, versetzte der Alte.

Herr Pastor! rief Martha, indem sie die Thür aufriß — Es sprengt ein Reiter gerad auf unser Haus zu.

Hilf Himmel! rief der Pfarrer, was muß das seyn? — Verzeihen der Herr Baron! — Wir haben doch jetzt keine Kriegszeiten!

Er hatte während dieser Worte dem Freiherrn eine entschuldigende Verbeugung gemacht, und war Marthen hinab an das Hofthor gefolgt. Die ganze ungewohnte Erscheinung bestand aber in weiter nichts als dem Diener des Freiherrn, den dieser nach Besorgung seiner Aufträge hierher beschieden und der bei Ansicht des Hauses sein Pferd ein wenig in Trab gesetzt hatte.

Man wies ihn in das Zimmer seines Herrn; der Pastor beschäftigte sich mit Amtsarbeiten an seinem Schreibtisch; während Mariane außerhalb einige wirthschaftliche Geschäfte besorgte. — Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde trat aber Martha mit geheimnißvoller Eil und ganz erschüttert in das Gemach ihres Herrn, und rief halbleise: Herr Pastor, erschrecken Sie nicht! Ich habe Ihnen etwas zu sagen, wobei Ihnen der Verstand still stehen wird! Ich habe etwas gesehen. —

Was denn? was denn? rief der Pastor, bei dem sich das gedrohte Symptom schon zu äußern begann, und der auch bereits herzlich erschrocken war.

Denken Sie um Gottes willen! fing Martha wieder an, wie ich vorhin eben hineinkomme, bei dem Baron, um das Frühstück hinaus zu räumen, so war der Bediente bei ihm; sie suchten im Koffer und ich merkte, daß er sich anziehn wollte; ich kehrte ihm also höflich den Rücken, und

machte die Thür wieder zu. — Nun haben wir doch Alle den fremden Herrn Baron für einen so hübschen stillen Herrn gehalten. —

Nun, rief der Pfarrer in größter Spannung.

Wie ich nach einer Weile wieder hinauf kam, fuhr Martha fort, wo ich nun dachte, daß er mit Anziehn fertig seyn würde, so ist er auch fertig, und steht vor dem Spiegel. Ich sehe hin — und wer steht vor mir? — der leibhaftige Soldat! — Ein Reiteroffizier, wie er leibt und lebt! — Nun dacht' ich gleich: Wie wird mein Herr da erschrecken! der flieht das Feuer nicht so wie die Soldaten! — —

Ist es möglich, Martha? rief der Pastor, dem der energische Eingang der treuen Dienerin die Sache selbst ungleich weniger schreckhaft gemacht hatte, als es vielleicht außerdem der Fall gewesen seyn würde, — jetzt geht mir ein Licht auf! rief er, mit dem Blick einer scharfsinnigen Entdeckung. — Als ich letzthin ganz früh hinauf kam, um zu sehen, wie der Kranke die Nacht hingebracht habe? so schlief er noch; ich nahte mich ihm leise; da ward ich auf seiner zufällig entblößten Brust zwei breite, tiefe Narben gewahr. Ich wußte nicht gleich, was ich davon denken sollte. Endlich sagt' ich zu mir selbst: Ei, wahrscheinlich Studentenstreiche! doch da muß einmal ein Duell fein ernstlich abgelaufen seyn! denn daß er vom Militär wäre, hätt' ich mir nicht im Traum einfallen lassen! — Auch sein so ganz ausnehmend gesetztes Wesen! — Das Schlimmste ist nur, fuhr er achselzuckend fort, — daß ich so bestimmt gegen diesen Stand aufgetreten bin! und es ist doch eine hochangesehne Familie! — Da

hab' ich einen großen Verstoß gemacht! Ei, ei! wie doch ein Mann von Welt auch fehlen kann!!

Indem kam Mariane herein, und da sie die vertraute Berathschlagung bemerkte, und ihren Vater sehr in Unruh sah, so nahte sie diesem besorgt und zärtlich und suchte von ihm die Ursach derselben zu erfahren. Allein eh' er ihr noch antworten konnte, da ging die Thür auf, und herein trat ein glänzender Husarenofficier in völliger Paradeuniform.

Jesus! schrie Mariane auf, und wankte erbleichend zurück.

Ist's möglich, holdes, engelgleiches Mädchen? rief der Krieger, indem er auf sie zu eilte, seh ich dich wieder? Du, die mir aus den Fieberträumen der Krankheit noch immer wie ein tröstender Engel vorgeschwebt hat! — Und kennst du jenen Verwundeten nicht wieder? dem deine milde Pflege sicher allein das Leben erhalten hat! setzte er bittend hinzu, indem er sich liebkosend zu ihr niederbeugte.

Alle hatten sogleich den Freiherrn in dem schönen Krieger erkannt, allein Mariane wagte noch immer nicht, die holden Augen zu ihm aufzuschlagen. Zu fest hatte sie sich das Ideal ihrer stillen Träume schon jenseit dieser Erde gedacht, um jetzt so schnell die selige Gewißheit fassen zu können. Indeß sie drang ihr doch in Aug und Seele; auch der hinzugekommene Bediente, der damalige feurige Lobredner seines Herrn, selbst das vorgezeigte Tagebuch trugen bei, die Innigliebende zu überzeugen.

Und so, rief der Freiherr entzückt, hätt' ich denn unverhofft das Weib gefunden, das meine hoffnungslose Sehnsucht suchte! sie, deren edles, treues Herz, nur mir, und

nur um meiner selbst willen sich weihte! — Und werden Sie, mein ehrwürdiger Freund, frug er, sich zu dem Vater wendend, mir ihre Hand versagen? — Meine Güter unter königlich würtembergischer Hoheit sichern meiner künftigen Gattin ein sorgenfreies Loos. — Die Belege darüber sollen in Ihren Händen seyn. —

O bitt' unterthänig! — rief der alte Vater, ungewiß, ob er zuerst Devotion, oder Rührung, oder Freude sprechen lassen sollte. Aber helle Thränen der Freude träufelten aus seinen ergrauten Wimpern nieder.

Eine neue Dazwischenkunft unterbrach diesen Auftritt; ein Wagen rollte in den Hof, — und in wenig Augenblicken lag in den Armen des froh überraschten Vaters und der liebenden Schwester — — Julian.

Nach einer flüchtigen Begrüßung des Fremden, erzählte er ihnen, daß er durch Vermittlung eben jenes großmüthigen Freundes, der ihn von einer geringen Stufe zu einer seinen Kenntnissen angemeßnen Stelle gehoben habe, nun künftig in ihrer Nähe leben werde, daß er in dem Ingenieur-Corps seines Vaterlandes eine höhere Offizierstelle erhalten habe.

Dankbar betend faltete der Alte seine Hände zum Himmel empor, und Mariane rief, inden sie die Arme um den Hals des geliebten Bruders schlang: O mein Julian, nun bin ich erst ganz glücklich.

Doch welcher Augenblick der Ueberraschung, als Julian den zur Seite getretnen Freiherrn schärfer ins Auge faßte, und in ihm eben jenen Freund, den menschenfreundlichen Offizier erkannte, der aufmerksam auf die Vorzüge seiner Untergebenen, ihm, da er ihn damals nicht im Vaterlande

versorgen konnte, doch unter den kriegskundigen Bundesgenossen Anerkennung seines Talents verschafft hatte.

Es erwies sich freilich auch, daß Maximilian eben jener Wildfang gewesen war, der die unschätzbaren Manuscripte damals der Entenpfütze überliefert hatte. Indessen wich die Kränkung des Verfassers aufrichtig der Wonne des Vaters; der düstre Schatten, der bisher vorzüglich Maximilian in seinen Augen über das Militär geworfen hatte, verschwand, und er sah jetzt sogar ein, daß seine Kinder sich auf den Flügeln einer solchen Schwärmerei zu einem recht beneidenswerthen Loos erhoben hatten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brachmann, Louise,

Auserlesene Erzählungen und Novellen

Bd.: 1

Leipzig (1825)

P.o.germ. 161 hd-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106132-6